NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 03263981 1

Digitized by Google

Digitized by Google

LEHMANN

Erinnerungen eines Künstlers

Digitized by Google

500

Digitized by Google

Rudolf Lehmann

Digitized by Google

Erinnerungen eines Künstlers.

Mit 15 Porträtzeichnungen in Lichtdruck und einem Titelbilde.

Von

Rudolf Lehmann.

Tutti gli uomini d'ogni sorte, che hanno fatto qualche cosa che sia virtuosa, ossia veramente che la virtù somigli, dovriano, essendo veritieri e dabbene di lor propria manù descrivere la loro vita. Ma non si dovrebbe commineiare una tal bella impresa che passata l'età di quarant' anni.

Vita di Benvenuto Cellini.

Berlin.
Ernst Hofmann & Co.
1896.

Digitized by Google

Die Lichtdrucke ſind hergeſtellt
in der Kunſtanſtalt von Meiſenbach, Riffarth & Co.
in Berlin.

Nachdruck des Textes und Vervielfältigung der Portraits unterſagt.
Überſetzungsrecht vorbehalten.

REC'D MU 001 45 1981

Digitized by Google

Dem Andenken

meines geliebten Bruders

Heinrich

geb. Kiel 1814, † Paris 1882

sind diese Blätter

ein Zeichen der Verehrung und des Dankes

gewidmet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

„Der Chroniſt ſoll eine ſchon um dreißig Jahre zurückliegende Epoche auch in ihren Einzelheiten ſchildern, während er meiſt in den Fehler verfällt, dieſe als bekannt vorauszuſetzen. Er ſoll auch unbedeutende Menſchen, als Eltern, Lehrer, Verwandte, Geſpielen namentlich aufführen, bekannte außerordentliche Naturen abermals ſchildern, die Einwirkung großer Weltbegebenheiten darſtellen. . . . .

Goethe (Recenſion 1806).

Man ſagt, daß dem Ertrinkenden, wie auf einen Zauberſchlag, ſich plötzlich ſein ganzes Leben entrolle. Ein Fünfundſiebzigjähriger fühlt ſich dem Ertrinken ſehr nahe.

Wenn ich, ein Ausgewanderter, die folgenden Blätter der Nachſicht meiner Landsleute empfehle, muß ich voranſchicken, daß dieſelben vor der, faſt vor einem Jahre erſchienenen, engliſchen Ausgabe deutſch niedergeſchrieben wurden, daß ſie Vieles enthalten, was jener fehlt, und daß ſie in keiner Weiſe eine Überſetzung ſind.

London. R. L.

Digitized by Google

Inhalt.

I. Erlebnisse.

	Seite
Hamburg 1813—1835	3
Paris 1835—1837	16
München 1838—1839	28
Rom, Florenz 1839—1840	35
Erste Erfolge. — Brief von Ary Scheffer	41
Rom. Abbé Ratisbonne 1843	46
Die Abruzzen. — Piscinisco, La Madonna di Canete 1845	48
Das Volskergebirge. Sezza, Ninfa, Sonnino	58
Reisebriefe. Fragmente 1852—1856	66
Rocca di Papa. Genzano l'Infiorata	73
Rom 1845—1846. Papstwahl. Pio IX.	78
Abreise von Rom 1846. — Paris, Winter 1846—1847. — Herbst in Hamburg — Paris 1847—1848. — Duc de Monpensier	87
Zwei Briefe Heinrich Lehmanns an seine Eltern	92
Alphonse de Lamartine; Graziella 1848, 1855, 1858. — Procida, Capri	101
Paris 1848	112
Hamburg 1849. — Abreise nach London 1850	123
London 1850—1851	128
Terracina	138
Berlin 1859	145
Noch einmal Rom 1866. Mentana	148
London 1867. — Alnwick Castle. — Rom	154

Digitized by Google

II. Charakterköpfe.

	Seite
König Friedrich Wilhelm IV.	165
Der Prinz von Wales	168
Vier russische Großfürstinnen	172
Kardinal Antonelli	176
Lord Lytton (Sir Ed. Bulwer)	179
Robert Browning	182
Charles Dickens. — Wilkie Collins. — William Thackeray	189
George Elliot. — George H. Lewes	195
Frederika Bremer	196
Ferdinand Gregorovius	198
Adolf Stahr. Fanny Lewald	200
Ingres	204
Horace Vernet	208
Friedrich Overbeck	210
August Riedel	212
Albert Thorwaldsen	214
Josef Muncacsy	217
Ernst Meyer	219
Franz Liszt	224
Giuseppe Verdi	233
Ferdinand Hiller — Abbate Baini	236
Alexander von Humboldt	240
William Siemens	242
Rachel	246
Adelaide Ristori	248
Goethes Nachkommen	255
Nachlese	260

III. Anhang.

Briefe von

	Seite
Franz Liszt	267
Karl Eckert	274
Adolf Stahr	285
Fanny Lewald	292
Ferdinand Hiller	307

Digitized by Google

Porträts (Lichtdrucke).

	Bei Seite
Chopin	272
Cornelius	30
Eckermann	258
Friedrich III. (als Kronprinz)	168
Gladstone	158
Gregorovius	198
Humboldt, A. v.	240
Lamartine	110
Liszt	224
Manning	46
Menzel, Adolf	12
Pio IX.	84
Ranke	150
Schumann, Clara	186
Tennyson	70
Lehmann, Rudolf	Titelbild.

Digitized by Google

Erſte Abteilung.

Erlebniſſe.

Digitized by Google

Hamburg. 1813—1835.

Dem Motto auf dem Titelblatte zufolge ist Benvenuto Cellini der Meinung, „daß alle Menschen, die etwas Tugendhaftes oder der Tugend Ähnliches gethan haben, wenn sie aufrichtig und gut sind und wenn sie das vierzigste Jahr überschritten haben, ihr Leben mit eigener Hand beschreiben sollten."

Es würde anmaßend von mir erscheinen, wollte ich die Eigenschaften beanspruchen, die er als Bedingungen eines solchen Unternehmens bezeichnet. Der Umstand indessen, daß ich eine derselben, die nötige Zahl von Jahren, fast doppelt erfülle, mag einige der Mängel in anderer Beziehung aufwiegen. Ich stehe in meinem fünfundsiebzigsten Jahre, habe in dem langen Zeitraum viele Länder und Leute gesehen, und obgleich mir fast keine gleichzeitigen Notizen zu Gebote stehen, meine Hand auch mehr gewohnt ist, den Pinsel als die Feder zu führen, möchten doch einige meiner Erlebnisse, selbst in so unzureichender Form, von allgemeinem Interesse sein.

Es ist nicht gar lange, seit die Thore meiner Vaterstadt Hamburg — von Sonnenuntergang bis -Aufgang — insofern gesperrt wurden, als Aus- und Eingehende einer stündlich sich steigernden Taxe unterworfen waren. Da dies die Kosten einer

Digitized by Google

Sommerfrische wesentlich erhöhte, mußten Unbemittelte, wenn sie nicht während der heißesten Monate in den überfüllten engen Gassen der Stadt bleiben wollten, darauf bedacht sein, dieselbe möglichst bescheiden einzurichten. Dementsprechend hatten meine Eltern im Sommer 1819 in Ottensen, einem benachbarten holsteinischen Dorfe an der Elbe, in der noch bestehenden Grünbeinschen Wirtschaft, nicht weit von Klopstocks Grabe, eine kleine Wohnung gemietet, in der ich am 19. August, als das vierte von sieben Kindern, das Licht der Welt erblickte. Ich ward, unter meiner Mutter Aufsicht, der Sorge eines schönen jungen Mädchens anvertraut, der Pflegetochter eines armen dortigen Flickschneiders (wie das Gerücht ging, einer natürlichen Tochter des Großherzogs von Oldenburg). Ihr ungewöhnliches Schicksal mag es rechtfertigen, wenn ich gleich hier einschalte, daß der Sohn einer angesehenen, reichen jüdischen Familie sich sterblich in sie verliebte und sie, nachdem er sie bewogen, seine Religion anzunehmen, heiratete.*)

Erst 1814 war Hamburg von dem unerträglichen Joche der Fremdherrschaft und den grausamen Erpressungen des Marschalls Davoust befreit worden durch die Russen, welche die Stadt belagerten. Bei diesem Anlaß wurden alle Unbemittelten ohne Erbarmen mitten im Winter aus der Stadt getrieben, während jungen und hinlänglich bemittelten Männern nicht gestattet war, sie zu verlassen. Meine Mutter war nach Kiel entflohen, wo mein ältester Bruder Heinrich geboren wurde; und da mein Vater in so gewichtigem Momente um jeden

*) Im Jahre 1865, also nach 46 Jahren, wo sie mit ihrem Manne, jetzt Chef eines bedeutenden Handlungshauses im Norden von England, den Winter in Rom zubrachte, wollte der Zufall, daß sie ihre Wohnung oberhalb derjenigen nahmen, die ich mit meiner jungen Familie inne hatte. Gemeinsame Freunde vermittelten die Bekanntschaft, und es war rührend, das Interesse zu sehen, das die nun stattliche Matrone ihrem einst goldlockigen, nun grauhaarigen Pflegling widmete. — Sie hatte ihren ältesten Sohn nach mir Rudolf genannt.

Preis in ihrer Nähe zu sein wünschte, gelang es ihm, die französischen Wachen am Thore zu täuschen, indem er als Arbeiter verkleidet einen beladenen Karren vor sich herschob.

Hartnäckigstes Festhalten am Hergebrachten und Stolz auf eine gewisse altmodische Respektabilität waren die charakteristischen Eigenschaften der ehrwürdigen, alten freien Hansestadt Hamburg. Bekanntlich ward und wird sie zum großen Teil von Kaufleuten, unter ihnen einige von fürstlichem Reichtum, regiert, alle so stolz und stolzer auf ihre Privilegien, als nur ein Venetianischer Doge es jemals sein konnte. Die Juden, von denen es in der Stadt wimmelte, wären nur geduldet, und sie litten unter fast ebensoviel gesetzlichen Einschränkungen, wie die des römischen Ghetto. So war ihnen das Studium des Rechts und die Ausübung der meisten Handwerke verboten. Deutlich erinnere ich mich periodischer Krawalle gegen sie, wenn der Pöbel sie aus allen Straßen und öffentlichen Plätzen verjagte und aus Kaffees und dem Theater gewaltsam hinauswarf. Bei einer solchen Gelegenheit protestierte ein kürzlich zum Christentum Bekehrter, er sei getauft: „Smiet'm wedder 'rin" („Schmeißt ihn wieder hinein"), war die belustigte Antwort.

In solcher Stadt mußte meine Familie als eine Anomalie erscheinen. Mein Vater war ein Künstler — eine Ausnahme in so unsympathischer Umgebung — mein mütterlicher Großvater war ein Italiener, aus Padua, und meine väterliche Großmutter eine Engländerin. Beide Großväter waren, wie fast Jedermann in Hamburg, Kaufleute. Der väterliche war Makler, der mütterliche stand einem ausgedehnten Juwelen- und Galanterie-Geschäft vor. Es muß von Bedeutung gewesen sein, denn seine Witwe, meine Großmutter, hat uns oft erzählt, auf wie harte Probe sein Patriotismus gestellt wurde, wenn der Marschall Davoust im Voraus die Geschenke in seinem Kaufhause zu bezeichnen kam, durch die der Senat die französischen Erpressungen periodisch vergebens zu mildern versuchte.

Digitized by Google

Viele Jahre hindurch war mein Vater der erste, beliebteste Miniaturmaler und Zeichenlehrer in Hamburg. Seine Schüler und zahlreichen Schülerinnen hingen mit rührender Treue an ihm. Ja, in einigen Familien hatte er in spätem Alter zu gleicher Zeit drei Generationen zu unterrichten. Sein Humor war unverwüstlich, und seine Witze gingen von Mund zu Mund. Ein leidenschaftlicher Musikfreund, Schüler Andreas Rombergs, wirkte er aus Liebhaberei in fast allen philharmonischen Konzerten als erste Violine im Orchester mit.

Meiner energischen und höchst intelligenten Mutter gebührt das Verdienst, einer so zahlreichen Familie bei beschränkten Mitteln eine angenehme gesellschaftliche Stellung verschafft zu haben. Fast kein bedeutender Autor oder Künstler kam durch Hamburg, ohne unsere bescheidene Wohnung mit einem Besuche zu beehren. Da gab es regelmäßige Quartett-Abende, Opern wurden am Klavier, Lustspiele auf improvisierten Bühnen aufgeführt und Meisterwerke deutscher und französischer Litteratur in verteilten Rollen gelesen. Ich muß dies in der Erinnerung um so mehr bewundern, eingedenk der Ansprüche, welche die sprichwörtliche Hamburgische Gastfreundschaft bei geselligen Zusammenkünften an die Wirtin machte.

In allen Zweigen der Haushaltung herrschte die strengste Ökonomie. Meine Mutter suchte uns, freilich nicht ohne Mühe, zu überzeugen, daß nur Löcher, nicht aber Flicken, deren wir viele auf Knieen und Ellbogen hatten, eine Schande für Knaben seien.

Sie hatte viel über Erziehung nachgedacht, u. a. Rousseaus „Emile" sorgfältig studiert und war in Folge dessen eifrig auf Abhärtung und frühe Selbständigkeit ihrer Söhne bedacht. Wir wurden, oft schwer beladen, weite Wege geschickt, Bestellungen auszurichten; Turnen und Schwimmen wurden eifrig betrieben. Letzteres in der Elbe, auf dem damals von der Stadt durch brachliegendes Land getrennten „Grasbrook". Wie notwendig

Digitized by Google

und heilsam dies System moralischer und physischer Kräftigung meiner schüchternen, apathischen Natur war, mag der Umstand beweisen, daß ich, etwa zehnjährig, allein vom Baden zurückkehrend, den Weg verlor und angesichts der fünf Türme Hamburgs, kaum ein halbes Stündchen von der Stadt entfernt, niederkniete mit dem Stoßgebet: „Lieber Gott, laß mich mein Vaterland wiedersehen!"

Dem, noch in vielen deutschen Häusern geltenden, Grundsatz zufolge, daß jedes Kind ein Instrument spielen lernen sollte, unternahm mein Vater, mich im Violinspielen zu unterrichten. Ein fruchtloses Bemühen, da ich von Natur nicht musikalisch angelegt bin. Neun Jahre hindurch habe ich manche Stunde in dem vergeblichen Versuche verloren, die Schwierigkeiten des reizenden Instrumentes zu überwinden. Mein Falschgreifen konnte den sonst so milden Mann zur Verzweiflung bringen. Mein Zutiefgreifen galt ihm als reine Faulheit, während er das ebenso häufige Zuhochgreifen nicht als Fleiß gelten lassen wollte. Wie oft war ich, wenn auch in Thränen, seelenfroh, wenn die über meinen Rücken zerbrochene, langstielige irdene Pfeife erwünschte Unterbrechung gewährte, indem ich zum benachbarten Krämer geschickt wurde, sie durch eine neue zu ersetzen. Dennoch brachte ich es so weit, in einem Haydnschen oder Mozartschen Quartett einen ganzen Winter hindurch die zweite Violine spielen zu können, setzte auch das Üben noch in Paris unter Panofka fort, bis es in Rom schließlich aus Mangel an äußerer Teilnahme im Sande verlief.

Die epochemachende Erfindung der Photographie, die der Miniaturmalerei den Todesstoß gab, fand meinen Vater am Ende seiner künstlerischen Laufbahn — er starb, 83 Jahre alt, 1859).

Meine mütterliche Großmutter, eine stattliche Matrone mit viel Mutterwitz, wenn auch mit geringer Schulbildung, war von ihrem verstorbenen Mann als wohlhabende Witwe hinterlassen worden.

Digitized by Google

Zwischen dem Flügel, den dieser für seine geräumigen Kaufgewölbe hinterwärts angebaut hatte, und der hohen Mauer einer Zuckersiederei, die allen Versuchen, sie mit Schlingpflanzen zu bekleiden, Hohn sprach, blieb Raum für einen kleinen Garten, einen Tummelplatz für unsere Spiele, während ein freigelassener Platz sich bis zu einem der Kanäle erstreckte, denen Hamburg den Namen des nordischen Venedigs verdankt.

Diese Kanäle (Fleete) stehen in direkter Verbindung mit der Elbe. Der hamburgischen Sitte gemäß war ein von der Straße aus zugänglicher Keller unter unserem Hause an einen Arbeiter vermietet, dessen Frau einem Branntwein-Ausschank vorstand. Bei Springfluten wurde der Keller fast jährlich unter Wasser gesetzt, wo dann die Bewohner, durch stündlich wiederholte Kanonenschüsse vom Steigen des Wassers unterrichtet, in unserm Hause über ihnen Schutz suchen mußten. Lebhaft erinnere ich mich, wie die Familie bei solchen Anlässen mit Hab und Gut und zahlreichen Kindern auf unserem Hausflur zur bivouakiren pflegte.

Ein geräumiger Pavillon, von uns Lusthaus benannt, bot im Sommer angenehmsten, für alle Mahlzeiten benutzten Aufenthalt. Unter ihm führten steinerne Stufen zu zwei Kellern, bis an den Rand des Wassers, treffliche Verstecke bei unseren lärmenden Spielen. Während der Flut bot der breite Kanal mit den „Ewer" genannten buntbemalten Schiffen, die ihre Fracht an den zahlreichen Speichern aus- und einluden, ein unterhaltendes, immer wechselndes Bild. Rechts und links war die Aussicht von belebten Brücken begrenzt, letztere mit einer Schleuse und Mühle. Zur Ebbezeit war das Bild freilich weniger anziehend. In dem schlammigen, nun blosgelegten Grunde watend, suchten die „Fleetenkiker" (Lumpensammler), mit Hakenstöcken bewaffnet, von zahlreichen Ratten umtanzt, ihre Körbe auf dem Rücken mit dem Abfall der Häuser zu füllen.

Das Haus war viel zu groß für die alte Dame. Sie

Digitized by Google

hatte es deshalb, und auch der Gesellschaft wegen, an meine Eltern vermietet, während sie für sich selbst im ersten Stock eine Reihe hübscher Zimmer behielt. Wie oft habe ich mit klopfendem Herzen die Schätze eines derselben, des Prunkzimmers, durch's Schlüsselloch zu erforschen versucht, fand sie aber immer in mysteriöses Dunkel, so wie die Möbel in braunleinene Überzüge gehüllt.

Jahraus, Jahrein saß die Alte in ihrem Lehnstuhl am Fenster, an dem ein außen angebrachter Spiegel ihr ermöglichte die ganze lange Straße zu übersehen, für die zahlreiche Familie Strümpfe strickend. Neben ihr auf einem Tischchen ihre „Lieblingslektüre: „Werthers Leiden" und „Nathan der Weise". Dem Bildnisse ihres Mannes an der Wand ihr gegenüber pflegte sie wohl zuzunicken, mit den Worten: „Warte nur, bald komme ich Dir nach!" Sie erlebte es, ihre Enkelin (Frau Moscheles) als Großmutter zu sehen und erreichte ihr sechsundneunzigstes Jahr.

Ein Abend ihrer Woche war dem Kartenspiel gewidmet. Die Jahre der vier Teilnehmerinnen müssen zusammengezählt weit über 300 betragen haben — und sie hätten sich trefflich für die Eingangszene in „Macbeth" geeignet. Es war uns erlaubt, vor dem Schlafengehen dieser feierlichen Gesellschaft Gute Nacht zu wünschen mit der Aussicht, dafür durch eine überzuckerte Frucht oder sonstige Näscherei belohnt zu werden. Bei einer solchen Gelegenheit erinnere ich mich nur drei der alten Damen mit Boston-Spielen beschäftigt gefunden zu haben. Die vierte war von ihrem weichen Sitz langsam unter den Tisch geglitten, und da es den vereinten Bemühungen ihrer Spielgenossinnen nicht hatte gelingen wollen, sie wieder auf ihren Lehnstuhl zu bringen, hatten sie beschlossen, nachdem sie sie mit Kissen möglichst bequem gebettet, ruhig zu dreien weiter zu spielen, bis die kräftigere Dienerin mit dem Abendbrot erscheinen und Hülfe bringen würde.

Meine väterliche, englische Großmutter, die auch das neunzigste Jahr überschritt, war eine für jene Zeit hochgebildete

Digitized by Google

kleine Frau. Drei Sprachen waren ihr geläufig. Sie lebte mit uns und lehrte mich lesen. Eine Zeitlang waren täglich unser elf um den Mittagstisch versammelt.

Als Vorbereitung für meinen Eintritt in das öffentliche „Johanneum" wurde ich in eine Privatschule geschickt. Der peinliche Eindruck, den ein anscheinend unerhebliches Ereignis jener Zeit bis heute in meiner Erinnerung hinterlassen hat, mag entschuldigen, wenn ich seiner hier erwähne, als Beweis für die ungeahnten Prüfungen, denen sensitive Kinder ausgesetzt sind. Zwei Schwestern meiner Mutter waren an wohlhabende deutsche Banquiers in Paris verheiratet. Unter den meist sehr willkommenen Geschenken, die sie von Zeit zu Zeit ihren Hamburger Neffen und Nichten schickten, waren zwei weiße Filzhüte, von der gemeinhin Cylinder genannten Form. Sie waren zweifelsohne sehr kostbar, die weichen Haare fast zollang — vielleicht für Pariser, gewiß nicht für Hamburger Schulknaben gebräuchlich. Meine beiden älteren Brüder hatten Mittel gefunden, sich derselben in möglichster Kürze zu entledigen. Aber sie waren zu wertvoll, um sie wegzuwerfen; so daß dekretiert wurde, daß ich den einen nach dem anderen auftragen sollte. Natürlicherweise wurde ich durch sie zur Zielscheibe unendlicher Neckereien von Seiten meiner Mitschüler, die in Handgreiflichkeiten und Steinwürfen gipfelten, was mein Leben so verbitterte und unerträglich machte, daß mein Vater sich schließlich genötigt sah, an den Lehrer zu schreiben und ihn um Abhülfe zu bitten. Der Brief wurde an der Wand des Schulzimmers befestigt und hatte zur Folge, daß die ganze Schule außer mir eine Viertelstunde nach Schluß der Lektionen zurückgehalten wurde, um mir den nötigen Vorsprung zu verschaffen; eine Verordnung, die natürlich nicht dazu beitrug, mich beliebter zu machen.

So war ich seelenfroh, endlich in die öffentliche Schule versetzt zu werden, deren provisorischer Sitz während des Baues

Digitized by Google

eines neuen stattlichen Schulgebäudes sich in dem alten St. Johannis-Kloster befand, das man teilweise abzutragen im Begriffe war. Nachdem der Direktor mich ausschließlich im Lateinischen examiniert, wurde ich in die unterste, die sechste Klasse, verwiesen, wo die herkömmliche Latein-Plackerei eines schönen Morgens eine willkommene Unterbrechung fand, indem das obere Ende eines im Abtragen begriffenen, isolierten, hohen Pfeilers plötzlich mit Donnergepolter auf die gewölbte Decke unserer Klasse fiel. Sie war glücklicherweise stark genug, dem Druck zu widerstehen, aber durch ein Loch, das hineingeschlagen, regnete es Staub und Bruchstücke von Kalk und Gestein, die den hohen Raum bis zum Erblinden füllten. Der erschrockene Lehrer sprang zum hohen Fenster hinaus, wir Jungen ihm nach in Todesangst, aber bald ausgesöhnt durch den ungehofften halben Feiertag, den der Unfall für uns zur Folge hatte.

Nachdem ich mich mühsam zur dritten Klasse hinaufgearbeitet, wurde es klar, daß ich keine natürlichen Anlagen zu klassischen Studien d. h. zum Studieren hatte. Mein ältester Bruder sollte demnächst die kostspielige Universität beziehen, was meinen Vater meinem Entschluß, mich dem Kaufmannsstande zu widmen, um so geneigter machte. Eine Spaltung des „Johanneums" in eine gelehrte und eine Real- oder kaufmännische Schule war eben von den Behörden beschlossen worden, und bis die nötigen Vorkehrungen zur Eröffnung der letzteren beendigt waren, wurden mir einstweilen die lateinischen und griechischen Stunden erlassen. Während derselben durfte ich abseits sitzen, und ohne Zweifel zum Teil aus Langerweile, verfiel ich aufs Dichten, wozu ich von jeher eine, bei Knaben nicht ungewöhnliche, natürliche Neigung hatte. Diese Gedichte, namentlich eines derselben, „Cäsars Tod", frappierten meine Mutter und ihre Freundinnen, als von so ungewöhnlicher Begabung zeugend, daß sie alle Professoren der Schule damit plagte, ja, sie nach Paris schickte, um durch ihre Schwestern

Digitized by Google

Heines und Börnes Gutachten darüber einzuholen (die günstig ausgefallen sein sollen). Das Resultat war, daß sie mit gewohnter Energie erklärte, unter keiner Bedingung zugeben zu wollen, daß ich Laufbursche in einem kaufmännischen Kontor würde, was die einzige Alternative schien. So hatte ich wieder an den klassischen Lektionen teilzunehmen, mich am Lateinischen und besonders dem Griechischen abzuplacken, offen gestanden mit geringem Enthusiasmus. —

Im Jahre 1831 sollte ein unerwartetes Ereignis mittelbar meine künftige Laufbahn, wenn nicht bestimmen, doch jedenfalls beeinflussen. Mein um fünf Jahre älterer, in jeder Hinsicht hochbegabter Bruder Heinrich hatte plötzlich erklärt, er fühle einen unwiderstehlichen Beruf zur Malerei, und hatte zum großen Bedauern seiner Lehrer wie seiner Mitschüler die Schule verlassen, um in die Malklasse eines hamburgischen Künstlers einzutreten. Für fernere künstlerische Ausbildung bot Hamburg keine Gelegenheit. Die schwierige Frage, wohin ihn zu diesem Behufe zu schicken, ward nach vielem Hin- und Herreden, auf eindringliches Befürworten der Verwandten in Frankreich, dahin entschieden, daß er in Paris, in Ingres' damals weltberühmtem Atelier, unter ihrer Aufsicht seine Studien fortsetzen sollte. Dort aufgenommen, widmete er sich denselben mit so energischer Ausdauer und so unermüdlichem Fleiße, daß er schon in seinem einundzwanzigsten Jahre sein erstes Bild „Der Abschied des jungen Tobias" mit durchschlagendem Erfolge im Salon von 1835 ausstellen konnte. Dadurch ermutigt, schrieb er nach Hause, er sei bereit, einen seiner Brüder, falls er entschiedenen Beruf zur Malerei zeigen sollte, zu sich zu nehmen, um ihn in der Kunst zu unterweisen und so seinem Vater die Last der großen Familie zu erleichtern.*)

*) Mein Bruder machte in Frankreich, wo er naturalisirt war, eine glänzende Laufbahn. Er starb im Jahre 1882, 68 Jahre alt, Offizier der Ehrenlegion, Mitglied des Instituts, Professor an der Ecole des Beaux-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Vorschlag war meiner Mutter in mehr als einer Hinsicht willkommen. Da mein zweiter Bruder schon seine kaufmännische Laufbahn in einem Handlungshause angetreten hatte, mein jüngerer Bruder erst elf Jahre zählte, war ich der einzige, auf den das Anerbieten Anwendung finden konnte. Es handelte sich also darum, meine künstlerische Begabung zu erproben. Mysteriöse Winke verrieten mir einigermaßen, worum es sich handelte. Der folgende Vorfall mag als Beweis dienen, daß ich nicht wie mein Bruder einen unwiderstehlichen Beruf zur Kunst fühlte. Es ward eine Probezeit beschlossen, und zum Anfang setzte mich mein Vater eines Morgens vor einen Gypsabguß des wohlbekannten Niobekopfes, gab mir die nötigen Zeichenmaterialien und befahl mir, ihn nach besten Kräften in Kreide zu kopieren. Es muß mich gelangweilt haben, denn bald des Zeichnens müde, legte ich der Büste meines Vaters grauen Flausrock um die Schultern, setzte ihr seine Hausmütze auf den Kopf, gab ihr seine lange irdene Pfeife in den pathetischen Mund, setzte ihr seine Brille auf die Nase und machte mich aus dem Staube. In diesem Zustande überraschte sie meinen Vater, als er, auf das Ergebnis des Versuches begierig, von seinen Zeichenstunden nach Hause kam. Er war empört, so sehr der liebenswürdige Mann es sein konnte, und völlig entmutigt. Meine Mutter hat mir oft erzählt, wie er sie nachts ein Mal über das andere aus dem Schlaf geweckt, um ihr mitzuteilen, daß er es nicht vor seinem Gewissen verantworten könne, mich den Malerberuf ergreifen zu lassen. Indessen gelang es ihrer entschiedenen Beredsamkeit, seine berechtigten Bedenken zu überwinden und ihn zu ferneren Versuchen zu bewegen, wofür sie manche triftige

arts. Die bedeutendsten der öffentlichen Gebäude, die er mit Wand- und Deckengemälden geziert, wie das Hôtel de Ville und das Palais de Justice, wurden im Jahre 1871 durch die Kommune in Brand gesteckt und zerstört. Es existieren viele meisterhafte Porträts von seiner Hand.

Digitized by Google

Gründe hatte. Einmal dachte sie, daß neben der brotlosen Poesie die Malerei als gute Hilfe zum Broterwerb dienen könnte, ferner muß die Hoffnung, ihren geliebten ältesten Sohn, ihre Schwestern und endlich die Weltstadt selbst zu sehen, mächtig in die Wage gefallen sein, denn sie beabsichtigte mich nach Paris zu begleiten. So fielen die Würfel, die meinen Lebenspfad bestimmten.

Zwei Proben meiner lyrischen Jugendsünden mögen hier ihren Platz finden und der Nachsicht der Leser empfohlen sein.

Rose und Zephyr.

Auf einsamer Höh' eine Rose stand,
Trug stolz ihr purpurn Haupt,
Nie hatt' sie entweihet begehrende Hand,
Nicht Sturm sie, noch Alter entlaubt.

„Meine Schwestern, die unten im Thale stehn,
Die sehen viel, und werden gesehen;
Allein die einen werden gepflückt,
Die andern von eilenden Füßen geknickt,
Und sterben frühe vor Lieb' oder Leid;
Ich lobe mir hier meine Einsamkeit!"

So sprach sie, da lispelte Zephyr heran
Mit seinem beranschenden Kuß. —
Da war's um der Sträubenden Ruhe gethan,
Um kühler Freiheit Genuß! —

Hast Du wohl jemals ein Auge gesehn
Vor Lieben und Leiden und Sehnen vergehn?
Wie da aus dem leuchtenden, thränenvollen,
Die langsamen Tropfen zur Erde rollen?

So eh' noch die beiden geherzet sich satt,
Und Küsse begehrt und gewährt,
Fiel langsam sich lösend ein duftend Blatt
Dem anderen nach zur Erd'.

Digitized by Google

Ein Weilchen trug Zephyr sie über die Heid',
Dann ließ er sie liegen — nicht allzuweit;
Erst wohl ihre Düfte, die sterbenden, sog,
Dann spielend weiter zu andern flog. —
Die Rose, die stand indes nackend und kahl,
Und seufzte: „Ach blüh't ich doch noch einmal!"

Am Meer.

Komponiert von Georg Henschel.

Einsam strich ich hin am Meeresstrande,
Keine Spur, nur einen lichten Schein
Ließ mein Fuß im feuchten Ufersande.

Jenseits stürzte sich der Tag, der helle,
Von der Nacht, der Buhlerin, verfolgt
Schamerglühend in die feuchte Welle.

Stärker schwoll des Meeres Seufzerrauschen,
Da es seinen Scheidegruß empfing.
Stille stand ich, seinem Sang zu lauschen:

Meeresklage.

„Dich hab' ich einst, o heißgeliebtes Land, besessen.
Ich kann es nie, daß man dich mir entwand, vergessen.
Wird nie mein Kuß mehr deinen Busen warm erreichen?
Wirst ewig meinem ausgestreckten Arm entweichen?
So magst Du, meine Perlen raubend, mich beglücken.
Vergönnen mir, mit meinen Thränen Dich zu schmücken."

Mitleidig streut der Mond mit vollen Händen
Der Sterne schönste auf das bleiche Meer,
Um Ruh' und Trost dem weinenden zu spenden.

Nachtwind rauscht durch hoher Pinien Wipfel
Meeres Seufzerklag' und Liebesweh,
Trug sie über Thal und Bergesgipfel.

Nur das Land blieb stumm bei seinen Thränen. —
Dein gedacht' ich — die ich so geliebt —
Daß ich toll genug, Dich mein zu wähnen.

Digitized by Google

Paris. 1835—1837.

Nach dem Abſchluß meiner hamburgiſchen Jugendzeit, meiner feierlichen Konfirmation in der Sanct-Michaelis-Kirche, begaben ſich meine Mutter und ich, nach einem thränenvollen Abſchied meinerſeits, im März 1835 auf den Weg nach Paris. Wie roſig die nächſte Zukunft der Vorſtellung des fünfzehnjährigen Jünglings auch lächeln mochte, das erſte Verlaſſen des gewohnten Familienkreiſes iſt ein ſchmerzliches Losreißen.

Für Leute, die nicht die Mittel hatten, mit Poſtpferden im eigenen Wagen, oder nicht die Zeit, mit dem billigeren ſchleichenden Hauderer zu reiſen, war dazumal die Diligence die einzige Reiſegelegenheit. Es iſt ſchwer, der jetzigen Generation von ihren Unbequemlichkeiten einen Begriff zu geben. Das Gepäck, deſſen Gewicht ſtreng beſchränkt war, mußte am Vorabend des oft wochenlang vorher beſtimmten Tages der Abreiſe auf die Poſt geliefert, der Paß mit den nötigen Viſas aller zu durchreiſenden Länder, und der Beutel mit ihren verſchiedenen Geldſorten verſehen werden. Da die Brücke über die ſehr breite Elbe während der franzöſiſchen Okkupation aus gewaltſam genommenem und nicht bezahltem Holz gebaut worden war, hatte nach dem Abzuge der Franzoſen jeder der

Digitized by Google

beraubten Holzhändler einfach sein Eigentum zurückgeholt. So gab es keine Brücke mehr, und man mußte in Ermangelung derselben das jenseitige Ufer zu Schiff erreichen. Mein Vater begleitete uns auf dem Dampfer bis zu der kleinen hannoverschen Stadt Harburg, wo uns die Diligence erwartete. In meiner Erinnerung gleicht diese Reise von etwa 150 Stunden, die wir indessen durch viermaliges vierundzwanzigstündiges Rasten unterbrachen, einem bösen Traume. Der Schaffner, ein absoluter Selbstherrscher, berücksichtigte nur seine täglichen Kunden, die Handlungsreisenden, und ihre regelmäßigen Trinkgelder. Wie lange im Voraus man auch immer seinen Platz bestellen mochte, das Coupé, mit seinen zwei Sitzen neben dem Schaffner, war immer schon vergeben. Im Innern, das viel zu eng für seine sechs Plätze, waren die Fenster meistens, Nachts fast immer, geschlossen. Fast alle Reisenden rauchten, und die Gespräche waren häufig für gebildete weibliche Ohren verletzend. Ich hatte einen der zwei Mittelplätze ohne Seitenlehne für den Kopf, litt unsäglich, wurde seekrank und trat allen Reisegefährten auf die Füße — wofür der Gedanke, daß ich mich gründlich verhaßt machte, eine schwache Entschädigung bot.

Doch muß ich, um gerecht zu sein, auch der Vorteile nicht vergessen, die diese primitive Art zu reisen bot. Man sah und erlebte mehr als bei dem rascheren und bequemeren Reisen mit der Eisenbahn. Anstatt außen um die Städte herumzufahren, fuhr man durch dieselben und bekam ein, wenn auch noch so flüchtiges Bild. Wie langsam auch immer gefahren worden war, durch die Stadt wurde im Galopp gejagt, und das Peitschenknallen und Hornblasen brachte alle Welt an die Fenster und auf die Gasse. Vor der Post, gewöhnlich einem Wirtshaus, stand der freundlich lächelnde Wirt oder seine Frau, und lud zum willkommenen Mahle ein, das in der kurz gemessenen Zeit mit Heißhunger verschlungen wurde. Ein dichter Haufe musterte die wieder einsteigenden Passagiere, und

Digitized by Google

man freute sich auf den nächsten Haltepunkt. Man hatte doch einen allgemeinsten Eindruck des Orts und seiner Bewohner bekommen!

Nach vierundzwanzigstündiger Fahrt, meist durch die traurige Lüneburger Heide, machten wir in Hannover den ersten willkommenen Halt. Der nächste war in Köln, wo wir spät Abends in der Karnevalswoche ankamen. Nirgends war weder für Geld noch gute Worte ein Unterkommen zu finden. Nachdem wir stundenlang, bis lange nach Mitternacht im Postbureau auf unsern Koffern sitzend, vergebens auf günstige Antwort der ausgeschickten Boten gewartet hatten, erinnerte sich meine Mutter eines alten hamburger, jetzt in Köln wohnenden Bekannten. Der gute Mann kam, in Folge unserer verzweifelten Botschaft, uns zu erlösen, und lud uns gastlich in sein Haus, ungeachtetet seine Frau ihn eben mit einem Familienzuwachs beschenkt hatte. Nachdem wir am nächsten Tage noch den überaus reichen und schwankvollen Karnevals-Maskenzug durch die engen Gassen Kölns mit angesehen, ging es weiter nach Aachen. Nach einem vierten Ruhetage in Brüssel, und nachdem meine Mutter an der französischen Grenze, mit widerlichster Strenge von weiblichen, auf Brüsseler Spitzen fahndenden Mauthbeamten in männlichen Kleidern, bis auf den Leib visitiert worden war, erreichten wir endlich unser Ziel Paris, am neunten Tage unserer Pilgerfahrt. —

Der Übergang aus den bescheidenen hamburger Verhältnissen in die glänzende Weltstadt mußte auf den fünfzehnjährigen Jüngling einen überwältigenden Eindruck machen. Eine meiner Tanten hatte einen vielbesuchten Salon. Alexander von Humboldt, Börne und Heine, um nur Einige unter Vielen zu nennen, zählten zu den mehr oder weniger intimen Gästen.

Des letzteren feines Profil mit den glatten langen Haaren ist mir lebhaft im Gedächtnis. Er hatte die Gewohnheit, an junge Leute die Frage zu stellen: „Sagen Sie mal — wird

Digitized by Google

denn was aus Ihnen?" und aus der Antwort seine Schlüsse zu ziehen; welchen Eindruck ihm die meinige gemacht, hat er mir nicht anvertraut. Obgleich seine Mutter, wie er erzählt, aus Düsseldorf und eine geborene von Geldern-Heine war, konnte doch seine Familie als eine hamburgische betrachtet werden. Er war sogar, wenn auch entfernt, durch Heiraten einigermaßen mit uns verwandt. So pflegte er, zum Teil als Landsmann, zum Teil als Verwandter durch zeitweilige Besuche geselligen Verkehr, wenn auch nicht intime Beziehungen mit meinen Tanten aufrecht zu erhalten. Eine derselben, Frau Valentin, hatte wechselnde Schicksale erlebt. Als die Frau eines Teilnehmers an einem großartigen Bankgeschäft hatte sie unter der Restauration in der Pariser Gesellschaft eine gewisse Rolle gespielt. Sie empfing in großem Maßstabe, und ihre Bälle und Empfangsabende waren so berühmt, daß die ersten Pariser Putzmacherinnen es als eine Vergünstigung ansahen, auf der Treppe stehen zu dürfen, um die Toiletten der Gäste zu studieren. Sie war eine geistreiche Frau, wenn auch ohne höhere Bildung. Mit Rahel, in deren veröffentlichten Briefen einige an meine Tante gerichtete abgedruckt sind, war sie intim befreundet. Sie malte mit Leidenschaft und nicht ohne Talent, wie einige treffliche, im Louvre gemalte Kopien bezeugen.

In einer der finanziellen Krisen, Folgen der häufigen politischen Umwälzungen, mußte auch meines Onkels Firma in Paris und London zeitweilig ihre Zahlungen einstellen,*) was indessen dem guten Humor und der Geistesfrische der alten Dame keinen Eintrag that. Sie fand sich mit Grazie und Resignation in ihre neue, beschränkte Lage. Der damals junge und gefeierte Ferdinand Hiller behauptete, er unterhalte sich

*) „Sie machen Alle Bankerott, sie erleben es nur nicht immer," sagte der witzige Dr. Koref, der in den dreißiger Jahren — bis er eine Modistin heiratete — in Paris ein beliebter und angesehener Arzt war.

Digitized by Google

lieber mit meiner alten Tante als mit dem schönsten jungen Mädchen. Wie alle Welt war sie von einigen Äußerungen in Heines Schriften tief verletzt und benutzte das Privilegium ihres Alters und ihres Geschlechts, ihm darüber Vorwürfe zu machen. „Sie können so schöne Sachen schreiben," sagte sie zu ihm bei einem seiner nicht häufigen Besuche, „warum sind Sie so ein Schw . . . igel"? Heine lächelte, und Alles, was er erwiderte war: „Warum lesen Sie mich? Es giebt so viele andere Bücher! Ich schreibe ja garnicht für Sie".

Börne war ein kleines, schmächtiges Männchen, dunkel, pockennarbig, mit ausgeprägt semitischen Zügen. Gewöhnlich still, konnte er sehr beredt und unterhaltend sein, wenn sich Gelegenheit bot, seine ultra-demokratischen Prinzipien zu verteidigen.

Humboldt sprach gern und viel, und selbstverständlich hörte man ihm aufmerksam zu. Man sah ihm seine kleine, verzeihliche Schwäche nach, als Demokrat erscheinen zu wollen, während er Kammerherr und intimer Freund seines Königs war.

Der Umstand, daß mein Onkel Leo nicht nur Banquier, sondern auch ein ungewöhnlich gebildeter Musikliebhaber war, zog auch die meisten der ausgezeichneten Musiker, die damals mehr als jetzt in Paris versammelt waren, in sein Haus. Meyerbeer, Liszt, Chopin, Hiller u. a. waren häufige Gäste. Von Liszt und Hiller rede ich ausführlicher an einem anderen Orte.

Chopin war eine fast ätherische, zarte Erscheinung. Seine feinen, schmächtigen Züge, mit bedeutender gebogener Nase, waren von einer Masse weicher, blonder Locken überschattet. Sein zu hagerer, schlanker Körper ließ die grausame Krankheit ahnen, die ihn seinen Freunden und der Welt so früh entreißen sollte. Wenn er spielte, wozu er in intimerem Zirkel leicht zu bewegen war, glaubte man märchenhafte Traum-Harmonieen aus einer anderen Welt zu hören. Seine zarten Finger schienen über den Tasten zu schweben.

Digitized by Google

Meyerbeer, von mittlerer Größe (wie mein Album zeigt, dem Kardinal Antonelli auffallend ähnlich), war von unverwüstlicher, fast übertriebener Höflichkeit gegen Jedermann. Als einem intimen Freunde der Familie begegnete ich ihm häufig im Salon meiner Tante. Zu jener Zeit nahmen ihn die Proben zu seiner neuen Oper „Die Hugenotten" (ein wichtiges Ereignis in der damaligen Musikwelt) gänzlich in Anspruch. Er schenkte uns Parterre-Billets zur ersten Vorstellung, der er selbst in großer nervöser Aufregung in der Loge meiner Tante beiwohnte. Mit größter Mühe, fast Gefahr, erreichten wir die große Oper in der Rue Lepelletier. Die „Queue" erstreckte sich bis zum Boulevard, zum Teil seit Tagesanbruch. Endlich im Innern angelangt, fanden wir das Parterre vollgepackt wie eine Heringstonne, und aufgeregt wie ein bewegtes Meer. Wer sich nach vorn drängte, wurde thatsächlich über die Köpfe der Menge hinweggeworfen. Als nun endlich der Vorhang aufgezogen wurde, verhielt sich das Publikum während der ersten Akte ziemlich kühl, bis es im vierten durch den Verschwörungschor der Mönche erwärmt, schließlich durch das leidenschaftliche Duett zwischen Valentine (Mlle. Falcon) und Raoul (Nourrit) zu stürmischer Begeisterung hingerissen wurde. Beide Künstler, die Lieblinge des Publikums, waren damals auf der Höhe ihres Ruhmes. Erstere, eine reizende Erscheinung und treffliche Sängerin sowohl als Schauspielerin, verlor bald darauf ihre Stimme und mußte die Bühne verlassen. Nourrit vertrieb der durchschlagende Erfolg seines Nebenbuhlers Duprez aus Frankreich. Er ging nach Italien, wo er unter Donizettis Leitung sich die italienische Gesangsmethode vergebens anzueignen versuchte. Es gelang ihm nicht, er wurde zu korpulent für einen Tenor, verfiel in tiefe Hypochondrie und stürzte sich schließlich, in einem Anfall von Verzweiflung, über das eiserne Geländer der steinernen Treppe, im vierten Stock eines neapolitanischen Restaurants. In Paris, wo wir ihn samt seiner liebens-

Digitized by Google

würdigen Frau kannten, hatte sein Haus mit den lieblichen Kindern den Eindruck glücklichsten Familienlebens gemacht.

Unter den vielen eleganten Damen im Salon meiner Tante war vor allen eine junge Gräfin Kielmannsegge, die Frau des hannoverschen Gesandten, nicht allein durch ihre Schönheit, sondern auch durch ihr musikalisches Talent ausgezeichnet. Sie war die Tochter des Wiener Banquiers Geymüller und machte durch ihren hinreißenden Gesang die Pariser mit den ihnen damals noch neuen Schubertschen Liedern bekannt.

Beide Tanten waren mit der Familie des einst hochberühmten Malers Baron Gérard intim befreundet, und mein Bruder führte mich dort an einem Mittwoch, seinem Empfangsabende, ein. Der alte Meister, ein kleiner Mann, mit großem, ausdrucksvollem, edlem Kopfe, stand, die Hände auf dem Rücken, vor dem Kamin, von einem zahlreichen Kreise von Zuhörern umgeben, die andächtig den Anekdoten lauschten, die er aus dem reichen Schatze seiner Erlebnisse gern und trefflich erzählte. Während des ersten Kaiserreichs und der Restauration war er „facile princeps", der Liebling des Publikums gewesen, und schwerlich war eine hochgestellte oder bedeutende Persönlichkeit durch Paris gekommen, ohne ihm für ihr Portrait zu sitzen. Napoleon I. machte insofern eine Ausnahme, als er ihm sein Bild im Krönungsornat zu malen auftrug, indem er ihm nur erlaubte, zu diesem Zweck während einer Audienz an ihm vorüberzugehen. Sein großes Bild „L'entrée de Henry IV dans Paris" ist durch einen trefflichen Stich bekannt. Er sandte ihn samt vielen seiner gestochenen Portraits an Goethe, der ihnen in eingehender Besprechung enthusiastische Bewunderung zollte. Die Familie bestand aus seiner Frau, einer kleinen, rundlichen Römerin (wenn ich nicht irre, seiner Cousine), einem Neffen, und einer Mlle. Godefroy, seiner Freundin und Schülerin, die Spuren großer früherer Schönheit zeigte und ihn bei seinen Arbeiten unterstützte. Beide besorgten den Thee und die obligaten „Ga-

Digitized by Google

lettes" und „Baba"-Gebäcke. In einer Ecke spielten vier ältliche Damen, der Mode gemäß, mit entsetzlich entblößten Schultern, reichem Brillanten-Schmuck und Marabout-Federn auf dem Kopfe, Karten. Als wir am folgenden Mittwoch unsern Besuch wiederholen wollten, fanden wir das Haus nicht erhellt. Der Portier empfing uns mit den Worten: „Mr. le Baron est mort ce matin." Ich freue mich, den bedeutenden Künstler noch gesehen zu haben.

Nach einigen Monaten begleitete mein Bruder meine Mutter zurück nach Hamburg, und ich blieb allein in dem großen Paris. Rue de la Michiodière Nr. 1 war, und ist noch, wenn ich nicht irre, ein altes, schmutziges, vielstöckiges Haus. Auf jedem Stockwerke wohnten zwei ärmliche Familien. Im fünften, dem höchsten, war meines Bruders Atelier, von dem ein Stückchen, durch eine Bretterwand unter dem schrägen Dache, zum Schlafzimmer für uns abgeschnitten war. Hier stand, fast vom Dach berührt, mein Feldbett (lit de sangle), das fast den ganzen Raum neben dem meines Bruders ausfüllte. Noch jetzt kann ich nicht ohne Rührung an die aufopfernde Liebe denken, mit der der einundzwanzigjährige Jüngling, in so engen Verhältnissen, sich freiwillig der Sorge für einen fünfzehnjährigen Bruder unterzogen hatte. Um morgens die Zeit nicht zu verschlafen, hatte ich unseren Nachbar, Mr. Lococq, der — ich sehe ihn noch mit seiner Papiermütze — ein Lithograph und Drucker, mit zahlreicher Familie uns gegenüber wohnte, gebeten, in der Frühe an einem Strick zu ziehen, den ich mir um den Arm befestigt und über die ganze Breite des Ateliers, durch verschiedene Schlüssellöcher, bis auf das Vorplätzchen geleitet hatte, das unsere Wohnungen trennte. Er versah sein Amt gewissenhaft und riß mir allmorgendlich fast den Arm aus.

Am 15. Juli, der Fête nationale, ging ich natürlich auf den nahen Boulevard, wo auf einer Seite Linientruppen, auf der andern Nationalgardisten Spalier machten. Auf den breiten Trottoirs eine wogende Menschenmenge. Es währte nicht

Digitized by Google

lange, bis Louis Philippe, mit zahlreichem, glänzendem Gefolge, in gestrecktem Galopp, wenig begrüßt, zwischen beiden Truppenreihen vorbeisauste. Wie ich in derselben Richtung weiterschlenderte, hörte ich eine dumpfe Detonation, die niemand weiter zu beachten schien, und wendete meine Schritte der Place Vendôme zu, wo die Gräfin Kielmannsegge mich eingeladen hatte, vom Balkon der Hannoverschen Gesandtschaft aus die Truppen vor dem König vorbeidefilieren zu sehen. Er hielt schon auf dem Platze, aber die Maires der Banlieue mit ihren dreifarbigen Schärpen drängten sich um sein Pferd, begierig seine Hand zu drücken und zu küssen. „Es muß etwas Ungewöhnliches passiert sein," meinte der Graf, „das ist sonst hier nicht Sitte. Dem war freilich so. Der Verschwörer Fieschi hatte eben auf dem Boulevard St. Denis seine Höllenmaschine auf den König abgefeuert, zwar ohne ihn zu verletzen; aber es fielen von seinem Gefolge unter Anderen der greise Marschall Mortier, den so viele blutige Schlachten verschont hatten, und zahlreiche unschuldige Opfer aus dem Volke.

Ein unbedeutendes Ereignis, das mir aber seiner Zeit viel Kummer bereitete, mag als heiterer Gegensatz dienen. An einem jener einsamen Sonntage, während meines Bruders Abwesenheit in Hamburg, wollte ich mir mit knabenhafter Naschhaftigkeit Etwas zu gute thun und trat in den Laden eines Pâtissiers in der benachbarten Rue Gaillon, und zwar, da ich den Haupteingang, wohl des Sonntages wegen, verschlossen fand, durch eine Hinterthür. Ich ward überrascht durch die ungewöhnliche Frage: „Qu'est ce que Monsieur désire?" Noch ein Anfänger im Französischen, verwechselte ich dazumal häufig „vendre" mit „acheter" und „confitures" mit „confect". Ich antwortete also frischweg, wie selbstverständlich: „C'e que je veux? Je voudrais vendre des confitures!" Worauf die kurze Antwort, ohne Zweifel peremptorischer wegen des Sonntags: „Monsieur, nous n'achetons pas de confitures, essayez l'épicier du coin!"

Digitized by Google

Damit öffnete die Ladendienerin die Thür, und ehe ich mich's versah, stand ich wieder in der Straße, ohne zu begreifen, warum der Konditor mir nicht seinen Kuchen verkaufen wollte, die doch in seinem Fenster so lockend zur Schau gestellt waren. Lange behielt ich den Vorfall weislich für mich, als ich aber nach einiger Zeit, von Neugier geplagt, bei meinem sarkastischen Bruder Lösung des Rätsels suchen wollte, war der Neckereien kein Ende, und es währte lange, ehe ich den Spitznamen „Marchand de Confitures" los wurde.

Ich begann nun meine ernsteren Studien. Da mein Bruder, Ingres' fanatischer Schüler, mich während dessen Abwesenheit als Direktor der französischen Akademie in Rom, unter keiner Bedingung in ein anderes der zahlreichen Meister-Ateliers in Paris eintreten lassen wollte, schickte er mich in eine Privat-Akademie, die ein Mr. Boudin, Ex-Sergeant der großen Armee, im Quartier Latin eröffnet hatte, und kam von Zeit zu Zeit selbst, meine Arbeiten dort zu korrigieren. Auf einen Jüngling, der wie ich, so kürzlich das einfache Familienleben in der Heimat und die strenge Johanneums-Schule verlassen hatte, wirkte das Betragen der „Rapins" (der französischen Kunstschüler), ihre „charges" (sogenannte scherzhafte, oft sehr ernsthafte Streiche, durch die sie Neuankömmlinge zum Regalieren des ganzen Ateliers zu zwingen suchten), die ununterbrochene „Blague" (Renommage) einiger besonders frecher Rädelsführer, peinlich genug. Aber über Alles verletzte mich der lose unmoralische Ton, der Alle und Alles beherrschte. Als ein Beispiel mag dienen, daß eines der beliebtesten Akt-Modelle die Geliebte eines meiner Mitstudierenden war, und daß Niemand etwas darin zu finden schien, daß die beiden, wie ein ehrsames, bürgerliches Ehepaar, Arm in Arm zu kommen und zu gehen pflegten.

Mein Frühstück bestand gemeiniglich aus „2 sous de pommes de terre frites", die ich auf dem Wege über den Pont

Digitized by Google

neuf in einer Papierdüte kaufte, 2 Sous Sahne von der „laitière“ an der Ecke und für ein Sous Brod. Die Pausen wurden gelegentlich durch den Ex-Sergeanten erheitert, der uns von seinen Heldenthaten mit der großen Armee erzählte, von seiner reichen Beute sowie von der guten Gelegenheit, die eine Schlacht gewähre, um sich, wie aus Versehen, eines unliebsamen Vorgesetzten zu entledigen.

Nachmittags zeichnete ich im Louvre nach antiken Statuen oder in der Nähe nach den besser beleuchteten Gypsabgüssen im „Moulage“, auch nach Kupferstichen in der Bibliothèque Royale. Diese verschiedenen Thätigkeiten unterbrach ich zeitweise in der Louvre-Gallerie, wo ich Giulio Romanos Selbstportrait, einen der Köpfe aus Giov. Bellinis Doppelportrait, und Leonardo da Vincis „Belle Ferronière“ kopierte. Abends zeichnete ich in einer Akademie, die ein Mr. Rioult, ein alter Maler, hinter dem Château d'Eau eröffnet hatte, konnte auch nach einiger Zeit die Akademie des Beaux-Arts besuchen, wo ich in einem zwecks der Aufnahme gehaltenen Concours nach dem Akt-Modell den siebenten Platz erzeichnet hatte. Einen anatomischen Kursus, den ein uns befreundeter junger Arzt, Interne im Charité-Hospital, für uns im dortigen Amphitheater hielt, zwang mich der Ekel zu unterbrechen, da rund um uns herum die jungen Studenten, in rohester Weise, an anderen Leichen ihre Studien machten.

Zu Mittag aßen wir bei Mr. Bouhin, einem kleinen Restaurant in der Rue neuve des Petits Champs. Man hatte Anrecht an „2 plats de viande garnis de légumes“ und „pain à discretion“ für 12 sous le cachet, wenn man ein Dutzend nahm.

Noch vor dem Salon von 1857 hatte mein Bruder das Glück, sein Bild „Die Hochzeit des jungen Tobias“ an den bekannten Liebhaber Mr. Paturle so vortheilhaft zu verkaufen, daß er dadurch die Mittel erhielt, seinen langehegten Wunsch

Digitized by Google

einer Reise nach Italien erfüllen zu können. Vorher aber wollten wir die silberne Hochzeit unserer Eltern mitfeiern helfen, und gegen Ende Juli machten wir uns auf den Weg nach Hamburg. Aus ökonomischen Rücksichten wählte ich für mich den Wasserweg, während mein Bruder den kostspieligeren über Brüssel, Köln und Hannover einschlug. Ich fuhr die Seine hinunter, an Robert des Teufels Schloßruine vorbei, schlief in dem mittelalterlichen Rouen und schiffte mich in Havre nach Hamburg ein. Während der mehrtägigen Seefahrt, auf der ich unsäglich litt, machte ich die Bekanntschaft eines liebenswürdigen alten Pariser Notars, der seinen Sohn nach Hamburg in eine Handelsakademie bringen wollte. Er blieb mir und meiner Familie viele Jahre hindurch ein lieber Freund, und ich verdanke ihm einen wichtigen Moment im Leben eines Künstlers, die erste Bestellung.

Digitized by Google

München. 1838—1839.

O quid solutis est beatius curis,
Cum mens onus reponit, ac peregrino
Labore fessi venimus larem ad nostrum
Desideratoque acquiescimus lecto.
Catullus XXXI.

Mit klopfendem Herzen nahte ich dem väterlichen Hause, dem Neste, das mich so lang gehegt. Alles — die Straße, das Haus, die Stufen und die Thür, zu der sie führten, schien zusammengeschrumpft, viel kleiner geworden. Auf dem Flur begegnete mir meine Schwester; sie stutzte: „Bist du Rudolf? oder bist du Heinrich?“ Dann die Alten! Keine Worte malen das Entzücken des Wiedersehens.

In Hamburg brachten wir ein paar selige Wochen zu. Wer Ähnliches erlebt hat, wird verstehen was es heißt, nach längerer Abwesenheit zum ersten Male in die Heimat zurückzukehren. Es war das letzte Mal, daß wir sieben Geschwister im Vaterhause, das ich nie wiedersehen sollte, vereinigt waren.

Als wir, mein Bruder Heinrich und ich, uns endlich mit schwerem Herzen zur Abreise anschickten, lauteten die Berichte über die Cholera in Rom so bedenklich, daß an eine Reise dorthin vor der Hand nicht zu denken war. So beschlossen wir das Ende der Seuche halbwegs in München abzuwarten.

Digitized by Google

Dorthin reisten wir auf verschiedenen Wegen, da mein Bruder in Kassel Freunde besuchen wollte, und trafen zufällig in Nürnberg vor Adam Krafts schönem Basrelief der Grablegung Christi, das ich zu zeichnen im Begriff war, zusammen.

München stand damals, 1837, auf der Höhe seines Kunstruhmes. Die durch den Zauberstab des königlichen Enthusiasten heraufbeschworene neue Aera war in vollem Zuge der Entwicklung. Eine unglaubliche Menge von Kunstwerken und Bauten aller Art war in Arbeit, Cornelius, Kaulbach, Heß, Schnorr, Schwanthaler, Rottmann, von Klenze — um nur die Spitzen zu nennen — waren nebst vielen Anderen beschäftigt, die königlichen Aufträge auszuführen, welche die St. Gambrinus-Stadt in ein Neu-Athen verwandeln sollten.

In seltsamem Gegensatz zu diesen, mit so kolossalen Opfern verbundenen ästhetischen Bestrebungen des Königs stand die absolute Gleichgiltigkeit der Münchener Bevölkerung und die alles absorbierende Rolle, die das Bier im öffentlichen wie im Privatleben spielte. Der bloße Verdacht eines Bierzuschlags war hinreichend, einen Volksaufstand hervorzurufen.

Als ich den sehnlichen Wunsch hatte, ein reizendes Mädchen, das ich am Fenster gesehen, als Studie zu einem Engelskopf in einem projektierten, nie ausgeführten Bilde zu zeichnen, und mir den Kopf zerbrach, wie das zu ermöglichen, riet man mir, zu ermitteln, wo ihr Vater, Herr Köster, der Hof-Coiffeur, „zum Bier gehe". Ich erkundete es, suchte und machte seine Bekanntschaft mit dem vielbeneideten Resultate, daß ich meinen Zweck erreichte.

Für uns, die wir von Paris kamen, insbesondere für meinen Bruder, den enthusiastischen Schüler Ingres', war der Gegensatz in der Kunstrichtung ein überwältigender: „Natur, die Meister der italienischen Renaissance, die Antike", waren die Losungsworte, welche Ingres seinen Schülern unaufhörlich zugerufen hatte, „Anatomie, Perspektive, Komposition, Aus-

Digitized by Google

wendiglernen der Natur, um ohne sie Kartons zeichnen und Fresko malen zu können", waren die Fundamental-Prinzipien der wiedererweckten Münchener historischen Kunstschule. Der Farbe wurde sehr wenig, der Ölmalerei gar keine Aufmerksamkeit zugewendet.

Der Akademie-Direktor Peter von Cornelius war das Haupt dieser Schule. Ein kleiner, untersetzter Mann, mit bedeutenden, ausdrucksvollen Zügen; die nicht sonderlich hohe Stirn ungewöhnlich stark über den Augenbraunen entwickelt, die ein paar schwarze, durchdringende Augen beschatteten. Unter der kräftigen, etwas gebogenen Nase ein feingeschnittner Mund mit dünnen Lippen. Ein starkes Kinn schloß das bartlose Gesicht. Die schwarzen Haare fielen glatt, etwas tief in den Nacken. In seinen Bewegungen war etwas feierlich Gemessenes. Er war beauftragt, mehrere der neuen monumentalen Bauten ganz oder teilweise mit Fresken zu schmücken: die Glyptothek mit Darstellungen aus der Ilias, die Ludwigskirche mit biblischen Gegenständen und dem „Jüngsten Gericht", die Loggien der Pinakothek mit Bildern aus der Kunstgeschichte des Mittelalters, zu welch letzteren er nur die Kartons lieferte. Aber natürlicherweise benutzte er auch bei den beiden ersten die Hülfe zahlreicher Schüler. Seine zweite Frau war, wie die Erste und nachmals die Dritte, eine junge Römerin, die nur gebrochen Deutsch redete, fast in gleichem Alter mit seiner Tochter aus erster Ehe, wenn nicht jünger. Wir wurden in seinem Hause freundlich aufgenommen. Aus besonderer Vergünstigung erlaubte er mir allabendlich in einem Privat-Akt-Saale in der Akademie mit einer geringen Zahl auserwählter Schüler, unter seiner speziellen Leitung am Aktzeichnen teilzunehmen.

Kaulbach, ohne Zweifel der bedeutendste unter seinen zahlreichen Schülern, hatte gerade sein großes Werk „Die Hunnenschlacht" so weit vollendet, daß auf der Leinwand die Schatten mit einer durchsichtigen braunen Farbe (Kasseler Erde)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

angerieben (kasseliert) waren, als Vorbereitung für die schließliche Ausführung in Öl. Als aber der Graf Radzynsky, der das Bild bestellt hatte, es in diesem Stadium sah, bestand er darauf, es, so wie es war, ungemalt zu erhalten, und gab dadurch einen Beweis seiner künstlerischen Intuition. Die in ihrer Art vollkommene Zeichnung würde wahrscheinlich durch des Meisters im Ölmalen ungeübte Hand, in der sogenannten Ausführung, mehr verloren als gewonnen haben, wie die Wiederholung im Treppenhause des Museums in Berlin beweist. Wie es ist, bleibt es eine der großartigsten bildlichen Schöpfungen unseres Jahrhunderts. Die geringe Aufmerksamkeit, die man zu jener Zeit in München der Farbe überhaupt, abgesehen vom Ölmalen, schenkte, bleibt ein empfindlicher Mangel jener wiedererweckten Kunstrichtung. Es wurde ihr eine untergeordnete Bedeutung beigemessen, sie wurde betrachtet als etwas, das sich schließlich von selber finden müsse, wenn nur die Linien der Komposition den hergebrachten Anforderungen entsprächen — ein Irrtum, der sich in den monumental-dekorativen Werken jener Epoche schwer gerächt hat.

Kaulbachs äußere Erscheinung war in den meisten Punkten ein Gegensatz zu der seines Lehrers Cornelius. Schlank, zart, schmächtig, kahlköpfig, mit einem starken braunen Schnurrbart, in seinen Äußerungen oft kaustisch. Ihn beschäftigten damals, nebst einer Skizze zu seiner zweiten großen Komposition „Die Zerstörung Jerusalems" seine meisterhaften Illustrationen zu Goethes Reineke Fuchs, dessen beißende Satyre seiner Neigung zur Ironie ein willkommenes Feld bot. Seine liebenswürdige junge Frau war eine reizende Erscheinung.

Der etwas donquixotischen Figur des romantischen Königs Ludwig I. begegnete man häufig in den Straßen Münchens; einfach — fast nachlässig gekleidet. Groß und schlank, mit sehr hellblondem, etwas struppigem Haar und Schnurrbart, und kleinen hellblauen Augen, war er sehr natürlich und unkon-

Digitized by Google

ventionell in seinen Bewegungen. Es war nichts Ungewöhnliches für einen Fremden, von ihm angehalten und nach Namen, Stand und Herkunft befragt zu werden. Bei seiner Harthörigkeit war es nicht ganz leicht, in der Antwort den rechten Ton zu treffen. War man verlegen und sprach zu leise, so war er geneigt seiner Ungeduld beredten Ausdruck zu geben; sprach man zu laut, so hieß es: „Schreien Sie nicht so — ich bin nicht taub!" Der König bot ein seltenes Gemisch von widerstreitenden Eigenschaften. Sein Enthusiasmus für Kunst und Künstler war aufrichtig. Er hatte geniale Ideen, wenn er auch nicht immer glücklich war in der Wahl der Künstler, die er mit ihrer Ausführung beauftragte, noch zu gewissenhaft bei Beschaffung der Mittel, um dieselben zu bezahlen.

Von Natur weichherzig und menschenfreundlich, hatte er vom Königtume mittelalterlich-romantische Begriffe, die sein unglücklicher Enkel bis zur Karikatur entwickelt hat. Von seiner patriarchalisch-väterlichen Gesinnung zeugten Anschläge im öffentlichen (sogenannten englischen) Garten, wie: „Aus Liebe zu Euerm König, der das Gesetz gegeben, schonet die Bäume!" Oder in einem Pavillon: „Narrenhände beschmieren Tisch und Wände!" — Andererseits mußten, einem alten Statut zufolge, politische Verbrecher knieend vor seinem gemaltem Porträt Abbitte thun, was mehr romantisch war als patriarchalisch. Rauchen, das er nicht leiden konnte, war zeitweilig in den Straßen Münchens ganz, immer beim Passieren einer Schildwache verboten. Auf sein dichterisches Talent that er sich viel zu gute. Auf den Band Gedichte, den er publizierte, hatte natürlich jeder Staatsbeamte zu subskribieren. Erheiternde Proben davon finden sich bekanntlich unter den schönen Rottmannschen landschaftlichen Fresken, in den Arkaden in München.

Es möge mir erlaubt sein, hier gleich vorgreifend einzuschalten, daß ich acht Jahre später in Rom die Ehre hatte,

Digitized by Google

seine Majestät persönlich kennen zu lernen. Er pflegte mit großer Regelmäßigkeit ein um das andere Jahr seine Villa Malta auf dem Monte Pincio während einiger Monate zu bewohnen und die Morgenstunden mit Besuchen in den Ateliers der Künstler zuzubringen, deren er täglich zwei zur Tafel lud, und zwar in unzeremoniellster Weise. Ein italienischer Diener, nicht in Livrée, brachte die mündliche Einladung am frühen Morgen. Bei meiner Rückkehr vom Frühstück im Café Greco fand ich eines Morgens von der Hand meines Burschen auf einen Zettel geschrieben:

„Sua Maestà il Re di Baviera vi invitä a pranzo oggi a un ora". (Seine Majestät der König von Bayern ladet Sie auf heute um ein Uhr zu Tisch.)

Die Ehre widerfuhr mir zweimal. Dieses erste Mal, wo ich, als am längsten in Rom ansässig, zur Rechten des Königs saß, fragte er, wie gewöhnlich: „Wo sind Sie her"? „Aus Hamburg, Majestät". Als er hörte, daß mein Kollege auf seiner anderen Seite ein Schweizer sei, rief er aus: „Republikaner rechts, Republikaner links, der König in der Mitten!"

Ein paar vornehme Herren, deren einer die Speisen auf dem Teller des Königs immer zuerst kostete, bildeten das zwanglose Gefolge. Es läßt sich kein einfacheres Diner denken. Natürlich führte der König die Unterhaltung fast allein, schon seiner Taubheit wegen. Während der Tafel kamen Depeschen aus München. Prinz Luitpold, heute Prinz-Regent, hatte eben geheiratet, und an der Fronleichnams-Prozession wegen eines Fußleidens nicht wie üblich teilgenommen, was der König zu bedauern schien.*)

Es kam die Rede auf Kaulbachs treffliche Zeichnungen zu Reineke Fuchs, die fortfuhren in Deutschland viel Aufsehen

*) Im Jahre 1858 hatte ich den Prinzen als einfachen Soldaten in München Schildwache stehen sehen, da in Bayern selbst ein Prinz von unten auf zu dienen hat, in jedem Grade wenigstens auf 24 Stunden.

Digitized by Google

zu machen, und in denen die Ultramontanen nicht allzu glimpflich behandelt sind. „Ich bekomme noch immer anonyme Denunziationen," sagte der König, „daß das Königtum von Kaulbach lächerlich gemacht und respektwidrig behandelt werde. Die Leute wissen nicht, daß ich jede Zeichnung habe entstehen sehen." In der That ist in ihnen der Löwe immer sehr edel und mit gebührender Ehrfurcht dargestellt. Der König betonte auch die Fürsorge, mit der er befohlen, daß jeder Neubau in Nürnberg dem mittelalterlichen Charakter der Stadt zu entsprechen habe.

Ich kehre zu meinem Aufenthalte in München zurück, wo mein Bruder, der nach Rom voranreiste, mich nach einem Jahre allein ließ. Ich brachte dort noch ein zweites Jahr zu, teils in Kaulbachs Schüler-Atelier, das nur eine ephemere Existenz hatte, teils in der Akademie studierend, und zeichnete schließlich einen 8 Fuß breiten Karton zu einem Bilde, das nie ausgeführt worden ist. Den Gegenstand bildete eine Legende des San Giacomo di Compostella. Cornelius, der meine Arbeit zu sehen kam, meinte: „Nun, Sie haben schon etwas gelernt in München!" und damit konnte ich zufrieden sein. Im Herbst 1859 machte ich mich, freilich auf dem Umwege über Hamburg, auf den Weg nach Rom.

Ich kann mich, in der Erinnerung an jene Münchener Lehrjahre, nicht eines melancholischen Gefühles erwehren. Von der Kunstrichtung, die dazumal mit so großem Enthusiasmus, mit so großen Opfern und so großen Illusionen verfolgt wurde, ist jetzt, nach einem halben Jahrhundert, keine Spur mehr vorhanden; ihre Früchte sind uns fremder als die Antike oder die Renaissance, sie sind nur noch Kuriositäten. Aber wenn auch in einem dem Gründer fremden Sinne, ein Kunstzentrum ist München durch ihn geworden und geblieben.

Digitized by Google

Rom. Florenz. 1839—1840.

Während meines kurzen Aufenthalts in Hamburg ermalte ich mir, nicht ohne Mühe, durch einige Portraits die Mittel zur römischen Reise. Meine zweijährigen Münchener Studien hatten mich in dieser Hinsicht nicht gefördert, eher das in Paris Gelernte vergessen machen.

Mit einem jungen schwedischen Kunstgenossen, einem Schüler meines Vaters, machte ich mich im Spätherbst 1839 endlich auf den Weg nach Rom, wo mein Bruder Heinrich mich ungeduldig erwartete. Die mit dem damaligen Diligence-Reisen verknüpften Leiden habe ich bereits zur Genüge beschrieben; diesmal sollte ich ein neues kennen lernen. Als wir nach der zweiten durchfahrenen Nacht am Frühmorgen des Tages, an dem wir Mittags in München ankommen sollten, fanden, daß die Pferde mühsam einen langen, steilen Hügel erkletterten, stiegen wir aus, unsere zerschlagenen Glieder durch ein Paar Schritte in der mehr als kühlen Morgenluft zu erfrischen. Vorausgeeilt, um uns zu erwärmen, fanden wir, als wir zurückblickten, zu unserem nicht geringen Schrecken die Diligence spurlos verschwunden. Ein Mann, der glücklicherweise des Weges kam, bedeutete uns, daß wir hätten im rechten Winkel einbiegen müssen. Die streng militärische

Digitized by Google

Organisation der Post hatte dem Kondukteur nicht erlaubt, uns armen Verirrten eine Minute zu opfern. Da standen wir nun in der frostigen Morgenluft ohne unsere Mäntel nach zwei durchfahrenen Nächten mitten auf einer fremden Landstraße. Ein Bauer, der Gemüse auf den Markt fuhr, ließ sich bewegen, uns bis zum nächsten Städtchen mitzunehmen. Natürlich war die Diligence längst fort. Wir nahmen Extrapost, in der Hoffnung, durch ein gutes Trinkgeld den Postillon zu besonderer Anstrengung zu bewegen, um die Diligence einzuholen. Der aber schützte das Reglement vor, mochte auch wohl die Interessen der Post mehr als die unserigen im Auge haben, und wir sahen bald ein, daß daran nicht zu denken war. Als wir aber auf der nächsten Station zum Weiterreisen einen Privatwagen mieten wollten, hieß es: „Reisende, die mit Extrapost angekommen sind, dürfen erst nach 24 Stunden durch Privatfuhrwerk weiter befördert werden; das sei Privilegium der Post. Indessen ließ sich glücklicherweise ein Lohnkutscher bewegen, uns außerhalb des Thores zu erwarten. Halberfroren, totmüde kamen wir, anstatt um Mittag, spät Abends in München an, wo wir den Trost hatten, unerkannt in der Wirtsstube zu hören, wie unser Abenteuer, vielfach verschönert, von einem unserer Reisegefährten vorgetragen, die allgemeinste Heiterkeit der biertrinkenden Gäste erregte. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Nach kurzer Rast eilten wir weiter nach Venedig, konnten aber der vorgerückten Jahreszeit wegen diesem Wundermärchen in Stein, das man damals nur zu Wasser erreichte, nur wenige Tage widmen. Der erste Eindruck von dem schönen Lande, „wo die Zitronen blüh'n", war kein günstiger. Durch unaufhörliche herbstliche Regengüsse war der Po ausgetreten und hatte viele Brücken fortgerissen. Ganz Oberitalien war überschwemmt. Wir machten die nicht wünschenswerte Bekanntschaft der jetzt fast ausgestorbenen Vetturini bis Bologna,

Digitized by Google

von wo wir endlich mit Kurierpost spät im November Rom erreichten.

Der „Palazzetto“ oder „Palazzo della famiglia“*) Borghese, wo mein Bruder Wohnung für mich bereitet hatte, wurde neben dem berühmten Hauptpalast ursprünglich für die Familien der Hofbeamten und der Dienerschaft von Napoleons schöner Schwester Pauline Borghese (Canovas Freundin) erbaut.**) Die oberste Etage des den Hof umgebenden Vierecks bilden eine Anzahl Malerateliers, deren Eingang auf eine umlaufende freie Terrasse mündet. Dort, wo mein Bruder mit einer Anzahl befreundeter deutscher und französischer Kunstgenossen klösterlich hauste, hatte er mir eine bescheidene Zelle neben seiner eigenen bereitet. Aber schon nach wenigen Monaten mußte er mich verlassen, um seine jüngstgemalten Bilder nach zweijähriger Abwesenheit nach Paris zur Ausstellung zu bringen.

Die großen Hoffnungen, die wir mit ihm an dies Wiederauftreten vor dem Pariser Publikum geknüpft, sollten leider nicht in Erfüllung gehen. Dieses ist immer bereit, ein vielversprechendes Erstlingswerk freudig zu begrüßen. Es hat kein Recht, irgend etwas zu beanspruchen, und ist dankbar, selbst für die Hoffnungen, die das ihm Gebotene erweckt. Ein Anderes ist es mit dem nächsten Werke des jungen Künstlers. Das Publikum hat einen Vergleichspunkt und glaubt sich berechtigt, einen Fortschritt zu erwarten. Aber das Genie ist

*) „La famiglia“ bedeutet in Italien die Dienerschaft, und der Fremde ist überrascht, wenn zu Neujahr die Familien der fürstlichen Häuser, deren Gastfreundschaft er genossen, bei ihm um ein Trinkgeld betteln.

**) Alle Welt kennt Canovas liegende, nackte Porträt-Statue der Prinzessin Pauline als Venus, in der Antiken-Sammlung in der Villa Borghese in Rom, sowie die Antwort des Originals auf die maliziös-feinwollende Frage: „Ob die Fürstin sich nicht während der Sitzungen zu erkälten gefürchtet?“ „O nein!“ soll sie erwidert haben, „Canovas Atelier war gut geheizt!“

Digitized by Google

kapriziös und bewegt sich nicht in logischer Folge; abgesehen davon, daß ein Erstlingswerk oft das Gesamtergebnis jahrelanger Studien ist. Wie dem auch sei, das Publikum, das meines Bruders erste Schritte so freudig begrüßt hatte, meinte, daß ihn sein Aufenthalt in München und Rom vom rechten Wege abgeleitet, an sich irre gemacht hätte, und es währte geraume Zeit, bis es ihm gelang, die verscherzte Gunst des Pariser Publikums wieder zu gewinnen.

Indessen suchte ich, allein gelassen, meinen Aufenthalt nach Kräften zu nützen, indem ich Rom, seine Umgebung, seine Altertümer und Galerien studierte, und im Vatikan Einzelnes aus den Raphaelschen Fresken kopierte.

Das alljährlich Rom besuchende Fremdenpublikum war von dem heutigen grundverschieden. Lord Brougham hatte die Riviera noch nicht entdeckt, und es gab noch keine Eisenbahnen. Anstatt wie jetzt auf Tage, kam man auf Monate. Die sich alljährlich für den Winter in Rom installierenden Fremden teilten sich in Familien des hohen englischen Adels, mit zahlreicher Dienerschaft im eigenen Wagen reisend; legitimistische, streng katholische französische Familien aus dem Faubourg St. Germain; begüterte deutsche (unter dem Bann von Goethes enthusiastischen römischen Briefen), russische und amerikanische Familien; Künstler, Gelehrte und Schriftsteller aller Länder und Zungen in hellen Haufen.

Der päpstliche Hof hielt sich fern von dieser jährlichen Völkerwanderung, die im Herbst ihren Einzug hielt, um gleich nach Ostern wieder zu verschwinden. Die Römer aber, deren fast einzige Erwerbsquelle dazumal die Fremden waren, begrüßten sie mit Freuden.

Noch von unserem Aufenthalt in Paris her waren wir mit einigen französischen Familien bekannt, oder kamen durch sie mit anderen in Berührung. Ich nenne unter anderen den französischen Gesandten Graf Latour-Maubourg, der glänzende

Digitized by Google

Feste im Palazzo Colonna gab, eine anziehende junge Madame de la Prunaraide, die Begleiterin einer alten Ducheſſe de Fleury, Graf und Gräfin de la Ferronaye (von welcher weiter unten mehr), Graf und Gräfin Menon — ominöſen Andenkens —, Monſeigneur de Fallour, auf vergeblicher Jagd nach einem Kardinalshut, und die Familie des ſtocktauben Duc de Cadore, mit welcher wir auch ſpäter in geſelligen Beziehungen blieben. Die bruſtleidende Ducheſſe ſprach mit kaum vernehmbarer Stimme. Die ſehr aufgeweckte Tochter Mlle. Fanny de Champagny (ſpätere Principeſſa Roſpigliosi) modellierte und dichtete; ihre Schweſter, ein zweijähriges Baby (ſpäter Baronne Baude), nebſt den beiden Onkeln, Comte de Champagny und Duc d' Iſtrie, vervollſtändigten die Familie. Ich zeichnete die älteſte Tochter für ihren Bräutigam, damals Duca di Zagarolo. Während der Sitzungen teilte die junge Braut mir ihre Lebenspläne mit. Ihre zu erhoffenden Söhne ſollten nicht, wie das in der römiſchen Ariſtokratie üblich, von Prieſtern erzogen werden, ſondern in liberal aufgeklärten deutſchen Schulen. Demungeachtet dienten ihre beiden Söhne im Jahre 1866 als Freiwillige unter den päpſtlichen Zuaven. Heutzutage gehören die Roſpigliosi zu den ſogenannten „Schwarzen“ und leben von Rom entfernt, aber viele Jahre hindurch gaben ſie alljährlich eine Reihe glänzender Feſte in den prachtvollen, mit wertvollen Bildern und Kunſtgegenſtänden gefüllten Räumen ihres Palazzo auf Monte Cavallo. Ich nenne unter Erſteren nur die berühmte, immer von Neuem kopierte „Aurora“ von Guido Reni, und Carlo Marattas ſchönes Porträt des Papſtes der Familie Roſpigliosi, Clemens' IX., unter den Kunſtgegenſtänden Benvenuto Cellinis berühmtes Salzfaß, und ein von Nikolaus Pouſſin bemaltes Harpſichord.

Der zu jener Zeit berühmten, uns befreundeten Sängerin Karoline Ungher (nachmals Sabatier), deren Bekanntſchaft wir im Winter 1840 machten, verdanke ich es, meinen erſten

Digitized by Google

italienischen Sommer nicht in römischer Fieberluft, sondern in ihrer Adoptivheimat Florenz zugebracht zu haben. Sie beauftragte mich, Raphaels „Madonna del Granduca" für sie zu kopieren. Dieses Bild, für das der verstorbene Großherzog einen eigenen Wagen hatte bauen lassen, um es auf Reisen immer mit sich führen zu können, fand sich nicht, wie wir gehofft hatten, in der Pitti-Galerie, sondern in der Privat-Kapelle der Großherzogin, und nur der besonderen Verwendung der österreichischen Gesandschaft gelang es, daß das Bild während der Abwesenheit Ihrer Kaiserl. Hoheit behufs Kopierens in die Galerie versetzt wurde, und zwar nur auf so kurze Zeit, daß man mir erlauben mußte, meine Arbeit früh Morgens, zwei Stunden vor Eröffnung der Galerie zu beginnen. Trotz tropischer Hitze und unausstehlicher Moskito-Plage gelang es mir, eine nach dem Ausspruche Sachverständiger gelungene Kopie herzustellen. Eine zweite malte ich in Ingres' Auftrage: ein Fragment einer Freske des Giacomo da Pontorno, im Vorhofe der Chiesa dell' Annunziata. Nebenbei zeichnete ich fleißig in den Galerien und sammelte Materialien zu einer größeren, nie ausgeführten Komposition, deren Gegenstand die feierliche Übertragung von Cimabues Madonna nach Sancta Maria Novella war.

Es ist hier nicht der Ort, die reizende Arnostadt, die Reinheit ihrer Luft, den Reichtum und die Zugänglichkeit ihrer historischen und Kunstschätze, die Freundlichkeit, Reinlichkeit und Urbanität ihrer Bewohner im Gegensatz zu Rom, eines Längeren zu beschreiben. Ich studierte sie eifrig und genoß den Aufenthalt in vollen Zügen.

Digitized by Google

Erste Erfolge. — Brief von Ary Scheffer.

Der Ertrag der beiden Florentiner Kopien setzte mich in den Stand, ein kleines Atelier auf dem Dache des Palazzo de' Pupazzi in Via Capo le Case zu mieten und dort mein erstes Römisches Bild anzufangen. Es war die lebensgroße Halbfigur einer Ciociarin (von Ciocie, Sandalen), die spinnend durch ein Kornfeld geht. Gesellig verkehrte ich viel im Hillerschen Hause und mit der französischen Akademie, wo Hébert, ihr künftiger Direktor, und Gounod, dessen Porträt ich malte, meine Freunde waren.

Das Jahr 1842 begann trübe für mich. Ein kleines Stipendium, das ein Hamburger Kunstfreund für unbemittelte studierende Künstler gestiftet und das ich zwei Jahre lang genossen, war zu Ende. Mein Vater, dessen Einkünfte fast ausschließlich aus dem Ertrage seiner Thätigkeit als Miniaturmaler und Zeichenlehrer bestanden, schrieb, daß er, in Rücksicht auf seine anderen Kinder, mich nicht länger in Rom studieren lassen könne. Der große Brand von Hamburg hatte unter zwölfhundert auch unser väterliches Haus eingeäschert. Ich sollte in der Heimat als Portraitmaler mein Glück versuchen. Meine ehrgeizigen Jugendträume schienen für immer begraben.

Mein Bruder, der mit erneutem Mute nach Rom zurück-

Digitized by Google

gekehrt war, um im Auftrage der französischen Regierung ein großes Altarblatt „Die Geißelung Christi" für eine Kirche in Boulogne zu malen, und sich anschickte, das vollendete, sehr gelungene Bild nach Paris zur Ausstellung zu bringen, nahm auch mein Erstlingsbild mit. In meiner Verzweiflung verwendete ich indessen meine letzten Scudi, um während der Galgenfrist, bis zu meiner definitiven Heimreise, in dem reizenden Molo di Gaeta, wo Orangenwälder sich meilenweit am Meeresufer hinziehen, von dem gelobten und geliebten Lande Abschied zu nehmen.

Das Sprichwort: „Wenn die Not am größten, ist Gottes Hülfe am nächsten", sollte sich indessen an mir bewähren. Ein erster Brief aus Paris brachte die Nachricht, mein Bild sei von der Ausstellungs-Jury angenommen, ein zweiter, es sei gut gehängt und werde vom Publikum und der Presse bemerkt, ein dritter endlich, es sei verkauft und mit einer goldenen Medaille belohnt.

Man kann in der Laufbahn eines jungen Künstlers einen ersten Erfolg nicht hoch genug anschlagen. Wenn Freunde und Verwandte es bis dahin als ein Opfer anzusehen pflegten, ihm für ihr Portrait zu sitzen, oder als eine Wohlthat, eines seiner Bilder als Geschenk anzunehmen, so sind sie plötzlich willig und dankbar. Der berühmte englische Kunstkritiker Ruskin mag Recht oder Unrecht haben, wenn er behauptet, ein Bild sei nur so viel wert, wie es auf dem Markt einbringt — (wenn auch nicht immer Alles, was es einbringt): im Allgemeinen kann behauptet werden, daß es nichts wert ist, wenn es nichts einbringt*).

*) Wie sehr dieser Ausspruch Ruskins „cum grano salis" zu nehmen ist, beweist die Versteigerung von Rembrandts Effekten in Folge seiner Insolvenz-Erklärung. Der Katalog wies 64 Nummern unverkaufter Bilder auf, die für eine geringe Summe verkauft wurden und heute Millionen wert sein würden.

Digitized by Google

Von den drückendsten Sorgen befreit, konnte ich wenigstens vor der Hand die verhaßte Rückreise aufschieben. Nach meiner Rückkunft in Rom benutzte ich die so gewonnene Frist, eine andere lebensgroße Halbfigur „Eine Traubenträgerin" zu malen, die ich, nach dem schönen Modell, das mir dazu gedient, „Grazia" nannte. Diese war eine wilde, völlig ungezähmte Kapuanerin, die in dem Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit bei der Beendigung eines nach ihr angefangenen Bildes den Künstlern, besonders jungen Anfängern, die Hölle heiß zu machen pflegte. Mit, für meine beschränkten Mittel, nicht unerheblichen Opfern hatte ich drei seidene Halstücher für sie gekauft, die ich ihr in der ersten Sitzung zeigte, mit dem Versprechen, daß sie als Lohn ihres regelmäßigen Erscheinens nach und nach ihr Eigentum werden würden. Sie aber erklärte rundweg, daß sie nicht wiederkommen werde, wenn sie nicht alle drei Tücher auf der Stelle erhalte — und ich hatte nachzugeben. Dies Bild wurde auf der nächsten Pariser Ausstellung vom Herzog von Monpensier angekauft, mit folgendem an meinen Bruder gerichtetem Schreiben seines „secrétaire des commandemens":

le 12. Avril 1843.

Monsieur!

Je m'empresse de vous annoncer que Monseigneur le Duc de Monpensier prend le tableau de votre frère, et qu'il lui sera payé 2000 fra. S. A. R. est heureuse de donner cette marque d'encouragement à un artiste qui, si jeune encore, s'annonce par de telles oeuvres.

Signé de Latour.

Das Bild wurde mit einer zweiten goldenen Medaille belohnt und erfreute sich, nebst seiner Vorgängerin „Die Spinnerin", von Julien als „Etude aux deux Crayons" vervielfältigt, großer Beliebtheit. Baron Rothschild in Neapel kaufte eine Wiederholung. Ein Stahlstich nach demselben erschien im Londoner „Art Journal", und ich habe es (ein Leierkasten-Erfolg) auf

Digitized by Google

Rouleaux und Wandschirmen Birminghamer Fabrikats angetroffen.

Die „Direction des Beaux-arts“ in Paris, die mit nicht genug anzuerkennender Liberalität, ohne Unterschied der Nationalität, Erfolge im „Salon“ mit Regierungsaufträgen belohnte, sandte mir die Bestellung, eine Madonna mit dem Christuskinde für die Kirche von Perroy im Médoc zu malen.

An einer anderen Stelle erzähle ich, wie ich so glücklich war, die berühmte Schauspielerin Adelaide Ristori als Modell für dieses Bild zu gewinnen. In Paris ausgestellt fand es vielen Beifall. Ein auf dasselbe bezüglicher Brief Ary Scheffers, der keiner Erläuterung bedarf, mag hier seinen Platz finden.

Paris, 1844.

Monsieur!

J'ai vu successivement chez Mr. votre frère, les tableaux que vous avez envoyés à Paris. Sans avoir d'autre titre pour le faire, que l'intérêt que m'inspirent les belles qualités qui se révèlent dans vos ouvrages, me permettrez vous quelques observations sur la marche progressive que vous suivez. Si ces observations vous paraissent erronnées vous voudrez bien ne pas m'en savoir mauvais gré. — Généralement vos tableaux ont ce qu'on appelle une belle et grande tournure, mais vos contours et votre modelé manquent de recherche et de fermeté. L'exécution qui est large, et beaucoup trop facile, manque surtout de finesse. J'insiste beaucoup sur cette dernière observation. Rien n'entrave autant le développement d'un grand talent, qu'une certaine facilité, avant que ce talent ne soit mûri. Avec un sentiment très-puissant de la couleur vous me paraissez souvent tomber dans des tons affectés et lourds; au tout je trouve que vos ouvrages visent trop à faire de l'effet. Dans votre dernier tableau il y a des progrès immenses. Plusieurs parties du nu sont même modelées d'une manière remarquable et une partie du fond est de toute beauté — mais l'ensemble du tableau ne donne pas l'idée d'une conception originale — ce n'est point non plus une réminiscence des grands maîtres. Il rappellerait plutôt ces tableaux-peints avec plus d'habileté que de savoir, plus d'ambition que de conscience, qui ont commencé l'époque de la décadence de l'art. — Vous

Digitized by Google

comprenez, Monsieur, que je ne me permettrais pas de vous parler avec une telle franchise, si je ne vous croyais appelé à posséder un grand et vrai talent. Dans une mauvaise époque pour l'art, comme celle où nous vivons, c'est surtout par un caractère individuel qu'il faut se distinguer, et que l'oeuvre de l'artiste doit sourtout porter l'empreinte d'une profonde conviction. L'habileté, quand on la possède, doit se déguiser et ne doit jamais être la partie saillante de l'oeuvre.

Voyez bien, Monsieur, dans ce que je viens de vous écrire, la preuve d'une vive sympathie pour votre talent et pour le frère de mon ami Lehmann.

Ary Scheffer.

Digitized by Google

Rom. Abbé Ratisbonne. 1843.

In diesem Winter feierte die vornehme französische Gesellschaft einen Triumph, an dem ganz Rom den lebhaftesten Anteil nahm. Sie hatte einen begüterten, eleganten jungen Elsässer Namens Ratisbonne in ihren exklusiven, engeren Kreis aufgenommen, ungeachtet, vielleicht auch weil er dem Judentum angehörte. Gelegentlich eines Morgenspazierganges durch die immer interessanten Gassen Roms, in Begleitung des ihm befreundeten Mr. de la Ferronaye, bat dieser ihn in der Kirche Ara Coeli am Capitol auf ihn zu warten, bis er im anstoßenden Kloster die Teilnahme der Mönche an der Beerdigungs-Zeremonie eines dahingeschiedenen Freundes verabredet hätte. In die Kirche zurückgekehrt, den Wartenden abzuholen, fand er ihn in einer Seitenkapelle, in Thränen gebadet, auf den Knieen vor einem Madonnenbilde. Eine Nachbildung dieses Bildes auf einer Medaille hatte Madame de la Ferronaye den jungen Mann scherzend, ihr zu Liebe, an einem Bande auf der Brust zu tragen bewogen. Diese Madonna, so erzählte er dem überraschten Freunde, war ihm plötzlich erschienen und hatte ihm befohlen sich taufen zu lassen, was er bald darauf bewirkte. Er brach seine Verlobung mit einer jungen Dame in Straßburg ab, trat in ein Seminar, machte sein Noviziat in einem römischen Kloster

Digitized by Google

Digitized by Google

und ward Jesuit. Das merkwürdige Ereignis ward in Rom den Winter hindurch von allen Leierkasten abgesungen.

Ein anderes Wunder zog um diese Zeit einen nie versiegenden Strom von Gläubigen in eine kleine Kirche am Fuße der großen Treppe, die zu der schönen Reiterstatue Marc Aurels auf dem Kapitol führt. Dies war ein gemalter Christuskopf, von dem es hieß, daß er abwechselnd die Augen öffne und schließe. Der Papst und viele Kardinäle waren gekommen, sich von dem Wunder zu überzeugen, und meine Neugier bewog mich ihrem Beispiel zu folgen. Die Kirche, wie alle römischen um die Mittagsstunden geschlossen, war eben wieder geöffnet, als ich eintrat. Ich fand den wunderthätigen Christuskopf an einem Pfeiler, über einem kleinen, unbenutzten Altar befestigt, und da die Kirche noch leer war, kletterte ich hinauf, um mich von dem Wunder in nächster Nähe zu überzeugen. Da sah ich denn deutlich, daß die Illusion von den sehr starken Schatten der Malerei herrührte, die nicht nur die Augenhöhle unter den Brauen, sondern auch die ganzen gesenkten Augenlieder verdunkelten, die, weil heller als der übrige Schatten, auch als weit geöffnete Augen erscheinen konnten. Ich hatte aber kaum Zeit gehabt mich zu überzeugen, daß hier kein Kunstgriff, sondern nur der Zufall im Spiele war, als mich schon der Küster sehr aufgebracht am Bein zupfte, mir mein unziemliches Gebahren vorwerfend, mit dem Befehl augenblicklich herabzukommen. Indessen hatte sich das Kirchlein allmählich mit Gläubigen gefüllt. Eine aufgeregte Menge umdrängte das Bild. Hysterische Weiber riefen laut: „Habt ihr es gesehen? Jetzt hat er die Augen geöffnet! Jetzt hat er sie wieder geschlossen! Heilige Mutter Gottes, steh' uns bei! Was für ein Unglück steht uns bevor?" Thränen — Heulen — Ohnmachten! Solche Zustände sind ansteckend. Ich eilte ins Freie zu kommen.

Digitized by Google

Die Abruzzen. — Piscinisco, La Madonna di Caneto. 1843.

Die Modelle, die den Künstlern halfen, jene italienischen Kostümbilder zu malen, die eine geraume Zeit lang alle Ausstellungen überschwemmten und deren höchster Ausdruck Leopold Roberts bekannte Schnitter, Fischer usw. sind, kamen zum großen Teil aus der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro in den Abruzzen — eine malerische Race, von der die Sage geht, daß sie Abkömmlinge maurischer Seeräuber seien, denen ein neapolitanischer König die Provinz der Abruzza Petrea als bleibenden Wohnsitz eingeräumt, unter der Bedingung, daß sie die neapolitanischen Küsten mit ihren ferneren Verheerungen zu verschonen gelobten. Der Typus ihrer präsumtiven Abkömmlinge ist orientalisch genug, ebenso die Ornamente, mit welchen ihr bekanntes Kostüm so reichlich verziert ist. Dem sei, wie ihm wolle, ich beschloß, im Sommer ihre Provinz zu bereisen, teils um der römischen Fieberhitze zu entfliehen, teils um meine Modelle in ihrer Heimat zu sehen, ohne die Verschönerungen, durch die sie die Fremden und die Künstler in Rom auf der großen Treppe, der Scalinata der Piazza di Spagna, anzuziehen suchen.

Jede Fußbreite dieses gesegneten Landes ist von historischem oder malerischem Interesse und ist zum Überdruß beschrieben

Digitized by Google

worden. So mag mein Bericht beginnen, wo ich mich, die gewöhnliche Fahrstraße verlassend, Sora, dem Hauptorte der Provinz Terra di Lavoro, zuwandte. Es war Markttag, und die seltene Erscheinung eines Ausländers zog in dem einzigen, überfüllten kleinen Wirtshause einigermaßen die Aufmerksamkeit auf sich. Ein anscheinend der Klasse der Begüterten angehörender Herr erkundigte sich teilnehmend, nicht zudringlich, nach meinem Reiseplane, und als ich ihm das erste Dorf meiner beabsichtigten Route nannte, fragte er, bei wem ich zu wohnen gedächte. Auf meine Antwort: „Natürlich im Wirtshause" erwiderte er lächelnd: „Aber es giebt dort kein Wirtshaus, erlauben Sie, daß ich Ihnen einige Zeilen an meinen Schwager gebe, er wird es sich zur Ehre rechnen, Sie als Gast zu beherbergen", und ohne nach meinem Namen zu fragen, setzte er sich, schrieb einen Empfehlungsbrief und händigte ihn mir mit den Worten ein: „Ich hoffe, Sie werden mich auf dem Rückwege mit Ihrem Besuche beehren", gab mir seinen Namen und den seines Gutes und empfahl sich, mir eine glückliche Reise wünschend. Das langjährige spanische Regiment hat diese und andere Spuren ritterlicher, manchmal etwas zu ceremonieller Gastfreiheit in diesen neapolitanischen Provinzen zurückgelassen.

Nach mehrstündigem Ritt gelangte ich zu Maultier, auf steilem holprigen Wege, von einem Führer begleitet, nach Alvito, einem malerischen Dörfchen, das, wie die meisten in jenen Bergen, wie aus dem Fels ausgehauen erscheint. Die Dörfer bestehen selten, wie im Norden, aus zerstreuten, von Bäumen und Wiesen umgebenen Meierhöfen. Sie liegen meistens auf einer Berg- oder Hügelspitze, durch eine Mauereinfassung gegen feindliche Überfälle geschützt.

Mein Brief war an den angesehensten Bewohner des Dorfes gerichtet. Die Adresse, ein Überbleibsel spanischer Etikette, lautete: A Sua Eccelenza, Il Signore Colendissimo,

Digitized by Google

Il Signore Don Luigi Lecce, Syndaco usw. Er sicherte mir eine höchst gastliche Aufnahme, und nach guter Nacht, wieder mit Führer und Maultier und einem neuen Empfehlungsbriefe von meinem Wirt versehen, setzte ich meinen Weg nach Piscinisco, dem eigentlichen Ziele meiner Reise, fort.

Die Bewohner dieses lieblichen Dorfes suchen, wie die Tyroler und Schweizer, mit Energie und Gewandtheit Mittel und Wege, ihr durch die Kargheit des Bodens besonders im Winter beschränktes Einkommen zu mehren. Einige bringen es zur Wohlhabenheit und kaufen sich bei ihrer Rückkehr in die Heimat als Gutsbesitzer an. Als Pifferari, vor Madonnabildern in Rom fromme Weisen auf ihren Sackpfeifen blasend, sind sie geeignete Modelle für Künstler und aus unzähligen Bildern bekannt. Als hausierende Tabulet-Krämer mit Teppichen, die ihre Weiber zu weben und mit phantastischen orientalischen Ornamenten zu zieren wissen; mit Tanzbären, die sie im Winter in ihren Bergen fangen, findet man sie in den meisten Städten Europas und Amerikas — der Drehorgel-Musikanten und Eisverkäufer nicht zu gedenken. Eine Schattenseite bilden die Kinder, welche die Ärmeren unter ihnen oft an Spekulanten vermieten, wenn nicht gar verkaufen, und denen man überall singend, tanzend, bettelnd begegnet. In dem Hause Seiner Exzellenz des Jurisconsulten Don Lorenzo Demarco fand ich wieder die gastlichste Aufnahme, die gewöhnlich in umgekehrtem Verhältnis zur Fremdenfrequenz steht. Die Römer, die seit Jahrhunderten von Fremden heimgesucht werden, sind sprichwörtlich ungastlich. In diesen Bergen, in die sich selten ein Ausländer verliert, thut man ihnen die größte Ehre an. Das geräumige Haus war von dem alten Don Lorenzo, von seinem Sohne Don Filberto, dessen Frau und unzähligen Kindern jeden Alters bewohnt. Nach dem Abendessen war ich froh, mich in der freundlichen Fremdenstube mit monumentalem Bett von dem ermüdenden Maul-

Digitized by Google

tierritt auszuruhen. Als mir am frühen Morgen, der ceremoniösen Landessitte gemäß, der Hausherr Don Filberto eine Tasse schwarzen Kaffees ans Bett brachte und ich, von der herrschenden Stille überrascht, nach den Kindern fragte, war die Antwort: „O, da wir fürchteten, daß der Lärm Sie stören möchte, sind wir in ein anderes Haus, das ich im Dorfe besitze, gezogen. Für die Zeit, da sie uns mit Ihrem Besuche beehren, werden Sie uns zu den Mahlzeiten dort finden." Die mehrerwähnte Etikette verbietet es, einen Gast, sei es auf noch so kurze Zeit, unbegleitet sich außer dem Hause zeigen zu lassen, was für mein Skizzieren einigermaßen hinderlich war, aber sehr gern nahm ich den Vorschlag meiner Wirte an, mich zu einem großen Kirchenfeste „La Madonna di Caneto" in den Bergen zu begleiten. Das Fest hat seinen Ursprung in dem nicht seltenen Wunder einer Erscheinung der Madonna, um verirrten Hirten eine Quelle für ihre durstige Herde zu zeigen, oder gar entspringen zu lassen. In Folge dessen führt das Wasser des so entstandenen kleinen Melfa-Stromes winzige glänzende Partikeln, die Frauen und Kinder emsig heraus zu fischen bemüht sind, wozu sie stundenlang hochgeschürzt (höher als nordischer Anstand gut heißen möchte) im seichten Wasser waten. Das so gefischte „Gold" tragen sie als Amulette am Halse auf der Brust. Ein Abbild der heiligen Jungfrau, wie sie erschienen sein soll, und dessen gewöhnlicher Aufenthalt ein paar Miglien entfernt in Settefratte ist, wird am Jahrestage jener Erscheinung feierlich, unter Glockengeläute und Böllerschüssen, in Prozession auf einen Tag in das Kirchlein getragen, das nahe dem Flusse auf der Stelle, wo sich das Wunder zugetragen, errichtet ist. Natürlich ist dies, wie alle Kirchenfeste, für die Gläubigen eine Gelegenheit, nach vorhergegangener Beichte und Kommunion und dem Anhören einer Anzahl von Messen, Sonderablasse zu gewinnen. Da dies nur eine Verminderung einer

Digitized by Google

unerforschlichen Zahl im Fegefeuer zuzubringender Tage oder Jahre bedeutet, so riskiert die Kirche oder der Papst nie, des Irrtums geziehen zu werden. Der Ertrag der Messen aus Anlaß dieses Festes wird von der Geistlichkeit vorher öffentlich versteigert und soll nicht selten die nicht unbedeutende Summe von 500 Scudi (etwa 14,000 Mark) erreichen.

Eben, als wir in die kleine, zum Erdrücken überfüllte Kirche der Madonna di Caneto traten, teilte sich plötzlich die dichtgedrängte Menge, um für ein junges Frauenzimmer, die auf den Knieen rutschend, ohne aufzusehen, auf die Ellenbogen gestützt, den unsauberen Boden mit der Zunge beleckte, vom Eingang bis zum Altar einen freien Raum zu lassen. Sie hielt in einer Hand den Zipfel eines Tuches, mit dessen anderen Ende eine ältere, sich langsam rückwärts bewegende Frau sie zum Altar, dem Ziele ihrer Buße, leitete. Es war ein peinliches Schauspiel, das aber der Menge keineswegs ungewohnt schien. Was für ein Verbrechen sie auf diese Weise abzubüßen hatte, wissen nur Gott und ihr Beichtvater allein.

Ich eilte, mich draußen unter die bunte Menge zu mischen. Der kleine ebene Raum, der das Kirchlein vom Melfi-Flusse trennt, bot ein heiteres Bild. Noch trugen die Weiber der Terra di Lavoro ausschließlich ihre originelle malerische Tracht. Es war das Werk ihrer eigenen Hände, vom Scheren der Schafe, Färben der Wolle, Klopfen des Hanfes, Spinnen des Flachses bis zum Weben und Färben der Stoffe. So entstanden jene schönen gebrochenen Farben, die Verzweiflung der Färber und das Entzücken der Künstler. Fast nichts an den Kleidungsstücken war genäht, außer den reichgestickten Hemden. Viereckige Stücke von verschiedenfarbigen Wollenstoffen, die von vorn und hinten um die Hüften geschlungen, durch wollene, oft mit naiven Sprüchen gezierten Bändern festgehalten wurden, vervollständigten das Kostüm. Die eigen-

Digitized by Google

tümlichen bunten Stickereien der ungenähten Schürze, so wie die Form des reichen Geschmeides, der großen Ohrgehänge, goldenen Perlen und der das weiße Kopftuch befestigenden Kopfnadeln, alles verriet den orientalischen Ursprung, im Eingang mit den gebräunten Physiognomieen und ihren kohlschwarzen Augen und Haaren. Heute sind diese Trachten fast nur noch auf Bildern anzutreffen. Billige Baumwollstoffe aus Manchester, von beredten Handelsreisenden in die entferntesten Winkel getragen, haben sie verdrängt. Die Handarbeit muß im Kampf mit den Produkten der Maschine unterliegen.

Ich war nicht wenig überrascht, aus der bunten Menge eine ältliche Frau hervortreten zu sehen, die mich, zum großen Ergötzen der Umstehenden, in hamburgischem Dialekt deutsch anredete. Sie hatte vor Jahren einen Bärenführer aus Piscinisco auf dem „Hamburger Berg" geheiratet und erfreute sich nun dieser, seit jener Zeit anscheinend ersten Gelegenheit, wieder deutsch zu sprechen. Sie trug noch den charakteristischen großen Strohhut, sowie die weiße Pelerine, in der sie an der Kasse zu sitzen pflegte, und stach mit ihren falschen blonden Locken, blauen Augen und dem rotem Gesicht komisch genug gegen die schwarzäugigen Umstehenden in ihren malerischen Gewandungen ab. Ihr Mann war wohlhabend mit ihr in die Heimat zurückgekehrt, hatte ein Gut gekauft, und sie war nun eine Honoratiorin, eine hoch angesehene „Signora".

Ein vollständiger Jahrmarkt schien auf dem Platze vor der Kirche jede Art von Erquickung für Leib und Seele zu bieten. Alle möglichen Eßwaren, rohe und gekochte, süße und gesalzene, goldenes Maisbrod, Zwiebeln, Knoblauch, Apfelsinen, harte Eier, gefüllte gebratene Milchschweinchen, Schinken, Zuckerwerk, Feigen, Wassermelonen, Backwerk, dessen bloßer Anblick Magenschmerzen verursachte, wechselten ab mit jeder Art von Gegenständen der Devotion. Da waren Medaillen, Kreuze, Amulette, Rosenkränze, fromme Verse, Heiligenbilder

Digitized by Google

und Legenden, mit vielfarbigen Bändern, reich verzierte Pilgerstäbe, alles in bunter Unordnung durch einander, ein heiteres Bild.

Nachdem ich jeden meiner Hausgenossen mit einem weltlichen und einem frommen Andenken bedacht, machten wir uns gegen Abend auf den Heimweg, die feierliche Prozession der Heimtragung der Madonna bis dahin, wo sich die Wege von Settefratte und Piscinisco trennen, begleitend. Diese ist eine hölzerne, etwa drei Fuß hohe Puppe, mit natürlichen Haaren, und einem seidenen, mit Perlen und Flitter ausstaffirten Kleide. Beim Sinken der Sonne machte das fern herschallende Singen der gläubigen Menge, das Glockengeläute, die Böllerschüsse und die zahlreichen Lichter, wie die Prozession sich fern und ferner durch die dunkelnden Thäler wand, einen ergreifenden Eindruck.

Zur Rückreise nach Rom wählte ich zur Abwechselung den Weg über Frosinone. Während ich in einem kleinen Wirtshause am Fuße des Hügels, auf dem die Stadt sich malerisch lang hinstreckt, Mittagsrast hielt, traf ein mit zwei stattlichen Pferden bespannter Leiterwagen ein, dem eine alte Frau, ein junger Mann und eine schöne, weinende junge Frau entstiegen. Wir kamen bald in ein Gespräch, wie das so leicht in Gegenden geschieht, die außer dem großen Fremdenverkehr liegen. Sie erzählten mir, die junge Frau sei beim Öffnen des Weinkellers, nachdem er mehrere Tage geschlossen gewesen, von einer vor Hunger tollgewordenen Katze gebissen worden, und sie seien jetzt auf dem Wege zum Kloster des heiligen Domenico in Cuculla, dessen Spezialität die Heilung von Bissen toller Tiere sei. Kloster und Kirche, so erzählten sie, lägen ein paar Tagereisen von ihrer Heimat entfernt, auf einem Hügel, der von ungiftigen Schlangen wimmelt; sehr wichtig sei es, jedes Kleidungsstück, das man zur Zeit des Unglückes getragen, mitzubringen und im Kloster zu belassen. Eine Frau, die einen Strumpf vergessen hatte, konnte deshalb ihre Heilung nicht

Digitized by Google

erlangen. Die Kur besteht darin, daß der Schlüssel zur Kapelle des Heiligen glühend heiß gemacht und auf die Bißwunde gelegt wird — ohne Zweifel eine in den meisten Fällen zu späte Kauterisation. Ein Glöckchen zeigt an, daß der Heilige willens ist die Heilung zu gewähren. Diese Erzählung war von unaufhörlich fließenden Thränen begleitet. Meine bescheiden geäußerte Meinung, daß ein gleich nach dem Biß aufgedrücktes glühendes Eisen vielleicht wirksamer gewesen wäre, wurde mit Hohn aufgenommen. Die Leute, die mit eigenen Pferden die weite Reise unternahmen, schienen wohlhabend. Sie zeigten mir das Paket Kleidungsstücke im Wagen, auf dem ein ebenfalls gebissenes Hündchen lag. Die blasse junge Frau, in ihrem scharlachroten, goldverbrämten Sonntagsstaat, dauerte mich von Herzen. Sie schieden, von meinen besten Wünschen, wenn auch nicht Hoffnungen begleitet.

In dem malerischen Städtchen Ceprano, dem ersten auf päpstlichem Gebiet, machte ich noch einmal Halt. Wie überall unter ähnlichen Bedingungen, war hier eine Anzahl unbeschäftigter junger Männer, Söhne wohlhabender Väter, die die seltene Erscheinung eines Fremden freudig begrüßten, teils wegen der Bedeutung, die seine Bekanntschaft ihnen in den Augen ihrer Mitbürger verleiht, teils weil es ihnen hilft, die Langeweile der langsam hinschleichenden Stunden zu unterbrechen. Sie beschlossen mir zu Ehren eine „Giostra" (Büffelhetze) zu veranstalten. Zu diesem Zwecke wurden alle Zugänge zum Marktplatz so abgesperrt, daß er eine von Brettern eingefaßte Arena bildete, in die ein Büffel getrieben wurde. Natürlich waren alle Fenster der umgebenden Häuser mit Zuschauern besetzt. Auf dem Balkon des Hauptgebäudes, dem Sitze des „Governo" und der Wohnung des Syndaco, war die „jeunesse dorée" von Ceprano versammelt. Von hier aus wurde an einem Strick ein Strohmann, im blauen Frack mit Messingknöpfen,

Digitized by Google

vor der Nase des Büffels tänzelnd auf und nieder gezogen, der jedesmal, wenn die Puppe den Boden berührte, mit gesenktem Kopf wüthend auf sie losrannte, aber nur gegen die Brettereinfassung stieß, während der Strohmann unter schallendem Gelächter längst hoch in den Lüften baumelte. Nach einiger Zeit schien die Einförmigkeit des Spiels die Geduld des Büffels zur erschöpfen, und selbst die Bemühungen einiger kühner Jünglinge, die in die Arena sprangen, ihn mit zugespitzten Stäben zu erneuerter Energie aufzustacheln, erwiesen sich fruchtlos. Plötzlich erblickte das geplagte Tier die zufällig offen gebliebene Thür des Hauses, dessen Balkon man mir als Ehrengast angewiesen hatte, „das Kampfspiel zu erwarten", und dessen übrige Fenster von Zuschauern angefüllt waren. Unbehindert rann die schwarze Bestie die enge Steintreppe hinauf. Schreckenbleich hingen sich einige Jünglinge an den Händen außen an die Fensterbrüstung des Vorplatzes, bis das Tier, das zur Erheiterung der Ungefährdeten ruhig zum Fenster hinaus guckte, mit großer Mühe von seinen Wärtern zum Rückzug bewogen werden konnte. So endigte die „Giostra" glücklicherweise nicht tragisch.

Um Rom recht rasch zu erreichen, machte ich die Rückreise mit dem Postwagen, und zwar bei Nacht. Schon nach wenig Stunden wurde ich aus dem Schlafe geweckt, indem der Schaffner den Wagenschlag öffnete, mit der höflichen Bitte an die Insassen, auszusteigen, „weil hier die Diligence umzuwerfen pflege". Der Postmeister, so sagte er, bestehe darauf, ein junges Pferd einfahren zu wollen, das beim Passieren eines kleinen Baches sich weigere zugleich mit den andern Pferden anzuziehen, daher das Umwerfen. Wir gehorchten natürlich und gingen in der sternhellen Sommernacht langsam voran. Es dauerte auch nicht lange, bis der berittene Postillon uns überholte. Er war auf dem Wege nach dem nächsten Dorfe, um Hilfe zur Wiederaufrichtung des umgestürzten Wagens zu

Digitized by Google

holen. Als er nach geraumer Zeit mit einem Halbdutzend Männern, die er aus ihren Betten geholt hatte, zurückkam, fand sich, daß der Stift, der die Vorderräder an die Axe befestigt, herausgefallen war, und nur spät gelang es, eine alte Reisegefährtin nach langer, standhafter Weigerung zum Herleihen einer geweihten Kerze zu bestimmen, mit deren Hülfe der kleine Stift endlich gefunden und der Wagen wieder in Stand gesetzt wurde.

Digitized by Google

Das Volskergebirge. Sezza, Ninfa, Sonnino.

Meinen ersten künstlerischen Erfolgen waren ähnliche gefolgt. Eine „Kornsichterin", „Pilgerin", „Schäferin", „Traubenverkäuferin" usw. entstanden rasch nacheinander und fanden Liebhaber, fast mehr als für meine Kunst förderlich war, da sie mich zu häufigen Wiederholungen veranlaßten. Durch Julien und Goupil vervielfältigt, wurden sie über die ganze Welt verbreitet.

Hier ist vielleicht der Ort, der damaligen römischen Kunstzustände mit einigen Worten zu gedenken. Noch galt Rom in maßgebenden Kreisen für einen der bedeutendsten unter den modernen europäischen Kunstmärkten. Eine Ausstellung, im modernen Sinne, gab es nicht. In der Einleitung zu Murrays berühmtem englischem Reisehandbuch der Stadt Rom wird ausdrücklich betont, daß es keinerlei Einführung bedürfe, um Künstler in ihren Ateliers aufzusuchen, daß sie Besuche erwarteten, ja darauf angewiesen seien; Engländer, Russen, Deutsche — wenn diese auch in geringerem Maße —, vor Allem aber kürzlich reich gewordene Amerikaner, betrachteten Rom als den günstigsten Bildermarkt oder wünschten Erinnerungen an ihren Aufenthalt im gelobten Lande heimzubringen.

Digitized by Google

Dies hatte den Nachteil, daß dasselbe Bild unzählige Male ungestraft wiederholt werden konnte, daß, in Ermangelung jeder gesunden Kritik, sich keine öffentliche Meinung bildete, und schließlich, daß die Platzführer (Ciceroni) sowohl wie die Kuriere eine ungebührliche Bedeutung gewannen.

So kannte ich einen ursprünglich nicht unbegabten deutschen Künstler, der es schließlich bequem fand, von der Wiederholung eines und desselben Gegenstandes zu leben. Das Bild stellte einen jungen Bauernburschen dar, der mit seinem Mädchen in Albaner-Kostüm auf einem Esel unter einem großen roten Sonnenschirm reitet, dessen Reflex das Paar rosig vergoldet. Der Künstler, der voll von Enthusiasmus aus Deutschland gekommen war, heiratete ein Modell und endigte als Besitzer einer Locanda. Mein Nachbar, ein junger Römer, lebte jahraus, jahrein ausschließlich vom Kopieren von Guidos „Aurora" im Palazzo Rospigliosi. — Als ich einen talentvollen deutschen Maler, der in dem Rufe stand, der geschäftlichen Seite der Kunst besondere Aufmerksamkeit gewidmet zu haben, im sechsten Stock eines Palazzo etablirt fand und ihm darüber meine Verwunderung ausdrückte, erwiderte er, daß dies das Resultat reiflicher Überlegung sei, indem er gefunden habe, daß Bilderkäufer sich rascher entschließen, wenn sie dadurch einem wiederholten Erklimmen so vieler Treppen entgehen. Die Mehrzahl der Künstler besoldeten die Ciceroni und Kuriere. Ganz im Anfang meiner künstlerischen Laufbahn führte einer meiner Kameraden einen russischen Fürsten Kotschuboy zu mir, der ein kleines Bild kaufte und ein Gegenstück dazu bestellte. Zu meiner nicht geringen Überraschung erschien am nächsten Morgen ein Führer und verlangte seine Kommission als Cicerone des Prinzen, „da er wisse, daß mein Freund keine Prozente von Verkäufen, die er vermittelt, nehme". Er zeigte mir eine lange Liste von Künstlern, zu denen er in einer derartigen zweifelhaften geschäftlichen Beziehung stand, mit dem

Digitized by Google

vergeblichen Wunsche, meinen Namen hinzuzufügen. — Daneben gab es freilich Künstler, die sich von diesem zweideutigen Treiben fernhielten, die aber Gefahr liefen, wegen Mangel frisch pulsierenden öffentlichen Lebens in eine Art Lethargie zu verfallen. So malte ein russischer Künstler über vierzig Jahre an einem kolossalen Bilde „Die Taufe Christi", und es hieß, daß dieselben Modelle, die er für die Kinder benutzt, ihm schließlich für die Greise gesessen hätten. Als er das endlich vollendete Bild nach St. Petersburg gebracht, soll er, eine Art Rip van Winkel, bitter enttäuscht an gebrochenem Herzen gestorben sein.

Der Wunsch, das Landvolk näher kennen zu lernen, teilweise auch die Hoffnung, einem Gegenstande zu begegnen, der mir weiteren Spielraum zu idealer Behandlung des italienischen Volkslebens, in der Art Leopold Roberts, böte, veranlaßte mich im Sommer 1843 zu einem Ausfluge in das wenig besuchte Volskergebirge.

Die Hügelkette, welche unweit Velletri beginnt, führt durch vielfach interessante Ortschaften bis nahe an Terracina, über Cori (älter als Rom), mit seinem trefflich erhaltenen Herkulestempel und den Resten dreifacher Cyklopenmauern, Norma, Sermoneta, Sezza, Piperno und Sonnino. Die weite Ebene zu den Füßen dieser Hügelkette liegt tiefer als das sie begrenzende tyrrhenische Meer, sodaß die bergabfließenden Wässer stagnieren und die berüchtigten Pontinischen Sümpfe bilden. Von Sezza abwärts steigend erreicht man in wenigen Stunden die Überreste der einst blühenden Stadt Ninfa. Sie wurde vor mehreren hundert Jahren der verpesteten Sumpfluft wegen von ihren Bewohnern verlassen, die an ihrer Statt das vorerwähnte hochgelegene Norma gründeten, und bietet nun, ein mittelalterliches Pompeji, ein hochromantisches, einzigartiges Bild. Wohlerhaltene Fresken schmücken die epheuumrankten Mauern der zahlreichen verfallenen Kirchen der

Digitized by Google

einst blühenden Stadt und spiegeln sich in den ungetrübten Wässern, aus denen ein Theil derselben hervorragt. Die Totenstille der unabsehbaren, verpesteten Ebene rings umher wird nur selten vom Quaken der Frösche oder dem melancholischen Zirpen der Heuschrecken unterbrochen — ein Zaubermärchen, ein Traum, aus dem mich auf dem steilen Rückwege nach Sezza der mich führende Junge mit den Worte weckte: „ecco il sasso di Papa Sisto“ („dies ist der Papst Sixtus-Stein“), als wir halbwegs eine geräumige Felsplatte erklommen hatten. Auf meine Frage erklärte er, daß diese als die Stelle bezeichnet werde, von der aus Papst Sixtus V. den großen, seinen Namen „Fiume Sisto“ tragenden Kanal und die Sümpfe gesegnet habe. Hier bot sich ein Gegenstand für eine umfangreichere Komposition, den zu suchen ich ausgezogen war. Der feierliche Segen, den der Papst am Ostersonntag in Rom von der Loggia von St. Peter „urbi et orbi“ erteilt, war mir immer als eine der erhebendsten Ceremonien der katholischen Kirche erschienen; aber ihre große Entfernung von der den weiten Platz füllenden andächtigen Menge machte es unmöglich, sie malerisch zu behandeln, während hier die prachtvolle kirchliche Ceremonie zusammen mit dem herbeigeströmten malerischen Landvolk dargestellt werden konnte. Das Bild hat mich in den folgenden Jahren in Rom fast ausschließlich beschäftigt. Es wurde im Jahre 1847 in Paris ausgestellt und im nächsten von der französischen Regierung für das Museum von Lille angekauft, wo es sich, und zwar in trefflicher Gesellschaft, noch befindet.

Die Bevölkerung der Volskerberge ist physisch und moralisch viel weniger interessant, als ihre Nachbarn, die Ciociaren der Terra di Lavoro. Das Priester-Regiment fügt der Langeweile, welche den meisten entlegenen kleinen Provinzialstädten eigen, ein besonderes, peinliches Element hinzu. — Als ich mich, von Ninfa zurückkehrend, meiner kleinen Locanda, der

Digitized by Google

einzigen in Sezza, näherte, traf Heulen und Wehklagen mein Ohr, und aus einem benachbarten Häuschen brachten zwei päpstliche Gensdarmen einen gefesselten Mann, anscheinend ein Feldarbeiter, heraus. Die fruchtlosen Versuche einer alten und einer jungen Frau mit aufgelösten fliegenden Haaren, wie mehrerer kleiner Kinder, sein Fortführen zu verhindern, indem sie sich an seine Kleider hängten, waren herzzerreißend. Die Sache schien aber Niemand weiter zu interessieren. Wie ich einen der Maulaffen, von denen die Piazza nie leer wird, nach der Ursache dieses Vorgangs fragte, zuckte er die Achseln und erwiderte halblaut ohne mich anzusehen: „Der Bischof läßt ihn festnehmen, weil er am Sonntag geflucht hat." Plötzlich aber schoß aus einer nahen Schenke ein kleiner Kerl in Hemdsärmeln, mit feuerrotem Gesicht, heraus und schrie gestikulierend: „La Francia! Ci vuole la Francia! Vive la libertà!" (Frankreich! Frankreich ist's, was wir brauchen! Hoch lebe die Freiheit!) Aber noch ehe er ausgeredet hatte, hatte ihn schon ein Gensdarm am Kragen gepackt, und ehe er sich's versah, leistete er dem Sonntagsschänder in dem Gefängnis meiner Locanda gegenüber Gesellschaft. Dieses war zu ebener Erde. Durch das vergitterte große Fenster, ohne Scheiben, konnten die Insassen sich bequem mit ihren Freunden auf der Piazza unterhalten und um Tabak und Almosen betteln.

Ich war froh, diesen peinlichen Eindrücken zu entfliehen, und machte mich alsbald auf den Weg nach Sonnino, meiner nächsten Station. Dieses berüchtigte Räubernest krönt einen steilen, kegelförmigen Hügel. Derselbe schließt das eine Ende eines langen, engen Thales, während das andere auf dem neutralen Gebiete mündet, das bis vor Kurzem den Kirchenstaat vom Königreich Neapel trennte.

Hier pflegten die Reisenden stundenlang aufgehalten zu werden, bis die ungebildeten neapolitanischen Thorwächter Zeit gehabt, die fremden Pässe zu entziffern, um zu sehen, ob

Digitized by Google

der Name des Inhabers sich nicht in der unendlichen Liste der Verdächtigen im sogenannten „schwarzen Buche" befinde. Hatte der Reisende diese Prüfung glücklich bestanden (was in Folge von Verwechselungen oft dem Unschuldigsten schwer wurde), und waren die zahlreichen notwendigen Visas korrekt befunden, so durfte der Wagen eine kurze Strecke ins Königreich hinein bis zum Städtchen Fondi fahren, wo das Zollamt war. Die Untersuchung des Gepäcks war indessen eine rein geschäftliche Angelegenheit. Nach vielem Hinundherhandeln wurde der Preis bestimmt, für den die Mauthbeamten den Wagen unberührt zu lassen Willens waren, und nachdem noch die „Facchini" (Packträger) sowie die — zur Verhinderung solcher Verhandlungen angestellten — Finanzsoldaten abgefunden waren, konnten die Reisenden unbehelligt die Fahrt nach Neapel fortsetzen.

Vor Erbauung der Eisenbahn über St. Germano wurde die vollkommen ebene Poststraße durch die Sümpfe über Terracina fast ausschließlich zur Reise von Rom nach Neapel benutzt.

Es ist kaum zu verwundern, daß die reichbeladenen Reisewagen und Diligencen eine unwiderstehliche Anziehung für die halbwilden, hungrigen Bewohner Sonninos hatten. Sie sind die Originale jener Banden, die eine Zeitlang Opernkomponisten, Romandichtern und Malern reichen Stoff zu poetischer Verherrlichung geliefert haben, die aber in der nackten Wirklichkeit aus den grausamsten, verruchtesten Gesellen bestanden. In den Ausläufern des engen Thals versteckt, brachen sie aus ihrem Hinterhalt, überfielen und plünderten die Wagen auf der neutralen Strecke Landes und schleppten die Beute, wenn nicht gar die Reisenden, das Thal entlang auf ihr für uneinnehmbar geltendes Bergnest. —

Der „Sindaco" Sgr. Pellegrini, an den ich einen Brief hatte, war bei meiner Ankunft beschäftigt, einer Prozession ein kolossales hölzernes Kreuz voranzutragen. Als er damit fertig war, bot er mir Wohnung in seinem Hause an, mit insofern

Digitized by Google

ungewöhnlicher Gastfreundlichkeit, als er beim Abschied Bezahlung dafür nahm. — In solchen weltverlassenen Nestern ist ein Fremder ein Ereignis und wird als willkommene Unterbrechung der tötlichen Langeweile begrüßt. Ein älterer Herr, anscheinend einer der Honoratioren, bot mir alsbald seine Dienste als Cicerone an, die ich um so dankbarer annahm, als die zudringliche Jugend des Ortes mich auf Schritt und Tritt lästig verfolgte. Andere Herren schlossen sich an, und wir kletterten die engen Gäßchen auf und ab. Das Stammhaus der Familie Antonelli, die es in der Welt soweit gebracht (die Mutter des Kardinals trug noch das aus Räuberbildern bekannte Sonninokostüm), wurde mit Stolz gezeigt. Auffallend waren mir die häufigen Lücken in den engen Häuserreihen, deren reich mit Unkraut überwachsene Schutthaufen auf gewaltsame Zerstörung zu deuten schienen. Als ich aber meinen Cicerone, dessen Arme gelähmt waren, um eine Erklärung fragte, zupfte einer der anderen Herren mich am Rock, indem er mir zuflüsterte, das seien die Häuser, die einst meinem Führer gehört. Auf Befehl des französischen Generals waren sie, als Räubern gehörig, niedergerissen worden. Ich habe vergessen, welcher zufällige Umstand ihn bewogen, seiner Absicht, den Ort von Grund aus zu zerstören, nicht Folge zu geben, aber auf den Schutt wurde Salz gestreut, zum Zeichen, daß darauf nie wieder gebaut werden dürfe. Ihrem Besitzer aber (damals einem gefangenen Briganten) wurden aus Vorsicht die Sehnen an den Armen durchschnitten, um sie für den Gebrauch einer Flinte untauglich zu machen. Relata refero. — Man erzählte mir unter anderem, daß einige der Räuber, die sich in Folge einer Proklamation der Regierung freiwillig gestellt, dafür, dem Versprechen gemäß, eine lebenslängliche Pension bezogen, welche auch noch ausbezahlt werde.

In Begleitung eines Gensdarmerie-Unteroffiziers, der zufällig denselben Weg zu gehen hatte, machte ich mich nach

Digitized by Google

einigen Tagen auf den Weg nach Terracina. Der kürzeste führte durch jenes oben beschriebene enge Thal, und da mein Begleiter ein Neffe des berüchtigten Räuberhauptmanns Gasparone war, der in Civita-Vecchia, zu lebenslänglicher Haft begnadigt, gefangen saß, so wurde mir der Weg durch allerlei Jugenderinnerungen meines Reisegefährten verkürzt, indem er mir die verschiedenen Höhlen und Schlupfwinkel andeutete, wo er als Junge seinem versteckten Onkel heimlich Nachts Nahrung zugetragen.

Nach einem mehrstündigen heißen Gang, erst das enge Thal entlang, dann rechts durch das neutrale Gebiet, erreichten wir Terracina, dessen monumentales, damals vielbesuchtes Gasthaus malerisch hart am Meer gelegen ist. Die ursprünglich geweißten Wände seiner geräumigen Schlafzimmer tragen alle oberhalb der Betten ein einförmiges Tapeten-Muster von erschlagenen Mücken, als Ergebnis der Schlachten, die unglückliche Reisende in schlaflosen Nächten gegen diese menschenfeindlichen Insekten geliefert. Papst Gregor der XVI., dessen Lieblingsort Terracina gewesen war, hatte beabsichtigt, das Städtchen mit einem großartigen Seehafen zu beschenken, als der Tod ihn in der Ausführung seines Planes unterbrach.

Digitized by Google

Reisebriefe. Fragmente. 1852—56.

Ich lasse hier Auszüge aus einigen meiner Briefe folgen, die sich, zwar nicht chronologisch, aber dem Inhalte nach, dem Vorhergehenden anschließen:

August 1852.

.... „Von Tivoli, wo ich etwa fünf Wochen blieb, ritt ich auf schönem Wege zu Maultier über Gerano nach Subiaco, das zwar hoch und malerisch genug liegt, aber, von Bergen eingeschlossen, wenig Kühle bietet. Dort ist des Papstes Kalifornien, wie mein Maultiertreiber sich ausdrückte. Der das Thal durchfließende reißende Anio treibt nämlich die Räder sowohl einer Papierfabrik, wie der päpstlichen Münze, und Tag und Nacht wird dort Papier- und Kupfergeld fabriziert; was indessen nicht verhindert, daß man beides kaufen muß und so selbst an der wertlosesten wie an der unbequemsten Münzsorte noch verliert. Von dem Geldzustande hier kann man sich überhaupt schwer einen Begriff machen. Silber wird bis zu 8 % bezahlt. Kupfer, welches so schwer ist, daß man einen Scudo (etwas über 5 Francs) nicht in der Tasche, sondern nur als Rolle in der Hand tragen kann, das überdem nur höchstens zwei Drittel seines Nennwertes hat, kauft man für 1—3 %, da die Bauern das Papiergeld um keinen Preis

Digitized by Google

nehmen wollen, sondern lieber das Kupfergeld teuer bezahlen und vergraben. Das Papiergeld endlich, das zur Hälfte falsch zirkuliert, und selbst echt einen sehr schlechten Kredit genießt, weil der Staat selbst bisweilen seinen Wert herabsetzt — selbst dies diskreditierte Papier muß man mit 1 % bezahlen.

Außer der reichen und stilvollen Landschaft bieten zwei sehr nahe bei einander liegende Benediktiner-Klöster, Sancta Scolastica und S. Benedetto, vielen Stoff zu Studien. Von den Stiftern, einem Zwillingspaare, erzählt man die drolligsten Wunder. So wächst, um nur eines zu nennen, hart an der Mauer des Klosters St. Benedetto ein Dornbusch, dessen Blätter alle ein S-Zeichen tragen. In diesen Busch soll sich der Heilige nackt geworfen haben, um den Versuchungen des Teufels zu entgehen, von dem jene Merkmale in Form einer Schlange bis auf den heutigen Tag Zeugnis ablegen. — Da indessen, was von dem Wirken der Stifter noch als Wunder der Kunst existiert, auch mir zu gute gekommen ist, will ich ihnen immerhin meinen Dank nicht vorenthalten. Im erstgenannten Kloster sind interessante Überreste byzantinischer Architektur, nach denen ich Einiges gemalt habe, im anderen, dessen Ursprung vielleicht noch älter ist, sind in einer ganz in den Felsen hineingebauten Kirche sehr schöne, wohlerhaltene Fresken von Giotto und Anderen.

Indessen ließ die Hitze mich nicht lange in Subiaco bleiben, sie trieb mich in das viel höher gelegene Cervara, wo die Weiber eine malerische und originelle Tracht zum Glück noch nicht, wie an so vielen anderen Orten, abgelegt haben, und wo selbst an den heißesten Augusttagen ein frischer Bergwind die drückende Hitze erträglich macht. Die nur mit immergrünen Eichen bewachsenen großen Felsmassen und die fernen blauen Berglinien bieten gute Hintergründe für Figuren, nicht weniger das Innere des Ortes, in welchem alle Straßen aus in den Felsen gehauenen Treppen bestehen. Die Schattenseite ist die

Digitized by Google

sogenannte Locanda. Ich kam mir wie Mephisto vor, wenn er sich

Den Herr der Ratten und der Mäuse,
Der Fliegen, Flöhe, Wanzen, Läuse

nennt. Auch war die Küche sehr mangelhaft, da sie nur Hammelfleisch und schwarzes Brot bot, ferner nur Ziegenmilch und keine Butter. Niemand im Orte kann Wäsche bügeln. Indessen half angenehme Gesellschaft, die ich dort anzutreffen das Glück hatte, mir über diese Schattenseiten hinweg.

Noch muß ich ein eigentümliches Fest beschreiben, das ich in Cervara am 15. August (Mariä Empfängnis) erlebt. Nachdem den ganzen Tag über Böllerschüsse, Trommelwirbel und Glockenläuten die fromme Stimmung der Gläubigen rege gehalten, ziehen am Abend zwei Prozessionen, die eine hinauf, um aus einer oben befindlichen Kirche eine Christus-, die andere hinunter, um aus einer tief unten liegenden eine Madonnen-Figur zu holen. Die beiden Prozessionen, mit brennenden Fackeln, Priestern und trommelschlagenden Bauern an der Spitze (letztere in den weißen Kitteln der Confraternità) bewegen sich gegeneinander. Auf dem einzigen, kleinen ebenen Platz des Ortes von etwa 50 Quadratfuß begegnen sich die Bilder, nachdem die beiden Züge, in zwei Reihen knieend, einen freien Raum in ihrer Mitte gelassen. Drei mal neigen Mutter und Sohn sich gegeneinander und begrüßen sich unter Böllerschüssen. Alles Volk stürzt auf die Kniee und schreit: „Misericordia!" Die inzwischen eingebrochene Nacht verleiht dieser Szene etwas mysteriös Ergreifendes. Nachdem Christus hinter seine Mutter gestellt worden, werden sie zusammen in die obere Kirche getragen; und nachdem er acht Tage lang mit ihr dort verblieben, kehrt er wieder, zu bleibendem Aufenthalt, in die untere Kirche zurück."

* * *

Digitized by Google

Rom, den 1. Oktober 1858.

..... „Von der Julihitze aus Rom vertrieben, flüchtete ich nach dem reizenden Lariccia im Albaner-Gebirge. Da ich die Casa Martorelli, das einzige Wirtshaus, von Künstlern angefüllt fand, hatte ich bei guten Leuten im Orte Unterkommen zu suchen. — Hier wurde ich am 19. August, zu meinem Geburtstage, von einem Fieberanfall überrascht, der mich zwar einige Tage im Bett hielt, aber durch energische Dosen Chinin, sowie durch die treue Pflege meiner Wirtinnen, der beiden jungen Strohwitwen Altomira und Filomela, deren Männer sogenannte politische Vergehen auf der Galeere büßten, bald beseitigt wurde. „Non e mai tardi per quello che appresso viene" („Es ist nie zu spät für das, was nachher kommt"), pflegte die Erstere, ein schönes junges Weib, prophetisch zu antworten, wenn ich ihr Trost in ihrem Jammer zuzusprechen versuchte.

Indessen war mir der Ort zuwider geworden, und ich bereitete mich zu einer Reise in die Wildnis vor, die ich im September antrat. Ich war immer allein, meistens zu Maultier und an Orten ohne Wirtshaus, wo ich die oft erprobte, immer von Neuem überraschende Gastfreundschaft der Einwohner in Anspruch zu nehmen gezwungen war. Mein Ausflug begann jedoch mit einem zivilisierten Orte im römischen Gebirge, Genazzano, wo das berühmte Fest „La Madonna del Buon Consiglio" von weit und breit Pilger, selbst aus dem Neapolitanischen, heranzieht. Ich wohnte bei der liebenswürdigen römischen Familie Vannutelli, die hier den Sommer auf ihren Besitzungen zubringt, und mich zu dieser Gelegenheit eingeladen hatte. Das Fest gehört zu dem Schönsten, was ich in der Art gesehen habe. Am Vorabend — der Vigilia — und am Morgen des Festtages selbst, sind alle zum Orte führenden Landstraßen mit „Compagnie", das heißt Zügen von Pilgern, oft mehr als hundert an der Zahl, bedeckt. Sie gehen paarweise mit langen Stäben in den

Digitized by Google

Händen, alle Weiber mit Körben auf dem Kopfe, und singen Litaneien. Aus weiter Ferne hört man die ganze Nacht hindurch den frommen Gesang. An einer Brücke, von der man zuerst der Kirche ansichtig wird, die das wunderthätige Mutter-Gottesbild, das Ziel der Pilgerfahrt, birgt, legen sie ihre Sandalen (Ciocie) ab und gehen barfuß. Das Bild soll allein von Skutari übers Meer nach Genazzano gekommen sein. Im Orte selbst angelangt, umlagern die Pilger die übervolle Kirche. Die Glücklicheren, die hineingedrungen, umdrängen haufenweise die Beichtstühle oder bestürmen das Madonnenbild mit den heftigsten Bitten um ein Wunder, die oft bis zu hysterischer Erregung und in wütendes Geschrei ausarten. Kranke, Blinde werden herbeigeschleppt, und alles vereinigt sich in dem Gebrüll: „Fate la Grazia Madonna mia!“ Wunderbar ist dabei, daß sie oft, als ein Opfer ihrer Hallucinationen, ganz irrtümlich an eine Erhörung ihres dringenden Flehens glauben. So sah ich eine Mutter ihren gelähmten Knaben herantragen. Sie kniete neben ihm nieder und flehte mit erhobenen Armen um ein Wunder, und wie sie ihn ungeheilt wieder forttrug, rief Alles: „Habt Ihr's gesehen, das Wunder ist geschehen!“ Mitten unter all dem Lärm liegen dann wieder von Müdigkeit überwältigte Gruppen fest eingeschlafen in der Kirche, an Pfeiler oder an ihre Säcke und Körbe gelehnt. Nachts aber schläft Alles auf dem nackten Boden in der Straße, so daß man kaum Platz findet, einen Fuß auf den Boden zu setzen. Ein Platzregen überraschte die Armen, die auseinander stoben, um, ich weiß nicht wo, Obdach zu suchen. Ich sah es aus dem Fenster meines Palastes, und dachte, was Alles die armen Leute für ihren Glauben geduldig ertragen: tagelange Märsche in der sengenden Hitze, Strapazen und Entbehrungen, während ich mit weniger Glauben, in sicherem Obdach mein wohlbereitetes Bett hatte. An der Brücke, von wo man die Kirche zum letzten Male sieht, machen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

die Heimziehenden, deren Stäbe nun alle mit künstlichen Blumen und Flitter vom Feste geziert sind, noch einmal Halt, werfen sich anbetend mit dem Antlitz auf den Boden, binden ihre Sandalen wieder an die Füße und hören auf, ihre Litaneien zu singen. Am dritten Tage machte ich mich zu Esel nach Frosinone auf, über das berühmte Cisterzienser-Kloster Casamara, dessen Gastfreundschaft ich in Anspruch nahm, nach Sora, wo ich meinen Compare, den Advokaten Don Niccolino Faticanti, in alter Anhänglichkeit wiederfand. Er gab mir Briefe nach Atina, einer ein Paar Stunden entfernten Bergstadt, wo wieder die freundlichste Aufnahme meiner harrte. Hier war der jährliche Zwiebelmarkt, auf dem sich die umliegenden Ortschaften für den Winter mit Zwiebeln versehen. Es war dort eine solche Menge verschiedener malerischer Trachten vereinigt, daß mir förmlich schwindelte und ich traurig ward über die Unmöglichkeit, so viel Schönes dauernd zu fesseln. Komisch war eine Carmelitaner Nonne, die von Rom dorthin gezogen war, mit dem Wunsche und der Hoffnung ein Kloster zu gründen. Von den Atinensern in Stich gelassen, sah sie nun in jedem Fremden einen Hoffnungsstrahl, machte deshalb meine Bekanntschaft, lud mich ein, Kaffee bei ihr zu trinken, und trug mir ihr Leid vor. Sie gab mir auch einen Brief an den Papst, mit der Bitte, mich in Rom für sie zu verwenden. Einstweilen konnte ich nur mein Interesse bethätigen, indem ich sie und ihr malerisches Kostüm in mein Skizzenbuch zeichnete.

Von der Freude, die meine alten Freunde in Piscinisco von meinem wiederholten Besuch hatten, ist es schwer, einen Begriff zu geben. Seit elf Jahren hatte ich sie nicht gesehen, und bessere, herzlichere, aufopfernd liebevollere Menschen lassen sich nicht denken. Der Abschied war wahrhaft rührend. Wer weiß, ob ich die Guten je wiedersehen werde. Ich sah dort auch ein nächtliches Fest der Maisernte: die Kolben werden

Digitized by Google

aus den sie umschließenden Blättern gelöst, wobei Fackelbeleuchtung, Verkleidungen, Dudelsack, Tanz und Gesang die Sache sehr lustig machen. Während meines Aufenthaltes hatte sich der ganze Ort mit mir befreundet, und als ich das Maultier bestieg, fand ich einen Korb mit Lebensmitteln am Sattel hängen, wie ihn wohl vor Zeiten eine Mutter für den Sohn bereitete, der zum ersten Mal fort ins gelobte Land pilgert. Dieser und jener brachte mir kleine Geschenke, Andere Empfehlungsbriefe für die Reise, weinend küßten mir die Mägde die Hände, und ich kann sagen, daß ich mit recht schwerem Herzen von den guten Leuten schied. Fragt man nun, wie es möglich ist, daß sich bei so verschiedenen Ausgangs- und Endpunkten, bei gänzlich verschiedener Sprache, Religion, Lebensart, eine solche Herzlichkeit entwickeln kann, so fehlt mir wirklich die Antwort, wenn man sie nicht in dem tröstlichen Gedanken finden will, daß es wirklich noch seelengute Menschen gibt, die zu finden freilich ein seltenes Glück ist.

Zuerst gings nach Terelle, der Heimat jener Ciociaren, deren Bekanntschaft ich in Terracina gemacht. Dort wohnte ich bei dem sehr freundlichen Arciprete, der ein hübsches Mädchen in seinem Sonntags-Kostüm in seine Wohnung zum Zeichnen für mich bestellte. Er soll so reich sein, daß er mit seinem Bruder, dem Kanonikus, zusammen auf eigene Kosten ein Kloster und eine Kirche gebaut hat. Aber die seiner Obhut anvertraute Heerde ist bettelarm."

Digitized by Google

Rocca di Papa. Genzano l'Infiorata.

Unter den Ausflügen, welche die in Cariccia versammelte Gesellschaft von Zeit zu Zeit in die reizende Umgegend unternahm, ist mir einer besonders im Gedächtnis geblieben. Das Ziel war Rocca di Papa, der höchstgelegene Ort im Albaner-Gebirge, und ein „pienic“ in dem Walde della Faggiola in dessen Nähe. Wir brachen, ein stattliches Regiment von Eselreitern, früh an einem Sonntag Morgen auf. Der Weg führt am See von Nemi vorbei, wie sein Zwillingsbruder von Albano ein ehemals ausgebrannter Krater. Von reichbewaldeten grünen Hügeln eingerahmt, liegt tief unten der See; „der Spiegel der Diana“, nach dem dieser Göttin geweihten, einst berühmten Tempel benannt, von dem bei hellem Wetter Überreste im Seegrunde zu erspähen sind. Jetzt krönt an seiner Statt das riesige Schloß des Duca Cesarini eine Seite des steilen Ufers. Wie der heutige Träger dieses großen Namens aus dem armen Miniaturmaler Filippo Montana plötzlich Don Lorenzo Sforza-Cesarini Savelli Peretti Bovadilla Cabrera, Duca di Genzano und Segni, Conte di Sta. Fiore und Grande di Spagna di prima Classe geworden ist, das ausführlich zu erzählen ist hier nicht der Ort, wäre aber wohl der Feder eines gewandten Romanschreibers würdig.

Digitized by Google

Indessen möchten die nackten Thatsachen auch aus ungeübter Feder von hinlänglichem Interesse sein:

. . . Daß das Ehepaar Sforza-Cesarini kein Muster von Tugend war, beweist unter anderem die Thatsache, daß ihr ältester Sohn Don Lorenzo kurz vor ihrer Verheiratung geboren, erst nachträglich legitimiert worden war, was ihn, wie das so häufig, dem Vater um so teurer gemacht haben soll. Indessen bestimmte eine päpstliche Bulle, welche die Erbfolge in der Sforza-Cesarinischen Familie endgültig feststellt, in klarsten Ausdrücken, daß ein in der Ehe geborener, legitimer Sohn immer den Vorrang vor einem legitimierten haben solle. Der älteste Sohn starb als Jüngling. Als aber nach dem Tode des Vaters die einzige, an den Duca di Bracciano verheiratete Tochter die große Erbschaft anzutreten sich anschickte, erschien plötzlich zu allgemeinster Überraschung ein junger Prätendent, der seine Ansprüche an dieselbe, vor dem höchsten Tribunale, der „Rota" geltend zu machen versuchte.

Daß die Herzogin Cesarini im Familienpalaste am Corso in Rom von einem Knaben entbunden worden war, nachdem sie (ihrer Angabe nach, aus Furcht vor dem Zorne des Gemahls) sowohl Schwangerschaft wie Geburt verheimlicht; daß das Kind unmittelbar nach dieser aus dem Palast entfernt und einer früheren Dienerin übergeben worden war, konnte von der angegriffenen Partei nicht geleugnet werden. Auch ward erwiesen, daß besagte alte Dienerin das Kind, mit einer halbierten Münze an einem Bande versehen, ins Findelhaus getragen, und daß sie es von dort mit Hülfe der anderen Hälfte der Münze identifizirt, wieder abgeholt, nachdem es in der Taufe im Findelhause die Namen Filippo Montana erhalten hatte. Ferner ward festgestellt, daß sie den Knaben mit Hülfe einer von der Herzogin gezahlten kleinen Pension auferzogen, und daß dieser später, als er herangewachsen, durch Miniaturmalen sein Leben kümmerlich gefristet habe.

Der Prozeß zog sich mit wechselndem Erfolge unendlich in die Länge. Man flüsterte sich zu, daß einer der reichsten, mit den Cesarinis verfeindeten römischen Prinzen dem jungen Montana die Mittel geboten habe, seine Ansprüche geltend zu machen, unter der Bedingung, daß ihm der zur bestrittenen Erbschaft gehörige Palazzo Poli (an dem die Fontana Trevi im Falle günstigen Ausganges übermacht würde.

Zum größten Skandal scheute sich die nun bejahrte Herzogin Cesarini nicht eidlich zu erhärten, daß Filippo Montana wohl ihr Sohn, daß aber ein russischer Offizier sein Vater sei. Es half ihr nichts, sich so öffentlich mit Schande zu bedecken, denn das Tribunal erklärte in

Digitized by Google

letzter Instanz, daß, nach dem Grundsatze „Pater est quem nuptiae demonstrant", Filippo Montana der rechtmäßige Erbe aller Titel und Güter des fürstlich Sforza-Cesarinischen Hauses sei.

Er heiratete eine natürliche Tochter König Georgs des Dritten oder Vierten von England, und eine seiner ersten herzoglichen Handlungen war, die Rechnung seines Advokaten anzufechten. . . .

Wir ritten in der lieblichen Gegend den steilen Weg nach Rocca di Papa hinan, an dem vielbesuchten Wallfahrtsort der „Madonna del Tufo" und dem „Campo di Annibale" vorbei, von dem aus der siegreiche Karthager Rom bedroht haben soll. In einer Gruppe sonntäglich geputzter Burschen, die desselben Weges gingen, erntete ein Witzbold vielen Beifall unter seinen Kameraden, indem er mit unarticulirten Lauten unser Deutsch zu persifliren versuchte. Das schallende Gelächter verstummte etwas auf meine Frage, wo er Deutsch gelernt habe. Worauf er trotzig: „Ich verstehe kein Deutsch" entgegnete. „Aber Du hast eben Deutsch gesprochen"! Er ward stutzig: „So? was habe ich gesagt?" „Du hast gesagt, daß wir schönes Wetter haben". Die Burschen sahen sich unter einander und ihn etwas verlegen an. Er versuchte es von Neuem. „Was habe ich jetzt gesagt? „Daß du uns einen vergnügten Tag wünschest". Etwas eingeschüchtert zogen sie weiter.

Oben angekommen, begegnete uns in der Nähe des Kirchleins ein einfaches Bürgermädchen, eine von jenen italienischen Schönheiten, die einem Künstler den Athem versetzen. Das Albaneser ist eine der reichsten und coquettesten unter den oft gemalten italienischen Trachten. Das scharlachrote, mit Gold verbrämte Mieder und das gelbseidene, fast wie ein Sattel geformte Busto bedeckt zum Teil ein reichgesticktes durchsichtiges Brusttuch, das hinten in Falten zusammengestellt, den Nacken frei läßt. Den ebenfalls reichgestickten Schleier befestigt eine silberne Nadel, an deren Ende goldene Ähren schwanken, an den schweren schwarzen Flechten. Große Goldperlen schmücken Hals und Ohren. Eine, wie Schleier

Digitized by Google

und Brusttuch, gestickte Tüllschürze und ein vielfaltiger hellseidner Rock vollenden das Kostüm.

„Non e più bona la messa“ (daß heißt: die Elevation ist vorüber, und die Messe zählt nicht mehr), sagte sie ganz unbefangen in der irrtümlichen Annahme, daß wir auf dem Wege zur Kirche seien, und auf ihre Begleiterinnen wartend, wechselte sie einige Worte mit uns, in deren Folge ich so glücklich war im Winter in Rom ein Bild nach ihr malen zu können, das sich im Besitz der Familie Paul Mendelssohn in Berlin befindet.

Nachdem wir die weite Aussicht von der 3000 Fuß hohen Spitze des Monte Cavo genossen, ritten wir in den Wald, das Ziel unsers Ausflugs. Die Last des Packesels, der die mitgebrachten Provisionen trug, ward bald genug erleichtert, und der goldene Tag verging nur allzurasch unter heiteren Gesprächen, Lustwandeln und Skizzieren. Als aber die im Süden so kurze Dämmerung hereinbrach und wir an den Rückzug dachten, hatten wir die Richtung verloren, und keiner von uns wußte den Weg aus dem übelberüchtigten Walde, der sich meilenweit um die Hügel herumzieht. Plötzlich kam einer aus unserer Gesellschaft auf den Einfall, die Esel loszubinden, die ob ihres Ortssinnes bekannt sind. Gesagt — gethan. Nachdem die freien, und ohne Zweifel hungrigen, Tiere zu ihrer Orientierung nach den verschiedenen Himmelsgegenden mit erhobenen Köpfen herumgeschnüffelt, brachen sie plötzlich wie verabredet im Galopp auf, und wir, nicht ohne Mühe, hinterdrein, wodurch wir den Rückweg viel schneller zurückzulegen gezwungen wurden, als es unsere Absicht und einigen unter uns bequem war.

Noch muß ich eines Festes erwähnen, das einzig in seiner Art, als ein lieblichstes Bild in meiner Erinnerung fortlebt. Es ist dies „l'Infiorata“, das Blumenfest von Genzano, welches alle vier Jahre gefeiert wird, und das nur die Ver-

Digitized by Google

einigung einer so schönen, mit Schönheitssinn begabten Race und eines so gesegneten Landes wie Italien möglich macht. Die einzige breite Straße des Örtchens, die schnurgerade aufwärts zur Kirche oben, fast am Rande des Nemi-Sees, führt, wird bei diesem Feste in einen bunten Blumenteppich verwandelt. Tags vorher sammeln Mädchen und Kinder Blumenblätter in der ganzen üppigen Umgegend, und man sieht sie gegen Abend, ihre gefüllten Körbe auf den Köpfen schaukelnd, in langen malerischen Zügen heimkehren. Früh am Morgen des Festes werden dann von geübten Händen mit großer Gewandtheit Figuren mit Kreide auf das Straßenpflaster gezeichnet, die Groß und Klein geschickt mit den vielfarbigen Blumenblättern ausfüllt und so einen unvergleichlichen natürlichen Teppich herstellen. Es ist ein reizender Anblick. — Ich hatte das Glück, zufällig anwesend zu sein, als bei Gelegenheit eines unverhofften Besuches des Papstes Pius IX. ein solches Fest außer der Zeit improvisiert wurde, und ich werde den überwältigenden Eindruck nie vergessen, wie der Papst unter einem Baldachin, von einem langen Zuge von Geistlichen in ihren Prachtgewänden begleitet, aus der Kirche kommend, feierlich unter Glockengeläute und Böllerschüssen über den Blumenteppich die Straße herabschritt.

Digitized by Google

Rom 1845—1846. Papstwahl. Pio IX.

Während des Winters 1845/46 beschäftigte mich fast ausschließlich die Förderung meines großen Bildes: „Die Segnung der Pontinischen Sümpfe durch Sixtus V.*) Aber ich fand es schwer, mich gegen den Zufluß von Fremden, deren viele an mich brieflich empfohlen waren, hinlänglich abzuschließen, um für die mir so neue, schwierige Aufgabe die nötige Sammlung zu bewahren. Auch entsprach das Resultat nicht meinen Erwartungen. Ich beschloß, in der Hoffnung das Versäumte nachzuholen, deshalb die Ruhe des Sommers zu benutzen. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der ewig wolkenlose, tiefblaue Himmel, die monatelang von keinem Tropfen Regen unterbrochene

*) Die Beschaffung der mannigfachen reichen Kostüme der bei diesem feierlichen Akt Fungierenden war so schwierig wie zeitraubend. Für die päpstlichen Gewänder erlangte ich durch besondere Vergünstigung den Zutritt in die „Furieria", wo sie im Vatikan aufbewahrt werden. Die dreifache päpstliche Krone lieh mir Dr. Alertz, dem sie sein Freund und Gönner Gregor XVI. zum Dank für geleistete ärztliche Dienste geschenkt hatte. Sie war mit unechten Edelsteinen besetzt, und während der französischen Okkupation unter Napoleon I. anstatt der in Sicherheit gebrachten echten Tiara von Pius VII. bei den Kirchenfeierlichkeiten getragen worden.

Digitized by Google

Dürre, der häufige Scirocco, das grellblendende Sonnenlicht während des größten Teils der 24 Stunden, und die dumpfe, brütende Hitze brachten mich fast zur Verzweiflung.

Indessen ward ich einigermaßen entschädigt durch die seltene Gelegenheit, den interessanten Ceremonien beizuwohnen, die den Tod und die Wahl eines Papstes begleiten.

Gregor XVI. und sein Staatssekretär Kardinal Lambruschini hatten sich durch ihre Strenge gegen politische Verbrecher gründlich verhaßt gemacht. Mit schlecht unterdrücktem Lächeln teilten sich in den Cafés die jungen Römer die Nachricht von des Papstes Tode mit. Nichtsdestoweniger strömten Tausende seiner Unterthanen andächtig herbei, die Leiche erst in der Sixtinischen Kapelle, mit dem bedeutungsvollen Hintergrunde von Michel Angelos jüngstem Gericht, von Guardianobili mit entblößten Schwertern bewacht, zu sehen. Dann wurde sie in einer der Seitenkapellen der Peterskirche hinter dem sie schließenden Gitter so ausgestellt, daß nur die Füße, deren Sohlen bald schwarz geküßt waren, zwischen den Eisenstäben hervorsahen. Schließlich wurde sie in Pontificalibus auf einem kolossalen Katafalk im Mittelschiff ausgelegt. Unzählige Kerzen versuchten vergebens den schwarz verhängten Riesenbau zu erhellen. Betende Priester und Guardianobili hielten Wache. Andächtige Gläubige füllten, auf ihren Knieen betend, den weiten Raum. Plötzlich fiel von den den Katafalk umstehenden, die Tugenden des verstorbenen Pontifex darstellenden improvisierten allegorischen Gypsfiguren die „Religion" mit lautem Krachen von ihrem Piedestal und zerbrach in tausend Scherben — dem abergläubischen Volk ein böses Omen.

Dann begann das Interregnum, und ich sah erst die alten Kardinäle, deren einer als Statthalter Christi auf Erden wieder herauskommen mußte, zu Fuß paarweise ins Conclave in den Quirinal-Palast ziehen — dann ihre Diener in altfränkischen Livreen (die Heilbuth in seinen geistreichen Bildern

Digitized by Google

verewigt hat), je zwei in einem Korbe ihnen ihr Mittagessen bringen. Ein dritter mit einem langen Stabe ging ihnen voran. Die Schüsseln werden am Eingang in den Palast streng untersucht, aus Furcht, eine in ihnen versteckte Kommunikation mit der Außenwelt möchte den Einfluß des heiligen Geistes auf die Papstwahl beeinträchtigen.

Eine kurze eiserne Röhre, die aus einer Seitenmauer des Quirinals im Erdgeschosse unscheinbar genug hervorragte, war allmorgendlich für die Römer ein Gegenstand gespanntesten Interesses. Aus ihr zieht der Rauch der im Conclave verbrannten Stimmzettel, bis einer der Kardinäle die zur Papstwahl nötige Stimmeneinheit erlangt hat. Erscheint kein Rauch zur gewohnten Stunde, so ist ein Papst gewählt.

An einem tropischen Julimorgen stürzte meine dicke Padrona di casa atemlos in mein Studio mit den Worten: „E fatto il Papa!“, und augenblicklich Pinsel und Palette niederlegend, eilte ich nach Piazza Montecavallo, den ich schon mit ungeduldig harrenden Neugierigen gefüllt fand. Die über dem Eingangsportal auf dem Balkon führende Fensterthür wird während des Konklave zu größerer Sicherheit vermauert. Mit Spannung hörte man die Hammerschläge der Arbeiter, die ein Loch in diese Mauer brachen, kaum groß genug, das ein Mann durchkriechen kann. Sobald das geschehen, trat ein Kardinal heraus und rief: „Annuncio vobis gaudium, quod habemus Papam Eminentissimum Cardinalem Mastai-Ferretti, qui sibi nomen elegit Pius IX.“ Großer Jubel begrüßte die Nachricht. Dann füllte sich der Balkon mit Kardinälen, die ihre Taschentücher und, komisch genug auch ihre Kappen schwenkten, das Volk zu erhöhten Zeichen seines Enthusiasmus zu reizen. Endlich erschien, sein Crocifero voran, der neue Papst zum ersten Male in päpstlichen Gewändern, und weinend, sodaß er unablässig die Augen mit dem Taschentuch trocknen mußte, erteilte er

Digitized by Google

den Segen, erst schüchtern, dann mit mächtiger, freier Bewegung.

Er erschien groß, stattlich, und sein Ausdruck wohlwollend. Dann zerstreute sich das Volk. Schon füllte eine lange Reihe von reich vergoldeten und bunt bemalten Kardinalskutschen die Via del Quirinale, um die endlich erlösten alten Herren heimzuholen. Der dicke alte Kutscher des neuerwählten Papstes, der durch die Erhebung seines Herrn eo ipso zu hohen Würden in seiner Sphäre promoviert wird, war der Gegenstand vielfacher neidischer Neckereien seitens seiner Kollegen auf ihren breiten Prunksitzen.

Kurz darauf wohnte ich der Krönung in St. Peter bei. Unter den endlosen damit verknüpften Ceremonien erinnere ich mich nur einer, da eine Portion Werg am Ende einer langen Stange angezündet ward. Während der kurzen Augenblicke des Verbrennens ruft eine Stimme dem dreifach Gekrönten bedeutungsvoll zu: „Sic transit gloria mundi!" Dann erfolgte der Segen von der Loggia — zuerst war der Papst ängstlich, weil infolge des ungewohnten Getragenwerdens schwindlig, schließlich aber bewegte er sich freier und gab den Segen mit dem bekannten großartigen Gestus beider zum Himmel erhobenen Arme.

Obgleich die Römer die schönsten Hoffnungen von der neuen Ordnung der Dinge nährten, schien ihnen der Papst anfänglich zu bedächtig, und auf seinen Familiennamen Mastai anspielend sagten sie: „Sei bello!" (Du bist schön) „Sei buono!" (Du bist gut.) „Ma stai!" (Aber du stehst still).

Indessen können keine noch so beredten Worte von dem Enthusiasmus einen Begriff geben, den die ersten liberalen Dekrete des Papstes erweckten.

Von dem weittragendsten derselben, der Amnestie für politische Verbrecher, möge mir erlaubt sein, den Eingang hier in der Übersetzung folgen zu lassen.

Digitized by Google

„Pius IX. seinen treusten Unterthanen
Gruß und apostolischen Segen.

Gegeben zu Rom bei Sancta Maria Maggiore den 16. Juli 1846, dem ersten Jahre unsers Pontificats.

In den Tagen, wo wir im tiefsten Herzen von den öffentlichen Freudenbezeugungen, aus Anlaß Unsrer Erhebung zum Pontifikate, gerührt waren, konnten wir uns eines schmerzlichen Gefühls nicht erwehren, in dem Gedanken, daß nicht wenige unter den Familien unsrer Unterthanen verhindert waren an der allgemeinen Freude teilzunehmen, weil sie durch Entbehrungen einen Teil der Strafe zu teilen hatten, die eines ihrer Mitglieder sich durch Vergehen gegen die Gesellschaft und die heiligen Rechte des legitimen Herrschers zugezogen hatte. Anderseits wendeten wir unsre Blicke voll Mitleid auf so viele unerfahrene Jünglinge, die, obgleich in Mitten politischer Aufregung von täuschenden Hoffnungen mißleitet, uns mehr verführt denn als als Verführer erschienen. Aus diesem Grunde gedachten wir schon damals denjenigen unter den verirrten Jünglingen eine versöhnende Hand zu bieten, die aufrichtige Reue bezeigen wollten. Jetzo haben die Liebe, von der unsre treuen Unterthanen uns täglich Beweise geben, und die Verehrung, die der Heilige Stuhl fortwährend in unsrer Person von ihnen empfängt, uns überzeugt, daß wir ohne Gefahr für das Gemeinwesen verzeihen können. Deßhalb verordnen und befehlen wir, daß der Beginn Unsres Pontifikats durch folgendes Dekret fürstlicher Gnade bezeichnet werde." — ꝛc. (Folgt die Amnestie.)

Allnächtlich zogen helle Haufen mit Musik, Fackeln und fliegenden Bannern vor den Quirinal und ruhten nicht mit Rufen von: „Evviva il Santo Padre!", bis der Papst zwischen zwei Fackelträgern von Kardinälen begleitet, auf dem Balkon erschien, den erflehten Segen zu erteilen.

Der König von Sardinien, damals noch ein getreuer Sohn der Kirche, beauftragte einen piemontesischen Bildhauer, eine Büste des neuen Papstes für ihn zu modellieren, und ich war hocherfreut, von einem mir befreundeten höheren Hofbeamten die Weisung zu erhalten, daß mir erlaubt sein würde, während einer der Sitzungen zu diesem Behufe eine Zeichnung für mein Album zu machen. In einem der weiten Säle des

Digitized by Google

Quirinal-Palastes fand ich auf einer mit grünem Tuch bedeckten Estrade einen vergoldeten Lehnstuhl zurechtgestellt. Kaum hatte ich Zeit, mit Hülfe eines gefälligen Dieners den besten Platz dafür auszuprobieren, als seine Heiligkeit erschien, ganz in Weiß gekleidet mit Ausnahme der roten Pantoffeln, deren goldgesticktes Kreuz Gläubigen mit Andacht zu küssen erlaubt ist. Ihm folgten zwei violette Monsignori, deren einer das Breviarium hielt, das täglich einmal zu recitieren jedem Geistlichen, mit Ausnahme des Papstes, Pflicht ist. Der andere hielt eine geräumige Schnupftabaksdose, und nachdem seine Heiligkeit Platz genommen, stellten sie sich rückwärts zu beiden Seiten seines Stuhles auf. In Abwesenheit des noch nicht erschienenen Bildhauers machte ich mich, nach eingeholter Erlaubnis mich zu setzen, an die Arbeit. Alsbald fragte der Papst nach meinem Geburtsorte, und auf meine Antwort: „Hamburg" meinte er gehört zu haben, daß dort nicht das rechte Deutsch gesprochen werde. Als ich dagegen bescheiden zu protestieren wagte — wenn auch der Hamburger Dialekt nicht der wohlklingendste sein mag —, korrigierte sich Seine Heiligkeit: „er habe an Ungarn gedacht". Der Bildhauer war immer noch nicht erschienen. „Sarà morto" — meinte im Vorübergehen der Papst. („Er wird gestorben sein".) — Indessen sprach er häufig der Schnupftabaksdose zu und ließ sich schließlich das Breviarium reichen, das er anfing, mit ab und zu geschlossenen Augen halblaut, für meinen Zweck nicht eben förderlich, zu recitieren. Als er damit fertig war, ließ er sich eines Breiten über seine guten Absichten der Förderung der Künste, speziell der vatikanischen Mosaikfabrik aus, als plötzlich der junge Bildhauer an der offenen Thür erschien und, sich schweißgebadet an der Schwelle niederwerfend, mit erhobenen Armen die Verzeihung des heiligen Vaters erflehte, dessen Befehl ihn in Folge eines Mißverständnisses nicht rechtzeitig erreicht hatte, und mit fieberhafter Eile machte

Digitized by Google

er sich daran, einem auf einem Modellierstuhl bereitstehenden Klumpen von Thonerde die Züge des Papstes einzudrücken. Der aber sagte „A me non mi fa niente“ und erhob sich lächelnd nach etwa fünf Minuten, mit dem Bedeuten, er erwarte J. K. H. die Prinzessin Albrecht von Preußen, der er im Pavillon im Garten eine Audienz versprochen. Er trat von der Estrade herunter, sah sich meine Zeichnung an und bemerkte, wie gut ich beobachtet hätte, daß infolge eines Schlaganfalls die eine Seite seines Gesichts auf der Reise nach Chili gelähmt gewesen sei, ein zweifelhaftes Kompliment. Auf meine, wie ich später erfuhr, indiskrete Bitte, schrieb er seinen Namen darunter, gab uns seinen Segen und verließ uns.

Ehe ich ging, sammelte ich den Schnupftabak, der das grüne Tuch um den Stuhl herum reichlich bedeckte, um diese kostbare Reliquie einem allerliebsten jungen Fräulein, einer enthusiastischen Verehrerin des neuen, liberalen Papstes zu bringen. Sie ward dankbarst angenommen und in ein Medaillon gethan, das sie lange Zeit an einer Kette am Halse trug, vielleicht noch trägt!

Der alljährliche Besuch des Papstes, um in der Kirche Santa Maria del Popolo (die unter vielem Interessanten auch Raphaels Jonas-Statue, seine einzige, enthält) die Messe zu lesen, bot den enthusiastischen Römern eine erwünschte Gelegenheit, von neuem ihre dankbaren Gefühle zu bethätigen. Durch den, wie zum Karneval festlich geschmückten Korso, über den mit brauner Puzzolanerde bestreuten Boden bewegte sich langsam der feierliche Zug. Von allen, mit den reichsten Teppichen geschmückten Balkonen wehten von schönen Händen Taschentücher, wurden Blumen geworfen, deren Masse die reichvergoldete, von sechs schwarzen Rappen gezogene Staatskarosse fast bedeckte. Weither erschollen die begeisterten Zurufe wie fernes Meeresbrausen. Auf der Piazza del Popolo war

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ein kolossaler Triumphbogen mit zahlreichen Statuen meisterhaft improvisiert worden. Der Papst war sichtlich ergriffen und die Rührung eine allgemeine. Der Süden ist leicht erregbar; in den „Cercoli" der jungen Römer wurde feierlich beschlossen, in der kommenden „Stagione di Carnevale" keiner Primadonna Blumen zuzuwerfen, nachdem oder weil sie die päpstliche Karosse geziert: für die bühnenbegeisterte Jugend ein Opfer der Entsagung.

Wie oft habe ich dieses rührenden Triumphzugs gedenken müssen, als derselbe Papst nach Verlauf von wenig Jahren, als der bekannte deutsche Arzt Dr. Alertz verkleidet, im Wagen des bayerischen Gesandten Graf Spaur aus Rom flüchten mußte! Man warf ihm vor, die Fahnen der Freiwilligen, die den aufständischen Mailändern gegen die Österreicher zu Hülfe geeilt waren, erst gesegnet, dann die Heimkehrenden in den Kerker geworfen zu haben. Man hatte ihm den als Patrioten verbannten, dann von der französischen Republik als Gesandten am päpstlichen Hof accreditierten, schließlich zum Chef des ersten päpstlichen liberalen Ministeriums ernannten Grafen Rossi auf den zum Parlament führenden Stufen auf Monte Citorio meuchlings erdolcht. Er fühlte den Boden unter seinen Füßen wanken, ward irre an sich und der Welt und floh nach der neapolitanischen Festung Gaeta, von wo ihn nach Jahr und Tag die Bajonette der französischen Republik nach Rom auf seinen Thron zurückbrachten.

Indessen war der für meine Abreise bestimmte Tag herangerückt. Das große Bild war aber nicht so weit vorgeschritten, als ich gehofft. Der Sommer hatte es nicht, wie ich erwartet, gefördert.

Es hätte größerer Energie, als mir zu Gebote stand, bedurft, um die längst für den Aufbruch getroffenen Vorkehrungen umzustoßen. Mein Atelier war an einen ungeduldigen Nachfolger vermietet, mein Mobiliar an ihn verkauft.

Digitized by Google

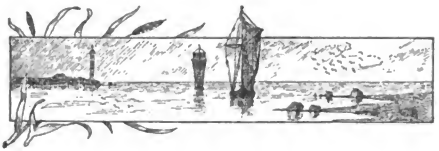
Mein Bruder hatte in Paris alles zu meinem Empfang bereitet. So ließ ich das vermeintliche Schicksal walten und brach, nach sechsjährigem Aufenthalt in Rom, nach unsäglichen Plackereien und Packereien im November nach Paris auf. Vorher aber hatte das Bild angefangen, die Aufmerksamkeit des buntscheckigen Publikums, wenn von einem solchen in Rom überhaupt die Rede sein kann, auf sich zu ziehen. Mit dem Herbst beginnt die Fremdensaison; sie kamen in Scharen und störten meine letzten Arbeitstage.

Von Herrn von Usedom, dem preußischen Gesandten, begleitet, kam mit Gefolge in drei Wagen die Prinzessin Albrecht. Die Zeitungen fingen an sich mit dem Bilde zu beschäftigen. Von den beiden Ästhetikern Stahr und Hettner erschienen lange Artikel in deutschen Kunstblättern. Das Städelsche Institut hat, das Bild nach der Pariser Ausstellung auf seine Kosten nach Frankfurt kommen lassen zu dürfen.

Deutsche Künstler veranstalteten mir zu Ehren ein feierliches Abschiedsfest — und fort ging's, wie in einem Rausche, nach Civita Vecchia, wo ich mich einschiffte.

Eine wichtige Epoche in meiner Laufbahn war somit abgeschlossen.

Digitized by Google



Abreiſe von Rom 1846. — Paris, Winter 1846—1847. — Herbſt in Hamburg-Paris 1847—1848. — Duc de Monpenſier.

Mit Befriedigung konnte ich auf die ſechs in Italien verlebten Jahre zurückblicken. Als unreifer, zwanzigjähriger Schüler nach Rom gekommen, verließ ich es als ſelbſtſtändiger Künſtler, der ſich eine, wenn auch noch ſo beſcheidene, doch geachtete Stellung in der Kunſtwelt erobert hatte. Es war vielleicht nicht weiſe, mich auf ſo erfolgreicher Bahn gewaltſam zu unterbrechen, gewiß nicht, andere als künſtleriſche Erwägungen dabei in die Wage fallen zu laſſen. Stärkeren Charakteren mag es gelingen, ihr Schickſal in die Hand zu nehmen und mit Energie und Ausdauer nach ihrem Willen zu modeln. Für mich war der Schritt ein gewagter.

Nachdem ich ſo im Brillant-Feuerwerk, gefeiert, gelobt und geliebt, Rom verlaſſen hatte, war die nächſte Epoche wie das peinliche Erwachen aus einem ſchönen Traume.

In Civita Vecchia war kein Schiff. Ich mußte vierundzwanzig Stunden in dem troſtloſen Neſte zubringen — und nachdem es endlich, durch Unwetter verſpätet, angelangt, litt ich unſäglich auf der ſtürmiſchen Fahrt bis Marſeille. Dort

Digitized by Google

lagen Hafen und Plätze bergehoch voll Getreide aus Odessa und Amerika — die Hungersnot abzuwehren, welche die Mißernte in Frankreich befürchten ließ. Die Frachtwagen — Eisenbahnen gab es noch nicht — die es in unendlichen Zügen ins Innere führten, hatten, gleichzeitig mit ununterbrochenen Regenströmen, die Landstraßen so ruiniert, daß die Mallepost, in der ich mir von Rom aus den einzigen Platz gesichert hatte, sechsunddreißig Stunden über die vorgeschriebene Zeit bis Paris brauchte. Auf allen Stationen erkundigten sich besorgte Menschenmassen nach dem Grund der unerhörten Verspätung. Die großen Kisten, die mein Bild und was dazu gehörte, enthielten, hatte ich als Eilgut aufgegeben. Sie sollten acht Tage nach mir in Paris eintreffen — blieben aber sechs Wochen unterwegs, und verminderten umsoviel die die ohnehin viel zu kurze Zeit bis zum 15. Februar, dem Ablieferungstermin der für den Salon bestimmten Bilder; erst im Januar konnte ich wieder an dem Bilde zu arbeiten anfangen. Längstentwöhnte Kälte und die Finsternis der kürzesten Tage erhöhten die Schwierigkeit und brachten mich fast zur Verzweiflung. Die Pein wurde erhöht durch die Gegenwart meiner Mutter, die von Hamburg herbeigeeilt war, in der getäuschten Hoffnung, dem Triumphe ihres so lange entbehrten Sohnes beizuwohnen. Indessen gab mir der Auftrag, den bekannten Statistiker Horace, Vater von Leon Say, zu malen, Gelegenheit, die Wartezeit einigermaßen nützlich auszufüllen — und als Lichtstrahlen, welche die moralische Finsternis durchbrachen, mag erwähnt sein, daß ein befreundeter Danziger das „Ziegenmädchen" und Goupil das Vervielfältigungsrecht des Bildes kaufte — ferner der Herzog von Monpensier*) einen weiblichen Kopf, den ich „Zuleika" nannte

*) Anmerkung: Der Herzog von Monpensier, Louis Philippes jüngster Sohn, residierte damals in dem Schlosse von Vincennes, wo er eine großartige Gastlichkeit übte, wie er denn überhaupt zu prunkvollem

Digitized by Google

(von Julien als „Etude à deux crayons“ publiziert). Ein Bankier bestellte eine heilige Cäcilie, als Portrait seiner musikalischen Tochter dieses Namens, womit es folgende Bewandtnis hatte: Sein Teilhaber, ein Kunstmäcen und Besitzer eines meiner Bilder, einer römischen Pilgerin, hatte ihm dasselbe bei Gelegenheit der Verheiratung einer jüngsten Tochter, der jene ähnlich sehen sollte, geschenkt. — Nun mußte er ein Pendant dazu haben, und zwar das Bildnis einer älteren Tochter, die Cécile hieß und musikalisch war, als heilige Cäcilie. Alles Dinge, für welche ich unter den Umständen hätte dankbar sein müssen, die mich aber nicht für das drückende Bewußtsein entschädigen konnten, in der Hauptsache meinen Zweck verfehlt zu haben. Das notdürftig zusammengehudelte große Bild: „Sixtus V. segnet die Pontinischen Sümpfe“ wurde, nachdem es viele Leute vorher im Atelier gesehen, rechtzeitig zum Salon geschickt, der am 15. März eröffnet wurde. Die jährlichen Ausstellungen wurden damals noch im Louvre gehalten, die Bilder vor die alten Gemälde gehängt, die dadurch für längere Zeit dem Publikum unzugänglich waren. Mein Bild hing im Salon Carré, vor den Veronesischen „Noces de Cana“ à hauteur d'appui, einem Ehrenplatz. Es hatte einen Achtungserfolg — und blieb unverkauft. Ich beschloß nun, einige Aufträge, die des großen, alle meine Zeit und Energie in

---

Repräsentieren geneigt war. „C'est Mon-dé-pensier“ pflegte Louis Philippe von ihm zu sagen, „il faudra lui trouver une femme riche.“

Die unheilvollen Folgen dieses Wunsches für die Orléansche Dynastie gehören der Geschichte an. Aber ich mag hier dankbar der Gastlichkeit gedenken, deren der liebenswürdige junge Prinz mich teilhaftig werden ließ.

Ich erinnere mich eines prachtvollen Banquets zu Ehren des Beduinen-Häuptlings Bou-Maza, der sich eben (1845) freiwillig der französischen Regierung unterworfen hatte und nun in Paris hochgefeiert wurde. Die sechs braunen, schwarzbärtigen Kabylen-Köpfe, in ihren weißen Bournous, stachen seltsam und vorteilhaft ab von unseren schwarzen Fracks und weißen Kravatten.

Digitized by Google

Anspruch nehmenden Bildes wegen, zurückgeblieben waren, im nächsten Winter in Paris zu erledigen, vorher aber meine Mutter auf ihrer Rückreise zu begleiten, um nach so langer Trennung meine Familie und meine Vaterstadt wiederzusehen. Das große Bild ging nach beendigter Pariser Ausstellung erst nach Frankfurt, wo, wie erwähnt, die Direktoren des Städelschen Instituts darum ersucht hatten, dann nach Berlin und Leipzig. In Hamburg vermißte ich nach siebenjähriger Abwesenheit schmerzlich die wohlbekannten Räumlichkeiten, Gassen und Plätze, in denen ich meine Knabenjahre verlebt. Ein neues, schöneres Stadtviertel war nach dem großen Brande aus der Asche erstanden, aber es schnürte mir das Herz zu, wie in einer fremden Stadt meinen Weg erfragen zu müssen! Meine Muße, bis zu meiner Rückkehr im Herbst nach Paris, benutzte ich, ein sehr ausgeführtes kleines Portrait meines Vaters und ein großes meiner Schwester zu malen, welche auch eben von Amerika mit ihrer Familie heimgekehrt war. Beide Bilder vollendete ich in Paris, und nachdem ich sie auf die Pariser Ausstellung von 1848 geschickt, machte ich mich an die vorerwähnten rückständigen Aufträge. Ein heiliger Sebastian im Auftrage der französischen Regierung, eine „Haydee" für einen englischen, ein „Procidanermädchen in einer Barke" für einen Hamburger Liebhaber, waren alte Bestellungen; mit diesen und der heiligen Cäcilie für den Bankier war meine Zeit vorerst hinlänglich ausgefüllt. Ich mietete ein Atelier im fünften Stock in der Rue des Beaux-Arts (jetzt Rue Bonaparte), wo ich, ein gutes Omen, gleich anfangs freudig überrascht wurde durch die offiziöse, wenn auch nicht offizielle Anfrage seitens der Direktion des Beaux-Arts nach dem Preise meines großen Bildes, das eben von der Leipziger Ausstellung zurückgekehrt war. So begann der Winter ermutigend genug, und ich machte mich an die Arbeit. In der regel- und zweckmäßigen Thätigkeit begann sich meiner ein

Digitized by Google

Gefühl der Ruhe, wie nach dem Sturme, zu bemächtigen. Da stürzte am Morgen des 24. Februar mein Bruder in höchster Aufregung in mein Zimmer — an das ein vorübergehendes Leiden mich gefesselt hielt — mit den Worten: „Revolution! Der König ist verjagt, die Republik erklärt!“ Ich war wie vom Blitz getroffen! Wohin auch immer meine jugendlichen Sympathien sich neigen mochten, man wird es verzeihlich finden, wenn meine Gedanken sich alsbald der gescheiterten Hoffnung, mein Bild ehrenvoll placiert zu sehen, zuwendeten. Es war meine letzte Hoffnung gewesen, da wegen der Größe des Bildes an den Verkauf desselben an einen Privatmann nicht zu denken war. Bereitwillig eilte mein guter Bruder nach dem Ministerium des Innern, wo er Alles in größtem Durcheinander fand. Der Minister, der Direkteur des Beaux-Arts und alle Beamten hatten schon die Amtsstube verlassen, mit alleiniger Ausnahme des Sous-Chef du Bureau des Beaux-Arts, der sich eben fortzugehen anschickte. Mein Bruder, der ihn kannte, rief ihm zu: „Die offizielle Anzeige des Ankaufs seines Bildes ist meinem Bruder nicht zugekommen!“ Er stutzte: „Das Dokument ist ausgefertigt und unterzeichnet! Ich habe es gesehen, suchen wir!“ und nicht ohne Mühe fanden sie das vom Minister unterzeichnete Blatt, am Boden, unter allerlei Makulatur, die eben weggefegt werden sollte, aber das Datum fehlte. Der gute Mann, der mich dadurch zu ewigem Dank verpflichtet hat, nahm es auf sich, als letzte amtliche Handlung das Dokument um einen Tag zurück zu datiren. Ich war gerettet. Das Bild hängt vortrefflich, in würdiger Umgebung, in einer der ersten Provinzial-Galerien Frankreichs, in Lille.

Digitized by Google

Zwei Briefe Heinrich Lehmanns an seine Eltern in Hamburg.

Ich denke, die folgenden Briefe meines Bruders, eines Augenzeugen der Revolution, werden dem Leser eine willkommene Ergänzung meiner Erlebnisse sein.

Paris, 13. März 1848.

. . . „Daß Ihr unser Lebenszeichen nicht früher bekommen, lag an der Unmöglichkeit, es zu befördern. Die Posten gingen die ersten Tage unordentlich, die Eisenbahnen waren gestört. Daß ich meine gesunden Glieder behalten, ist ein reiner Zufall. Am Mittwoch Abend, als nach dem Ministerwechsel alles beendigt schien und illuminiert wurde, flanierte ich mit Ponsard, nach einem Besuch bei Lamartine, in den Straßen umher, an den Bivouaks der schönen martialischen Kürassierregimenter auf der Place de la Revolution vorbei, in die Rue St. Honoré, die, eine Feuerguirlande, ganz aussah wie der Korso in Rom am letzten Karneval, dem Moccoli-Abend. Alles war froh und beglückwünschte sich. Gegen die Place de la Concorde war es schon ernster, und wir mußten, vom Volksschwarm, der vor einer Kavalleriecharge floh, gedrängt, uns in einen Schusterladen werfen, in dem man uns ungern aufnahm. Das Volk wollte seine fixe Idee, die Ironie der

Digitized by Google

Rache durchsetzen, und Héberts Hôtel sollte erleuchtet werden, darum handelte es sich. Wir machten uns davon und wollten in der freundlichsten Absicht den Anblick der Boulevards genießen, um durch die Rue Richelieu wieder in unser Quartier zu gelangen, als wir von der Madeleine-Seite, gegen das Ministerium des Äußeren kommend, dieses so von Truppen umgeben fanden, daß wir die Rue basse des Ramparts nehmen mußten; da fing es auf dem Boulevard von der entgegengesetzten Seite her an zu summen und zu schwirren, zu singen und zu schreien, zu lärmen und zu drängen, so daß wir eben nach einer mir bekannten Passage suchten, um uns bei Zeiten aus dem Staube zu machen, als es plötzlich hieß: „Croisez la bayonette! — joue — feu!“ und drei immense Dechargen fielen, die, wie Ihr wißt, wenn auch nicht, wie man irrig annahm, der Grund, doch der Vorwand zu dem blutigen und entscheidenden Kampf wurden, der in der Nacht begonnen und am andern Nachmittag das Königshaus gestürzt, die Republik proklamiert, und Frankreichs, mithin Europas Schicksal auf die Spitze gestellt hatte!

Beim ersten Kommando stürzte Alles in die Häuser. Die uns zunächstliegende Thür wurde von den schon Eingedrungenen und dem menschenfreundlichen Portier mit Gewalt geschlossen, indessen gelang es mir mit einem entsetzlichen Kraftaufwand, wie ihn nur solcher Moment der Not möglich macht, dieselbe so lange aufzuhalten, bis Ponsard und die Gruppe, die sich um uns drängte, hineingestürzt waren. Das alles geschah im Nu, und während der Zeit feuerten dicke Truppenlinien nach allen Richtungen, und plötzlich uns in den Rücken, so daß, kaum die Thür zu, ein dreizehnjähriger Knabe aus unserm Haufen heulend zur Erde fiel, von einer Kugel in den Oberschenkel getroffen. Erst glaubten Alle, er sei nur im Gedränge gequetscht, jeder war mit sich beschäftigt; ich hob ihn auf, sah und fühlte das Blut rinnen, bat Ponsard mir beim Tragen behülflich zu sein.

Digitized by Google

Der elende Portier und seine Frau wollten nicht einmal einen Stuhl für das totwunde Kind geben. Endlich, nach meinem langen Wüten und Schimpfen, gelang es uns, ihn bei einem im Hinterhause wohnenden Tapezier, der da allerlei Bettzeug liegen hatte, hinzubetten. Nun war kein Arzt zu finden; vor die Thür, wo Tote lagen, konnte man nicht, Keiner wollte Einem öffnen. Endlich gelang es uns, über Leichen hinweg, durch die Kavallerie durch, eben noch zur rechten Zeit, in eine andere Straße zu kommen. Ich konnte keinen Arzt auftreiben; der Knabe soll gestorben sein. Wir kehrten in höchster Aufregung durch die öden Plätze und Gassen, wo nun die Illumination eine spöttische Grimasse schien, wo das Bivouakfeuer erloschen und die Reiter aufgesessen waren, wo man nur Einzelnen mit besorgten, verstörten Gesichtern begegnete, in unsere Häuser zurück. Ich that die Nacht kein Auge zu.

Kanonenschüsse, Lärmglocke und Lärmtrommeln gegen Morgen. Diesen Tag brachte ich um so lieber mit dem kranken Rudolf zu, als ich für den folgenden beordert war. Zudem war ich von dem Erlebten umsomehr afficiert, als es etwas ganz anderes ist, sich mit Bewußtsein und Pflichtgefühl einem Angriff und dem Schlimmsten auszusetzen, als auf einem harmlosen Spaziergang, ehe man sich's versieht, eine Carré-charge in den Rücken zu bekommen. Bohn*) war in den Reihen der direkt Beschossenen und verdankt nur seinem plötzlichen Umgerissenwerden, daß ihm die Kugeln über den Kopf wegsausten, während Hunderte über ihn herstolperten. So ist er mit einigen Kontusionen davongekommen. Wenn ich mich über alles, was ich von den Ursachen und Wirkungen weiß, auslassen wollte, ich müßte Bogen voll schreiben. Auf dem Schloß war man unentschlossen. Nemours kopflos, un-

*) Guerman von Bohn, jetzt Kgl. Württembergischer Hofmaler.

Digitized by Google

zulänglich von der Gefahr der Lage unterrichtet, gab um drei Uhr morgens Bugeaud den Oberbefehl. Um sechs Uhr waren viele Barrikaden genommen und die Angreifenden zurückgedrängt. Um acht Uhr schickte der König an alle Generale direkte Ordonnanz-Offiziere, mit dem Befehl: „sie sollen nicht schießen!“ — da war's verloren! Die Regimenter wehrlos aussetzen — das konnte kein Anführer! Man machte Halt! Das Volk näherte sich bald, schwatzte, entwaffnete spielend die brüderlichen Truppen, und dann kam, was Ihr wißt. Nichts war seltsamer an jenem Tage, wo ich kaum alle paar Stunden Rudolf einen Augenblick verließ, als jedesmal, wenn ich, um Nachrichten zu holen, auf die Straße kam, eine andere Regierung verkündigen zu hören: „On se bat au Palais royal, on y met le feu! — nous avons un Ministère Thiers-Barrot — le Roi a abdiqué, nous avons la régence de la Duchesse d'Orleans, elle est à la Chambre — le Roi est en fuite, le peuple est aux Tuileries — la famille entière est en fuite, nous avons la République!

„Nun hielt mich nichts mehr zurück, denn das schien fabelhaft, aber die Fabel kam mir in aller Realität entgegen. Am Pont Royal begegnete ich dem Triumphzug, der das Gouvernement Provisoire ins Hotel de Ville begleitete, mit Schreien „Vive la Republique“, auf meiner Seite des Quais; auf der anderen stürzte das Volk alles aus den Fenstern der Tuilerien und feuerte Freudenschüsse in die Luft. Dabei auf den Gesichtern der Nichtbeteiligten eine Bestürzung, die ihre nächsten Ursachen in der unglaublichen Schnelligkeit des Dekorationswechsels und in der plötzlichen Ungewißheit hatte, in welcher man über alles war; besonders da viele noch glaubten, die Prinzen, Generale und die Armee seien in den Forts und werden Paris bei Nacht überrumpeln. In dieser Disposition brachte man den Abend zu. Am anderen

Digitized by Google

Morgen versammelte sich unsere Legion der Nationalgarde in der Mairie, und wir wurden, da gar keine Truppen mehr in der Stadt waren, nach allen Winden verteilt. Uns fiel das Loos, das Kriegsministerium zu hüten. Von da mußten ein Sergeant mit vier Mann, von denen ich einer, nach der Ecole Militaire, um dort die Plünderung zu hemmen. Wir waren die ersten, die dort ankamen. Unaufhörlich strömten uns Betrunkene, teils bewaffnete, wahrhafte Räuberbanden mit Fahnen und Trommeln bald nach, bald entgegen. Sie wollten die Waffen. Dort angekommen fanden wir eine unbeschreibliche Verwüstung; und doch gelang es uns mit der unschätzbaren Hülfe einiger Vernünftiger und Redlicher unter ihnen, diese Kerls, aus der Hefe des Volkes, die betrunken, mit Säbeln, Piken, Bayonetten und Pistolen sich über uns ergossen, zusammen zu halten, ja sogar zu visitiren, ihnen alles Gestohlene abzunehmen, die Bewaffneten, unter dem Vorwand sie zu ordnen, dazubehalten, alle Unbewaffneten herauszujagen, und unter den von der Stadt Andrängenden nur die Bewaffneten einzulassen. Unser und aller Ordnungsliebender einziger Zweck war in dem Augenblick, die Straßengefahr zu vermindern. Während mehr als einer Stunde thaten wir fünf Mann das Obige allein. Bald kamen ganze Kompagnien, und nun wurde es immer leichter, aber Regen, Dreck bis an die Kniee, nüchtern, und dabei einige Reden zur Besänftigung dieser Banditen — gewiß hier war die Gefahr jeden Augenblick lebenbedrohend, und es ist ein wahres Wunder, daß keinem von uns etwas geschehen ist. Aber die Macht des Notgefühls und die Zerstreuung in der Aktion ist so groß, daß es mir für meine Person gar nicht einfiel, daran zu denken. Der Tag verging auf dem Kriegsministerium, wohin wir um ein Uhr zurückkehrten, unter den mannigfaltigsten Beschäftigungen und Eindrücken. Ich war Ordonnanz des Kriegsministers, dessen Adjutant an jenem Tage

Digitized by Google

Graf Perthuis*) war. So hatte ich eine Ordre in den Generalstab der Nationalgarde zu bringen und konnte mit einem laissez-passer durch das Tuilerienschloß gehen. Welcher Anblick und welche Lehre in der Leere! Ich verschaffte mir den Eindruck, durch die Prachtgemächer gerade auf dem Wege zu gehen, den man bei den Hoffesten nehmen muß, um dem König sein Kompliment zu machen. Eine weitläufige Beschreibung, in die ich wohl schon zu sehr verfallen, würde mich ins Unendliche führen. An der Stelle des samtenen Thronhimmels war die nackte Wand, mit großen Inschriften mit Kohle: „Vive la République! Vive la Suisse! Vive l'Italie! Vive la liberté pour la troisième fois réconquise. le 22, 23, 24 Février! Respect aux objets d'art!" In der That waren von allen lebensgroßen Bildnissen der Marschälle nur die dem Volk Verhaßten zerschossen und zerfetzt. Auch die Nacht war nicht ohne Emotion, da uns der General einen Angriff verkündigte und uns beschwor, den wichtigen Posten bis auf den letzten Tropfen zu verteidigen. Sie kamen aber erst am folgenden Tage, als wir schon abgelöst waren, und wurden mit guten Worten abgespeist. Die ganze nächste Zeit verging in der heftigsten Aufregung. Allmählich habe ich mich indessen wieder, von seltenerem Wachtdienst und Künstler- oder Bürger-Klubs mäßig unterbrochen, in meine Arbeit eingesponnen — so lange es dauert! — und wenn auch sonst fast alles, doch den guten Mut nicht verloren.

Das, was geschehen, erwartete jetzt niemand, selbst die nicht, die es geschehen machten; dafür habe ich Beweise. Aber daß der ganze alte Kram faul war, daß Nemours nie Regent, daß der Comte de Paris nie König würde, habe ich längst und oft gewettet. Nur glaubte ich alles bis zu Louis

*) Graf Perthuis, Ordonnanz-Offizier Ludwig Philipps, hatte eine Gräfin Grote aus Hannover geheiratet. Mein Bruder war intim mit der Familie befreundet.

Digitized by Google

Philippes Tode verschoben. Noch kaum vierzehn Tage vor dem Begegnis riet ich einem Freunde ab, sich persönlich an Montpensier zu attachiren, mit den Worten: „Comment pouvez-vous vouloir vous lier a cette boutique dont l'existence, c'est a dire la durée, ne vaut pas deux sous". So habe ich mich auch darin nicht geirrt, zu behaupten, daß diese Opposition nicht die nötigen Lebenselemente zum Regieren habe. Sie hat ein Scheinleben von zwei bis drei Stunden gehabt unter dem Titel: Thiers-Barrot-Lamoricière. Noch in manchen anderen Stücken und in Einzelnem habe ich oft Recht gehabt, und mancher wünscht jetzt mir gefolgt zu sein — Ahi! troppo tardi! So finden sich denn nun auch einige meiner intimeren Freunde, dieser am Ruder, jener am Steuer, dieser nahe daran über Bord geworfen zu werden, jener in der Hoffnung, den Mast hinaufzuklimmen, alle aber bedeutend gestiegen, während der offizielle Teil meiner Bekannten in alle Welt zerstoben ist. Daß ich die hiesigen darum nicht verlassen oder verleugnet, brauche ich euch nicht zu versichern.

Der Duc de Chartres war in der That verirrt, das heißt versteckt, „dans les combles de la chambre des Députés", ward aber am Abend schon wieder mit der Mutter vereinigt. Den König hat Edmond Perthuis, der Seemann, gerettet, versteckt und eingeschifft. Das Königspaar war von Sonnabend bis Dienstag in Perthuis' Landhaus in Honfleur. Edmond hat sich dabei trefflich benommen, ein wahrer Stolz für die Mutter.

Die Zigarren sind richtig angelangt. Fernere Sendungen, die ich unter gewöhnlichen Umständen mir bis 1000 auszubitten nicht angestanden haben würde, müssen wir auf Zeiten verschieben, wo man nicht 1000 Frcs. Silber mit 1200 Frcs. Bankbillets bezahlen muß. Niemand läßt sich jetzt die Haare schneiden, so rar und kostbar ist das Geld. Was wird, weiß

Digitized by Google

niemand, und bedroht sind alle. Hätte ich nur alles Geld, was ich aus Gefälligkeit diesem oder jenem geliehen, ich wäre für diese Zeiten ein reicher Mann. Wir, Rudolf und ich, nehmen einstweilen Exerzierstunde."

* * *

Sonntag, 9. April 1848.

. . . . „Lamartine selbst sehe ich oft. Er ist bei aller Zerrissenheit der Zeit und des Geistes doch für alle Freunde sehr zugänglich und findet sogar zu merkwürdigen Allotrien Zeit. Den Abend nach der großen Anti-Garde-Nationale-Demonstration fand ich ihn sehr erschöpft und entmutigt. Er nannte gewisse Fälle, in denen er sich zurückziehen würde. — Bald ist aber zwischen Ledru-Rollin und ihm, ein offenbar durch das Bewußtsein der Schwäche des Einzelnen gekittetes Bündnis zu Stande gekommen, und so ist er wieder „à cheval." — Er ist chevaleresk und hat alle Tugenden und Fehler dieses Wesens bis in's Unglaubliche. Er begnügt sich offenbar in den Zweigen der Staatsverwaltung, deren Details einzusehen und in denen eine gründliche wissenschaftliche Ansicht zu haben, ihm weder seine unzulänglichen Vorkenntnisse, noch die Bewegtheit der Umstände erlauben, er begnügt sich da — sage ich — mit dem, was die Interessierten ihm vorschwatzen, und wiederholt vor Männern von Einsicht das ungereimteste Zeug.

Einen andern Abend traf ich ihn im Hofe des Hotels (des Affaires Etrangères). Er ging mit zwei Herren aus, um sich persönlich von dem wahren Charakter der lärmenden Versammlungen zu überzeugen, welche um die neugepflanzten Freiheitsbäume herum sich mit Raketen und Flintenschüssen ergötzten, die friedlichen Bewohner durch ihren Lärm erschreckten und auch wohl zu illuminieren zwangen. Wir machten so zusammen einen Spaziergang von dem Boulevard des Capucines nach der Fontaine Gaillon, über die Börse bis

Digitized by Google

zum Gymnase und wieder zurück. Er erkannte leicht die gänzliche Abwesenheit einer bösen und politischen Tendenz, sah aber natürlich den Mißbrauch ein, und am Tage darauf erschienen sehr gute strenge Maßregeln, die dem Dinge ein Ende machten.

Während des anderthalbstündigen Spaziergangs verabredete er mit mir, am Montag bei ihm zu frühstücken, und ihm dann als an einem nicht öffentlichen Tage den Salon zu zeigen. Ich traute meinen Ohren kaum; er wiederholte aber die Sache beim Abschied. Ich unterhandelte mit dem neuernannten Directeur des Beaux-Arts, der aus lauter Republikanismus und „Egalité“ selbst für Lamartine keine Ausnahme machen wollte — es aber auf Befehl seines Ministers doch thun mußte. Und so sahen wir richtig am Montag zwei Stunden lang Bilder, während vielleicht Gesandte bei ihm auf Audienz warteten — während das Gouvernement provisoire ihn ungeduldigst erharrte, um einen neuen Kriegsminister zu ernennen, — von dessen großer Wichtigkeit, für ihn selbst besonders, er mich fortwährend unterhielt — und während die Irländer im Hotel de Ville prozessionierten, wo er ihnen die famose Antwort gegeben, über die England so hocherfreut ist: mais il n'y a pas de quoi! —

Er ist freudetrunken über den Zustand seines eigenen Departements, da in der That die „Affaires Etrangères“ das Beste sind, was wir jetzt haben, und behandelt alles mit einer Art pompöser Leichtfertigkeit, sonorer Leerheit, die mich überzeugt, daß die „meneurs“ hinter seinem Rücken machen, was sie wollen, sans lui et malgré lui!“ . . .

Digitized by Google

Alphonse de Lamartine, Graziella 1848, 1855, 1858. — Procida, Capri.

Ich selbst sah Lamartine kurz nach der Februar-Revolution von 1848 in Paris und schließe im Folgenden vorgreifend an, was ich in Bezug auf ihn erlebt habe. Seine Frau, eine Engländerin, malte mit mehr leidenschaftlicher als erfolgreicher Liebhaberei und umgab sich gern mit Künstlern, um sich bei ihnen Rats zu erholen. Mein Bruder führte mich an einem ihrer Empfangsabende bei ihnen ein. Sie residierten in Folge der Februar-Revolution zeitweilig im Ministerium des Auswärtigen. Lamartine, ein großer, hagerer Mann, der sich stramm aufrecht hielt, war dazumal auf der Höhe seines Ruhmes als Politiker. Er hatte eben Frankreich und der Welt einen großen Dienst erwiesen, indem er, mit Gefahr seines Lebens, sich standhaft geweigert hatte, als Haupt der provisorischen Regierung die rote Fahne zu genehmigen, die ihm ein wütender Pöbelhaufen gewaltsam als Symbol der neuen Republik aufdringen wollte.

In dem großen, mäßig erleuchteten Salon standen, ohne ihn zu füllen, einzelne Gruppen, anscheinend in ernster Beratung, wie Verschworene. Lamartine ging von einer zur anderen.

Digitized by Google

Über der Lehne eines runden Sitzes in der Mitte des Salons hing ein rotbaumwollenes Taschentuch, in dessen Mitte sein Portrait gedruckt war — ein anscheinend willkommenes Zeichen seiner jungen Popularität. Damen waren außer Frau von Lamartine nicht zugegen. Man sprach mit dankbarer Anerkennung von dem gewichtigen Anteil, den Lamartine vor wenig Tagen in der Kammer an der Erklärung der Republik gehabt.

„Ich war in keiner günstigen Stimmung", sagte er, „auf meinem Wege zur Kammer, ich war erkältet und heiser — und wie ich noch meine nächsten Schritte erwog, begegnete mir im Vestibule des Palais Bourbon die Herzogin von Orleans mit ihren beiden Söhnen. Sie bat mich mit Thränen in den Augen, meinen Einfluß für eine Regentschaft während der Minderjährigkeit des Comte de Paris in die Wage zu werfen — aber ich war nicht gewillt, mich irgendwie durch ein Versprechen zu binden. Plötzlich überkam es mich wie eine Inspiration. — In die Kammer eingetreten bestieg ich die Tribüne und schlug vor, die Republik zu erklären. Sie kennen das Resultat."

Einige Jahre später malte ich in Rom ein Bild, dessen Gegenstand „Graziella" seinen „Confidences" entnommen war, in dem er selbst als Jüngling dargestellt ist, und im Sommer 1853 machte ich mich auf den Weg nach der Insel Procida, Graziellas Heimat, wo ich mit dem Buche in der Hand die so ausführlich beschriebenen Örtlichkeiten, in welchen die Tragödie spielt, aufzufinden hoffte.

Die flache, von Fremden selten besuchte Insel ist die wenigst malerische des Golfs von Neapel (mit Ausnahme Nisidas, das eine Strafanstalt bildet); aber ihre Männer sind als kühne Seefahrer und die Frauen durch ihre Schönheit weit und breit berühmt. Da es kein Wirtshaus auf der Insel giebt, fand ich in einem Privathause Unterkommen und trat alsbald einen Rundgang zu meiner Orientierung auf der kleinen Insel an. Die Männer waren zum größten Teil abwesend, teils

Digitized by Google

gezwungen, auf der Flotte, welche die Regierung abgeschickt, eine brasilianische Prinzessin als königliche Braut einzuholen, teils auf dem Fischfang, dem Haupterwerbszweig der Insulaner. Eine Reihe blendend weißer Häuschen bildet die Marine (den kleinen Hafen). Büschel goldener Maiskolben, roter Pepperoni und riesige Kürbisse zieren die offenen Loggien, von rankenden Reben beschattet. Auf dem sandigen Raum zwischen diesen und dem Meere wimmelte es von Kindern; die Frauen, teils Netze häkelnd oder flickend, teils sich gegenseitig helfend bei der wöchentlichen Erneuerung des malerischen Kopfputzes, in welchem bunte, oft golddurchwirkte Bänder, mit den reichen Haarsträngen verflochten, von einer breiten silbernen Spange zusammengehalten werden. Eine junge Frau schien mir meinem Ideale der Graziella so nahe zu kommen, daß ich meinen der lästigen Sitte gemäß mich begleitetenden Wirt bat, womöglich eine Sitzung zu einer Zeichnung für mich zu vermitteln. Es gelang ihm, wie es schien nicht ohne Mühe, durch die Aussicht auf reiche Belohnung. Verabredetermaßen stieg ich am nächsten Tage die außen am Hause angebrachte Freitreppe zum ersten Stockwerk hinan (das untere dient zur Aufbewahrung des Boots), wo die junge Frau mich in ängstlicher Erregung mit ihrer Mutter erwartete, und machte mich sogleich an die Arbeit. Sie ward bald von einem dumpfen Gemurmel unten in der Marine unterbrochen. Der Lärm wuchs beängstigend von Minute zu Minute. Man unterschied deutlich Drohungen und Flüche. Mein reizendes Modell erblaßte. Die Alte ging, durch ein vergittertes Loch in der Thür zu sehen, und kam eilig zurück mit den Worten: „Ums Himmels Willen, hören Sie auf zu schreiben. Die ganze Marine ist unten versammelt. Sie wollen wissen, was der Fremde in Abwesenheit des Mannes hier oben zu thun hat!“ Da ich meinen Zweck nahezu erreicht hatte, packte ich meine Sachen zusammen und befahl den zitternden Frauen, die Thür

Digitized by Google

zu öffnen. Ich hielt meine Zeichnung hoch, der meist aus Weibern bestehenden, tobenden Menge zugekehrt, und begann so langsam die Stufen hinabzusteigen. „Das ist's, was ich oben gemacht habe", rief ich und die Nächststehenden fingen an, die Arbeit kritisch zu betrachten. „Ja, das ist ihr Ebenbild!" rief Eine; „Sie sieht aus wie eine Madonna!" eine Andere; „Schade, daß sie so blaß ist!" eine Dritte. So schritt ich, immer die Zeichnung hoch haltend, durch die augenscheinlich überraschten, beruhigten Weiber, die mir Platz machten. Als ich mich aber am folgenden Tage wieder der Marine näherte, kam mir die Alte mit den Worten entgegen: „Ums Himmels Willen, keinen Schritt weiter! Der Mann ist vom Fischen nach Hause gekommen, er hat alles erfahren und ist wütend auf seine Frau und auf Sie". Sie hatte offenbar auf mich gewartet, mich zu warnen.

Durch einen gebildeten jungen Neapolitaner, den ich kennen gelernt hatte, hoffte ich die Lokalität zu finden, die Lamartine so ausführlich in „Graziella" beschreibt. „Lassen Sie mich die Stelle lesen", sagte er, „ich verstehe Französisch." Und ich gab ihm das Buch mit dem Bedeuten, daß der Ziehbrunnen, nahe dem Hause, der in der Erzählung eine so große Rolle spielt, ihm beim Auffinden der Lokalität behülflich sein werde. „Es giebt auf ganz Procida keinen Brunnen," erwiderte er lächelnd. So weit des Dichters topographische Genauigkeit. — Ich war nicht wenig erstaunt, am nächsten Tage vor den „Giudice" (die höchste Autorität auf der Insel) geladen zu werden. Ich fand ihn, die „Confidences" in der Hand. „Ich sehe", sagte er, „mit Bedauern, daß Sie dies verbotene Buch verbreitet haben." Ich gestehe, daß ich Unannehmlichkeiten befürchtend, zu einer Notlüge meine Zuflucht nahm, indem ich erwiderte: „Das Buch kann nicht verboten sein, da ich es in Neapel gekauft habe." Nachdem ich ihm auf seinen Wunsch irgend eine Adresse in Neapel gegeben, gab er es mir mit einer

Digitized by Google

höflichen Entschuldigung zurück, und ich machte mich eiligst auf den Weg nach der reizenden Schwesterinsel Capri. Vorher erfuhr ich, daß mein junger Freund, der Besitzer eines bedeutenden Gutes auf der Insel, als politisch verdächtig in Procida interniert war, wozu unter König Bomba ein geringster Anlaß hinreichte, und daß mein Verkehr mit ihm mich mitverdächtigt hatte.

Ungeachtet auf den Landkarten ein Vorgebirge bei Terracina als „Capo Circello" bezeichnet ist, hält die populäre Tradition doch fest an der Überzeugung, daß die Insel Capri der eigentliche Sitz der Homerischen Zauberin gewesen sei. Und kein Wunder: denn, wenn sie auch nicht mehr Männer in Bestien verwandelt, so hat sie doch, selbst neuerdings, auf Viele eine so unwiderstehliche Anziehung geübt, daß sie ganz bereit waren, höhere Aspirationen sowohl wie Heimat und Familie in der lieblichen Natur und in den Armen einer der zahlreichen Zauberinnen auf der Insel zu vergessen. Zu der Zeit, von der ich rede — vor etwa vierzig Jahren — war Capri in der That eine Oase in dem unter Polizei und Priesterherrschaft seufzenden Königreich Neapel. Dies ward zum Teil durch den Umstand erklärt, daß der alte Bischof von Sorrent, zu dessen Diöcese Capri gehörte, die Insel aus Furcht vor Seekrankheit nie besuchte, wovon die Folge, daß die Zustände von denen in Procida sehr verschieden waren. Die meist schönen und naiv-zuthunlichen Mädchen, deren Hauptbeschäftigung darin zu bestehen schien, den Inhalt der in dem kleinen Hafen landenden Boote auf ihren Köpfen in das hoch oben gelegene Dorf zu befördern, pflegten uns Malern, wenn wir ihnen auf den nie endenden Stufen begegneten, mit den Worten anzurufen: „Signor pittami! — Quando mi voi pittar?" (Herr, wann wollt Ihr mich malen?) und dabei in ihrer leichten malerischen Bekleidung allerlei Karyatidenstellungen anzunehmen. Keine Spur von Scheu oder fremdartiger Verlegenheit. Es schien das gefabelte goldene Zeitalter.

Digitized by Google

Die liebliche Insel mit ihren stilvollen Felsen, ihren Palmen-, Olivenwäldern, weinbedeckten Pergola's, wo der feurige Lacrymae Christi wächst — sie ist oft genug mit Pinsel und Feder beschrieben worden, u. a. von meinem Freunde, dem berühmten Historiker Gregorovius, mit welchem ich, nebst Malern aus vieler Herren Länder, in dem damals alleinigen Wirtshause „Pagano" zusammentraf.

Man wies mir das einzige freie, ein Zimmer mit zwei Betten an, und ich begann die Studien für mein Bild. Zuerst ein brauner Fischerknabe, eine wandelnde antike Bronze-Statue. Dann fand ich in einem Mädchen, Nannarella, die barfuß im Felde arbeitete, eine klassische Schönheit, wiederum eine leibhaftige Graziella, nach der ich verschiedene Studienköpfe zu zeichnen begann. Als ich sie aber beenden wollte, hieß es zu meinem Leidwesen, sie sei mit einem „Inglese" verlobt und in einem Kloster. Ein Dr. Clark aus Liverpool, der nach Capri gekommen war, um sich nach dem Verluste seiner jungen Frau zu zerstreuen, hatte sich in Nannarella verliebt, hatte um sie angehalten und sie, während er heimgereist war, die zum Heiraten nötigen Papiere zu holen, in ein Kloster gethan, wo man ihr während seiner Abwesenheit Lesen und Schreiben beibringen sollte. Als ich den alten Bauern, ihrem Vater, meine pflichtgemäße Gratulation abzustatten kam, meinte er naiv genug, daß er natürlich nur des Geldes wegen die Heirat seiner Tochter mit einem Inglese zugegeben, — ungeachtet derselbe zu diesem Zwecke katholisch werden mußte.

Sie war jedoch damals nicht die einzige mit einem Engländer verlobte Tochter der Insel. In einer der sonst so stillen Nächte wurde ich durch einen Lärm draußen geweckt und bald darauf durch den Wirt gestört, welcher in mein Zimmer trat, mit der Bitte, einem eben, um Mitternacht, angekommenen jungen Herrn zu erlauben, das einzige freie Bett im Hause neben mir zu benutzen. Natürlich

Digitized by Google

willigte ich ein, und sah, halbschlafend, einen jungen Mann in rotem, wassertriefendem Flanellhemde sich in dem Bette neben mir zur Ruhe begeben. Als ich am nächsten Morgen seine Bekanntschaft machte, fand ich in ihm einen wohlgebildeten und erzogenen, wenn auch etwas excentrischen Jüngling. Es stellte sich heraus, daß er Mr. Brinsley Norton, ein Sohn der als Schriftstellerin, wie wegen ihrer Schönheit berühmten, Honble Mrs. Norton war. Er erzählte etwas zusammenhangslos, wie allein seine Geistesgegenwart und sein Mut ihn vor dem mörderischen Überfall der Schiffer gerettet hätte, die ihn in einem kleinen Boot von Neapel herübergebracht — eine Geschichte, an der seine lebhafte Phantasie oder zu reichliche Libationen offenbar ihren Anteil hatten. Mit seinem ältern Bruder Fletcher, der als Gesandtschafts-Sekretär in Neapel wenige Jahre später der Schwindsucht erlag, schien er in diesem Armida-Garten die Rolle des Rinaldo mit Erfolg zu spielen. Ich malte eine Studie nach ihm, eine von vielen, für den Kopf des jungen Lamartine in meinem „Graziella"-Bilde. Als ich fertig war, überraschte er mich durch die Bitte: dieselbe seinem „Mädchen" zeigen zu dürfen. „Mit Vergnügen", erwiderte ich — „aber wer ist Ihr Mädchen?" „Oh, eine von den drei Altären", war seine Antwort. So nannten wir in der Locanda Pagano hausenden jungen Künstler aller Nationnen drei hübsche Schwestern, die einer Capri eigenen Industrie oblagen, Bänder aus einer Mischung von Seide und Stroh zu fabriziren. Nach dem Mittagessen pflegten wir dort unsere Zigarre zu rauchen, ihnen — en tout bien et tout honneur — den Hof zu machen und ihnen Weihrauch zu streuen. Daher der Name „Altäre". Die jüngste dieser elternlosen Schwestern war meines jungen Stubengenossen „Mädchen", das sich mit meinem Portrait zufrieden erklärte. —

Als ich zehn Jahre später Capri mit meiner jungen Familie besuchte, war Signora Nannarella Clark Witwe und Besitzerin

Digitized by Google

des eleganten Hotels „Quisisana". Ich besuchte sie (denn ich war Paganos alter Künstlerkneipe treu geblieben) und fand eine stattliche, noch schöne, etwas korpulente Matrone. In Italien altern die Frauen, wenn auch früher, doch schöner als im Norden. Auf meine Frage, ob sie sich meiner erinnere, sah sie mich lange an, schüttelte den Kopf und rief aus: „No, non ti conosco! Ti sei fatto tanto vecchio!" (nein, ich kenne Dich nicht! Du bist so alt geworden!)

Das Bild Graziella, wohl eines meiner gelungensten, ward 1854 in Rom vollendet und fand vielen Beifall. Als Lamartine es auf der internationalen Pariser Ausstellung von 1855, wo es trefflich gehängt war, gesehen, schrieb er mir folgenden Brief:

Paris, 25. Juin 1855.

Monsieur,

Je vous dois le plus grand service qu'un écrivain à la plume puisse recevoir d'un écrivain au pinceau, celui d'avoir compris, senti, accueilli une de ses pensées de jeunesse et de l'avoir illustrée ensuite, en lui donnant la forme, les couleurs, la vie d'un autre art. Graziella n'était qu'un songe, grâce a vous elle devient une réalité. Quand je dis songe, je parle métaphoriquement, car rien dans cette page de ma vie n'est imaginé que les noms. L'impression que j'ai éprouvé en me retrouvant moi-même en scène à côté d'un souvenir ainsi résuscité, aurait été, je n'en doute pas, une impression rémunérante aussi pour vous même. Vous auriez vu votre puissance de talent dans mon attitude et dans mes yeux. Je retourne ce matin au Salon, uniquement pour vous revoir. — Au reste, Mr. votre frère a dû vous écrire que cette impression bien naturelle en moi, a été ressentie également par le public d'élite et à sentiment. Un connaisseur difficile et vieilli me disait hier que vous étiez dans ces Salons le Pétrarque du pinceau. Vous verrez grandir votre nom. La poésie et l'amour, s'ils ne portent pas toujours fortune, portent au moins bonheur et gloire aux hommes qui débutent comme vous.

Je suis pauvre, mais je verrais avec bien des regrets passer ce tableau dans d'autres mains que les miennes . . . . . .

. . . . Mais ce que je dirai avec bonheur tout haut et toujours, c'est le plaisir que vous m'avez donné, et la reconnaissance qui s'associe à mon admiration.

A. de Lamartine.

Digitized by Google

Diesen Brief erhielt ich in Rom. Erst im Jahre 1858 sah ich Lamartine wieder, bei einem flüchtigen Besuche in Paris. Ich war zu ihm gegangen, um ihn um eine Sitzung behufs einer Zeichnung für mein Album berühmter Zeitgenossen zu bitten. Mit den Worten: „C'est vous, Mr. Rodolphe? Si j'osais, je vous embrasserais!“ empfing er mich. Bei der für den folgenden Tag verabredeten Sitzung fand ich ihn traurig verändert seit jenen für ihn ruhmreichen Tagen von 1848, wo ich ihn zuletzt gesehen. Er war immer ein schlechter Wirt gewesen und war nach und nach von Wohlhabenheit in relative Dürftigkeit geraten. Die Weinernte seiner nicht unbedeutenden Güter bei Macon war immer auf Jahre voraus verpfändet. Er hatte seine Frau verloren. Wegen eines Formfehlers in dem Testament konnte er die ihm zugedachte Erbschaft ihres ansehnlichen Vermögens nicht antreten. Lamartine's Schriften aber waren für eine neue Generation in dem Maße weniger anziehend, wie sie aus Notwendigkeit häufiger und, bei zunehmenden Jahren, schwächer wurden. In der Politik war er ein erklärter, bitterer Feind Napoleons des Dritten. Teils, um ihm aufzuhelfen, teils als feindliche Demonstration gegen das zweite Kaisertum, hatten einige Freunde eine National-Subscription zu seinen Gunsten angeregt. Aber der schlaue Kaiser stellte sich an die Spitze mit 10 000 Frcs. und vernichtete so die Haupt-Einnahmequelle, indem er dem Unternehmen die politische Bedeutung benahm. Während ich zeichnete, las eine allerliebste junge Nichte, die Sekretärstelle zu bekleiden schien, die eingegangene Korrespondenz vor. Unter den Briefen war einer von einer enthusiastischen Verehrerin des Poeten in der Provinz. Sie bot ihm einen Platz in ihrem Hause an, „wo sie stolz sein würde, ihre Habe mit ihm zu teilen und den großen Dichter bis an sein Ende zu pflegen“. Da er sich kurz vorher bitter über den Undank des Publikums beklagt

Digitized by Google

hatte, wagte ich die Bemerkung, daß so ein Anerbieten Balsam für seine verletzten Gefühle sein müsse! Mit gemessener, sonorer Stimme erwiderte er: „J'aimerais mieux deux sous!“ und sich zu der lieblichen Vorleserin wendend fügte er hinzu: „Du armes Kind wirst Dein Pferd verkaufen müssen!“ worauf sie in Thränen lächelnd erwiderte: „Oh, ich gehe eben so gern zu Fuß!“ — Es war eine melancholische Sitzung. Als sie beendigt war, schrieb er unter meine, in diesen Blättern wiedergegebene, Zeichnung:

Reconnaissant de l'Illustration de Graziella
par un tableau plus poétique que le Poème
A. de L.

Das Bild „Graziella“ hatte so vielen Beifall auf der Pariser Ausstellung gefunden, daß der bekannte in Paris und London etablierte Kunsthändler Gambart es als Kupferstich zu publizieren wünschte. Es war das Eigentum meines Freundes, des blinden Bildersammlers Moritz Oppenheim in London, welcher es statt der von ihm bestellten, nie ausgeführten „Weinernte“ gekauft hatte; und da ich im Sommer 1856 besuchsweise in London war, ging ich mit Gambart zu ihm, ihm unseren Wunsch, dessen unbezweifelte Erfüllung von ihm abhing, vorzutragen. Als er aber auf seine Frage die Antwort erhielt, daß er das Bild auf wenigstens ein Jahr zum Stechen herzuleihen haben würde, erklärte er, daß er sich unmöglich auf so lange Zeit von dem Bilde, das er nie gesehen, trennen könne, und schlug unsere Bitte rund ab. So auch die Bitte Lamartines, mir zu erlauben, für ihn eine kleine Skizze des ihm so werten Gegenstandes zu malen. Hier bewährte sich einmal das Sprichwort: „Behüte mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden.“ Ich war während der Pariser Ausstellung viermal nach dem Preise des Bildes gefragt worden. Nachdem es mehrmals den Eigen-

Digitized by Google

Digitized by Google

tümer gewechselt, ist es jetzt im Besitz von Mr. W. Gillilan in London, in dessen schönem Hause es trefflich gehängt ist. —

Viele, mehr als zehn Jahre später, als ich längst in London ansässig war, teilte mir unsere Nachbarin Lady Airlie mit, ihre Freundin, die Honble Mrs. Norton, habe erfahren, daß ich ein Portrait ihres in Capri verheirateten Sohnes besitze, und wünsche sehr es zu sehen. Ich schickte es ihr und bat sie in einigen begleitenden Zeilen, es von mir anzunehmen, worauf sie mich und meine Frau zu Tische lud. Die noch stattliche Frau empfing uns mit den Worten: „Sie werden sich wundern — gestern hat mein Sohn mich mit seiner Frau überrascht; Sie werden mit ihnen zu Mittag essen; und uns ein kleines, etwa sechzehnjähriges braunes Mädchen vorstellend, fügte sie hinzu: „Dies ist ihre Tochter, meine Hausgenossin." Das Ehepaar erschien, er — quantum mutatus ab illo! — gebrochen, gebückt, ein Greis vor der Zeit. Sie erinnerten sich meiner in keiner Weise. Mit großer Lebhaftigkeit — in breitestem Capri-Dialekt, teilte die jüngere, jetzt sehr beleibte Mrs. Norton uns ihre Pläne mit, wie sie einen langen Aufenthalt in London zu machen gedenke u. s. w. „Sie ahnt nicht, wie unwillkommen sie ist", flüsterte ihre Schwiegermutter mir ins Ohr, „und ich setze meinen Stolz darein, daß sie es nie erfahre!" Bei Tisch machte Sir William Maxwell, bald der Gemahl unserer berühmten Wirtin, die Honneurs. Mit erhobenem Glase bewillkommnete er den Neuangekommenen mit einigen freundlichen Worten. Als dieser aufstand, den Toast zu erwidern, verschüttete seine zitternde Hand den Wein, und stumm nahm er wieder seinen Platz ein. Er starb bald darauf am delirium tremens.

Digitized by Google

Paris 1848.

Die Februar-Revolution hatte eine durchgreifende Veränderung der pariser Gesellschaft zur Folge. Alle Geselligkeit und Heiterkeit war zu Ende, und man konnte es den Franzosen kaum verargen, wenn sie — eingedenk der Gräuel, welche die große Umwälzung vor kaum einem halben Jahrhundert im Gefolge hatte — die fernere Entwickelung dieser neuesten Phase mit Bangen und Zagen erwarteten. Natürlich wurde jeder Luxus, jede unnötige Ausgabe abgeschafft, und wie immer in solchen Fällen, kamen die schönen Künste zuerst an die Reihe; man kann sehr wohl ohne Bilder, aber nicht ohne Brot leben. Indessen war es in den Straßen nicht so still wie in den Salons. Das einmal angefachte Feuer, das man mit allerlei künstlichen Mitteln zu löschen suchte, brach von Zeit zu Zeit zum Schrecken der ruhigen Bürger in helle Flammen aus. Die für Philantropen wie für Politiker, damals wie heute schwierige Frage des „Rechtes auf Arbeit" hatte die provisorische Regierung von Ledru, Rollin, Caussidière und Genossen durch die Ateliers nationaux, mit Louis Blanc an ihrer Spitze, zu lösen gesucht. Die sogenannten Arbeiter wurden mit Hacken und Schaufeln anscheinend beschäftigt, um sie ruhig zu halten, und als Ausrede für den

Digitized by Google

geringen Tagelohn. Aber das erniedrigende Gefühl des verkappten Almosens machte sich von Zeit zu Zeit in bewaffnetem Aufruhr und hinter Barikaden Luft. Ich war zufällig Zeuge einer Szene, die als Vorspiel zu ernsteren Ruhestörungen bedeutungsvoll genug war, die ich aber weder zur Zeit noch später in Zeitungen oder Büchern erwähnt gefunden habe.

Wir pflegten unsere Mahlzeiten in einem sehr bescheidenen Restaurant in der Rue neuve des Petits Champs einzunehmen. Auf dem Wege dahin, nach vollendetem Tagewerk, überraschte mich, wie ich die verödete Place du Carousel überschritt, ein seltsamer Aufzug. In einem offenen, von einem elenden Klepper gezogenen Leiterwagen saß mit entblößtem Haupte und auf den Rücken gebundenen Händen ein alter Herr, in der Alltags-Uniform eines Generals. Der Karren, den ein Schwarm wild aussehender, mit Hacken und Schaufeln bewaffneter Kerls umgab, hielt vor einem jener unregelmäßigen einzelnstehenden alten Häuser, die Zahnresten gleich den großen Platz verunzierten, und deren schließliche Wegräumung eine der wenigst bestrittenen Glorien des zweiten Kaiserreichs bildet. Das Haus schien der Sitz einer Sektion der provisorischen Regierung zu sein, denn ein dekorierter Herr öffnete den Klopfenden die Hausthür, zu der zahlreiche Stufen führten, und fragte, worum es sich handle? Aus viele Kehlen scholl die Antwort: „Wir bringen den Chef der Ateliers nationaux, damit er seine verdiente Strafe empfange. Er hat die Fahne der Republik heruntergerissen und mit Füßen getreten!" Als der Herr mit dem Ordensbande den Gefangenen erkannt hatte, schien er schmerzlich überrascht und sagte: „Bürger, ohne Zweifel liegt hier ein Irrtum vor. Der Mann, welchen ihr bringt, ist der General Petit, der sein Blut auf hundert Schlachtfeldern für Frankreich vergossen hat — derselbe, den der große Kaiser vor seinem Scheiden in Fontainebleau zum Abschied umarmt hat. Ich zweifle nicht, daß Ihr ihm den Irrtum abbitten

Digitized by Google

und ihn augenblicklich in Freiheit setzen werdet!" Doch in dieser Hoffnung fand er sich getäuscht. Aus vielen rauhen Kehlen erschallte ein donnerndes: „Nein! Wir verlangen Gerechtigkeit, die Bestrafung des Schuldigen!" Der Herr zog sich zurück, und nach einer unheimlichen Pause, während welcher der alte General ruhig dasaß, als ob ihn die Sache nichts anging, erschien in der wiedereröffneten Thür ein anderer Herr mit rotem Bändchen und rief hinunter: „Ihr habt ganz recht, Bürger, der Schuldige muß bestraft werden! Überliefert ihn in unsere Hände; er wird seiner verdienten Strafe nicht entgehen!" Mit einem Hurrah! wurde der Gefangene aus dem Karren und unzart genug die Treppe hinauf ins Haus geschoben, dessen Thüre sich augenblicklich hinter ihm schloß. Die so befriedigte Menge verlief sich schweigend. Der weitere Verlauf ist mir unbekannt; ich zweifle aber nicht, daß General Petit seine Befreiung einer List verdankte.

Solche und ähnliche Auftritte waren wie das ferne Grollen des Gewitters, das bald mit einer Heftigkeit losbrechen sollte, die die Grundfesten der Gesellschaft zu erschüttern drohte, und zu dessen teilweisem Augenzeugen mich außergewöhnliche Umstände machten.

Indessen arbeitete ich fleißig an dem seit 1845 von der Regierung bestellten Sankt Sebastian, nachdem ich die Versicherung erhalten, daß die Republik alle Bestellungen der vorigen Regierung anerkenne. Der mir befreundete Paul Delaroche hatte mir zu der lebensgroßen, nackten Figur einen in Form und Farbe unvergleichlich schönen, jungen Zigeuner als Modell empfohlen. Ich schrieb an den Curé der Kirche von Prédauge, für die das Bild bestimmt war, um über die Lokalität, die Beleuchtung u. dergl. Auskunft zu erhalten, und nachdem ich einige Zeit vergebens auf Antwort gewartet, machte ich mich an die Arbeit, umsomehr, als mein Zigeuner mit den ersten Knospen davonzulaufen drohte. „Im Frühling,"

Digitized by Google

sagte er, „da halten Sie keinen Zigeuner in der Stadt, da müssen wir auf die Stachelschweinjagd! Ein köstlicher Bissen, den die dummen „Weißen" nicht kennen." So suchte ich meine Arbeit zu fördern, zumal die Bank schon das Wechseln ihrer eigenen Noten in Specie eingestellt hatte, und mein Modell auf Zahlung in täglich schwerer zu beschaffender barer Münze bestand. Als das Bild etwa zur Hälfte fertig war, unterbrach mich eines Tages ein, trotz mehrfachem „Herein!" Rufens wiederholtes, leises Anklopfen. Durch die endlich behutsam geöffnete Thür erschien eine kleine, schwarz gekleidete weibliche Gestalt, die, sich ängstlich umsehend, leise fragte, ob ich Herr Lehmann sei. Auf meine Bejahung fuhr sie fort: „Sie haben an den Herrn Curé von Prédauge geschrieben?" Ich: „Ja, aber keine Antwort erhalten." Sie: „Ich bin seine Schwester; mein Bruder hielt es für sicherer, mich zu schicken, anstatt zu schreiben, da es mit dem Bilde eine eigene Bewandtnis hat. Es wurde nämlich bei Gelegenheit der letzten Kammerwahlen von Herrn Guizot (dem verjagten Ex-Ministerpräsidenten) den Wählern von Prédauge, die zum Wahlbezirk von Lisieux gehören, versprochen, um sie günstig zu stimmen, und der Herr Curé fürchtet, daß er unter solchen Umständen Unannehmlichkeiten von Seiten der provisorischen Regierung ausgesetzt sein möchte. Er bittet Sie deshalb, das Bild nicht zu malen, da er keinesfalls die Mittel hätte, es zu bezahlen." Während dieser kaum hörbar leisen Mitteilung schielte sie nach dem halb fertigen Heiligen auf der Staffelei und empfahl sich auf meine Versicherung, daß die Republik das Bild schon halb bezahlt habe, mit augenscheinlich erleichtertem Herzen. Ihr Bruder, den ohne Zweifel Erinnerungen an 1793 bis dahin verhindert hatten, schickte mir bald darauf — etwas zu spät — die gewünschte Information über Lokalität und Beleuchtung. Das Bild hängt auf dem Platze, für den es gemalt war.

Mitten in der Arbeit wurde ich an einem Juni-Morgen

Digitized by Google

von Trommeln, welche mit dem ominösen „Rappel" die Nationalgarde zu den Waffen riefen, und von dem dumpfen Dröhnen des „Tocsin" von den Thürmen, unterbrochen. Das laute, rasche Zuschlagen der Kaufläden unten ließ keinen Zweifel, daß es sich um einen bewaffneten Aufstand von größeren Dimensionen handelte. Bald näher, bald entfernter hörte man das Knattern des Gewehrfeuers, hier und da von Kanonenschüssen unterbrochen. Da das Ausgehen nicht ratsam schien, schaffte ich mir etwas Brot und Käse vom Portier und blieb in meinem fünften Stock. Gerade unter meinem Fenster, vor dem eleganten Renaissancehofe der Ecole des Beaux-Arts, war eine provisorische Wache postiert, und da man von den Fenstern einiger Häuser auf die Truppen geschossen hatte, war Befehl ergangen, niemand zu erlauben, sich an einem Fenster sehen zu lassen. Kaum zeigte ein flüchtiger Blick aus meiner Höhe mir zuweilen einen auf der Bahre vorbeigetragenen verwundeten Nationalgardisten, als schon die Flinte der Schildwache unten nach mir zielte. Der Zustand war unerträglich. Mein Bruder gehörte, als naturalisiert, zur Nationalgarde. Ich war gewiß, daß er seine Schuldigkeit that, und als ich am zweiten Tage wieder ohne Nachricht von ihm blieb, ging ich auf die Mairie, mich als Freiwilliger einreihen zu lassen. Man gab mir eine an meinen Hut zu bindende Karte:

10ième Légion
Garde nationale
4me Bat. 4ième Comp.

und eine Flinte. Ich war glücklich, meinen Bruder unversehrt zu finden. Mein Farbenhändler war Unteroffizier und lud mein Gewehr, da es mir in diesem Punkte an jeder Erfahrung mangelte. Wir wurden nach dem Abbaye-Gefängnis kommandiert. Dort angekommen, bildeten wir drei Seiten eines Carrés, dessen vierte die Thür war, aus der die Ge-

Digitized by Google

fangenen einzeln in den so gebildeten leeren Raum geschickt wurden; eine elende Gesellschaft, meist ohne Kopfbedeckung, zerlumpt und blutig. Ein Befehl wurde verlesen, sich unter keiner Bedingung in ein Gespräch mit einem der Gefangenen einzulassen und jeden, der einen Fluchtversuch machen sollte, niederzuschießen. Nachdem das Carré geschlossen war, setzte der traurige Zug sich in Bewegung. Mein gefangner Nachbar erzählte mir mit leiser Stimme und entschieden deutschem Accent, wie ganz unschuldig er gefangen sei. Sein Name sei Becker, er sei Tischler; sodann gab er mir seine Adresse mit der Bitte, seine besorgte Frau zu benachrichtigen. (Obgleich ich ihm nicht geantwortet, habe ich seinen Wunsch erfüllt, aber leider später seinen Namen an der Spitze der nach Algier Depotierten gefunden.) Als wir den Pont-des-Arts überschritten, begegnete uns ein Haufe, anscheinend von der Ordnungs-Partei, mit dem Rufe: „Schmeißt die Schufte ins Wasser!" Wir waren froh, endlich unser Ziel, die „Terrasse du Bord de l'eau", zu erreichen. Sie ist ein langer Korridor und schließt den Tuilleriengarten gegen die Seine zu ab; im Winter dient sie zur Aufbewahrung der den Garten zierenden Orangenbäume. Heute aber gebrauchte man sie als Gefängnis, da alle übrigen überfüllt waren. Ein Beamter am Eingange verzeichnete die Namen und Adressen unserer Gefangenen, wie sie hineindefilierten, bis der lange Raum wie eine Wurst vollgepfropft war.

Ich will hier, vorgreifend, einen Vorfall einschalten, der zur Beschreibung des Innern dieses improvisierten Gefängnisses dienen und das Bild von dem Paris jener Tage vervollständigen mag. Ich hatte seit einiger Zeit angefangen bei einem jungen Engländer Mr. Hinschelwood in der Rue St. Honoré englischen Unterricht zu nehmen. Für Engländer gerierte der junge Mann sich als Franzose, und in seinem Prospektus für französischen Unterricht hieß es: „Monsieur Emile parle aussi trés couramment l'Anglais". Dieser war ohne Kopfbedeckung

Digitized by Google

vor die Porte-Cochère seines Hauses getreten, um nach Nachrichten vom Aufstande zu fragen, gerade, als die eiligst von der Regierung zu Hülfe gerufenen Gardes Nationaux de la Banlieu, meist betrunken, ihren Einmarsch hielten. Wie sie den jungen Fremden ohne Hut in der Straße fanden, arretierten sie ihn als Spion, infolge dessen er ohne weiteres einstweilen in der obengenannten Terrasse eingesperrt wurde. Seine hochschwangere junge Frau lief auf die englische Gesandtschaft, der es gelang, ihn nach 24 Stunden aus der Gefangenschaft zu befreien. Als ich mich nach einigen Tagen zur Lektion einstellte, fand ich ihn so verändert, daß er kaum kenntlich war, und Folgendes ist seine Beschreibung jener 24stündigen Gefangenschaft: „Der lange Korridor war gepfropft voll, ohne irgend welche Vorrichtung für seine neue temporäre Bestimmung. Kaum war es möglich, Platz zu finden, um sich auf dem steinernen Boden niederzulegen. Keine Sanitäts-Vorrichtung irgend einer Art. Die Luft infolge dessen verpestet. Ein Eimer Wasser ging von Zeit zu Zeit von Mund zu Mund. Für Luft und Licht waren, etwa hundert Schritt von einander entfernt, kleine vergitterte Öffnungen, vor deren jeder außen eine Schildwache stand, mit dem Befehl (welcher auch drinnen bekannt gegeben war), jeden, der sich von Innen der Öffnung nahe, niederzuschießen. Da aber in der Nacht einige der schwächeren Insassen den Verstand verloren hatten, belustigten sich einige ihrer Mitgefangenen zum Zeitvertreib damit, sie vor die verbotene Öffnung zu stellen, worauf sie dann pflichtgemäß von Außen niedergeschossen wurden. Die Leichen blieben liegen, wo sie fielen.“ . . . .

Ich nehme den Faden meiner Erlebnisse jener Tage wieder auf: Nachdem wir unseren letzten Gefangenen abgeliefert, wurden wir nach dem Carrefour de Bussy auf dem linken Seine-Ufer im Quartier Latin beordert. Vier bedeutende

Digitized by Google

Straßen münden auf diesen kleinen Platz, wo unsere Hauptaufgabe war zu verhindern, daß Munition oder Nahrung den Aufständischen von dieser Seite zugeführt würde. Von Zeit zu Zeit wurde die Einförmigkeit dieses Wachtdienstes durch lange Züge von Gefangenen unterbrochen. Dragoner, Pistolen mit gespanntem Hahn in der Hand, führten und schlossen den zum Teil gefesselten Zug nach dem Palais du Luxembourg, wo die Chambre des Pairs zum provisorischen Gefängnis eingerichtet worden war. In geringerer oder größerer Entfernung dauerte das Gewehr- und Kanonenfeuer ununterbrochen fort.

Am nächsten dritten Tage wurden wir zur Deckung des Ministeriums des Innern kommandirt. Mein Bruder und ich kannten den Minister Graf Duchatel persönlich und waren von seiner liebenswürdigen Gemahlin zu ihren eleganten wöchentlichen Empfangstagen geladen worden. So betraten wir die pompösen Räume, deren Wände und Möbel mit hellgelbem Damast überzogen waren, mit sehr gemischten Gefühlen. Aus einer Glasthüre trat man auf eine Marmorterrasse, von der zu beiden Seiten einige Stufen in den geräumigen, wohlgehaltenen Blumengarten führten. Die vierte Kompagnie machte sich's möglichst bequem in diesen Räumen, nachdem sie die vergangene Nacht im Freien bivouakirt hatte. Neben mir saß in einem vergoldeten Lehnsessel ein Kohlenträger, wie ich in Civilkleidung, in der geschwärzten Uniform seines Berufs. „Du rauchst nicht?" fragte ihn sein Nachbar auf der anderen Seite, ein Straßenfeger seines Zeichens. „O doch", erwiderte der Befragte, „aber hier wage ich es nicht. Ich kann nicht rauchen ohne auszuspucken," fügte er auf das Parquet deutend hinzu, das spiegelglatt zum Tanzen gehohnt war. „Sei kein Narr!" erwiderte der Andere, und, ihm seinen Tabaksbeutel reichend, half er ihm seine aristokratischen Skrupel überwinden.

Digitized by Google

Es waren langsam hinschleichende Stunden, und man bekam einen unvorteilhaften Begriff vom Garnisonleben. Am nächsten, vierten, Tage sprengte eine Estafette auf schaumbedecktem Pferde in den Hof, mit dem Rufe: „Die Insurgenten haben sich ergeben! Vive la République!" Wir antworteten mit einem Hurrah, schüttelten einander gratulierend die Hände und waren froh, unsere Wohnungen wieder aufsuchen zu können.

Da es indessen noch früh am Tage war, beschloß ich, meine besorgte alte Tante erst über das Schicksal ihrer Neffen zu beruhigen und nebenbei die Schlachtfelder der jüngstvergangenen Tage zu besichtigen. Zu diesem Ende verschaffte ich mir auf der Bürgermeisterei einen Passierschein, da Paris noch im Belagerungszustande war. Er lautete: „Le Citoyen R. Lehmann, Garde Nationale du 4ième Batt. 10 Legion, 4ième Comp., demande un laissez-passer pour aller voir ses parents."

So ausgerüstet machte ich mich auf den Weg, nicht ohne Schwierigkeiten, da die betrunkenen National-Gardisten der Banlieue alle Brücken besetzt hielten. Nachdem ich an einen zum Glück nüchternen Offizier appelliert, konnte ich meinen Weg durch die menschenleeren Gassen ungehindert bis zum Faubourg St. Antoine fortsetzen. Nirgends eine Seele! Auf der Place de la Bastille boten die Häuser den Anblick einer im Sturm eroberten Stadt. Die Vorderseiten fast durchgängig, wenn nicht ganz demolirt, von unzähligen Kanonenkugeln durchlöchert. Möbel, Betten, Hausgerät hingen, wie Eingeweide aus einem aufgeschlitzten Bauche, aus den vormaligen Fensteröffnungen heraus. Equipagen, Omnibusse, beladene Karren, Möbel bildeten mit Pflastersteinen die, jetzt teilweise zerstörten, Barrikaden. Ein trostloser Anblick! Eine große Person, die mir als Modell zum Körper der heiligen Cäcilie gedient hatte, erschien plötzlich strickend hinter einer derselben: „Bonjour, Mr. Lehmann!", als ob sie mich in meinem Atelier begrüßte.

Digitized by Google

„Soll ich Sie über das Schlachtfeld führen? Aber nehmen Sie lieber die Nationalgardisten-Karte von ihrem Hut, es ist sicherer in dieser Gegend", fügte sie hinzu, als sie mir in die lange Rue du Faubourg St. Antoine voranging. Ich hatte das vergessen und folgte ihrem Rate. Die Straße war quer von unzähligen zerstörten Barrikaden durchschnitten. Sie waren etwa hundert Schritt von einander entfernt. Meine Führerin wußte von der Einnahme einer jeden durch die Truppen etwas Besonderes zu erzählen. „Auf dieser ward der Bischof von Paris, Monseigneur Affre, erschossen, gerade als er das Kruzifix hochhielt, um einen Waffenstillstand anzubahnen; auf dieser fiel mein armer Bruder — aber die rote Fahne hat er nicht fahren lassen! Was wollen Sie gegen Kanonen machen? Nun, unsere Zeit wird auch kommen! Wir Weiber saßen immer auf der Barrikade nächst der, um die gekämpft wurde, und strickten. Wenn die gestürmt war, zogen wir uns auf die nächste zurück."

Ich dachte an die Tricoteuses von 1793, deren Enkel hier gekämpft hatten.

Aber als ein finster aussehender Kerl in der verödeten Gasse plötzlich wie aus dem Boden gesprungen vor uns stand, fügte sie leise hinzu: „Es ist vielleicht besser, Sie gehen nach Hause", und ich folgte ihrem Rate.

Selbst in so stürmischen Zeiten verlangt die Zivilisation ihre Rechte. Man muß nicht allein essen und trinken, man muß auch bisweilen sein Haar schneiden lassen. Da ich das meinige zu lang fand, ging ich zu dem berühmten Haarkünstler Monsieur Coutant im ersten Stock in der eleganten Rue Vivienne. Wie gewöhnlich war die Operation „von guten Reden begleitet", aber nachdem er die obwaltenden traurigen Zustände und ihren Einfluß auf sein Geschäft beklagt, deutete er dunkel auf bessere Zeiten in der nächsten Zukunft.

Ich drang auf eine Erklärung und erfuhr, daß er eben

Digitized by Google

von Baden-Baden zurückgekehrt war, als Mitglied einer Deputation von Pariser „Boutiquiers", die auf die Einladung des Duc de Bordeaux hingereist waren, ihm zu huldigen. Monsieur Coutant war entzückt von ihrem Empfang auf Kosten des Herzogs, in einem der ersten Hotels der Badestadt. Am Tage nach der Ankunft wurden sie in feierlicher Audienz empfangen. Das Weitere mag Coutant selber erzählen:

„Der Herzog, ein stattlicher Mann, erwartete uns in seinem Hotel stehend, umgeben von seinem Gefolge, am Ende eines langen Saales. Da wir uns in ehrfurchtvoller Entfernung hielten, öffnete er die Arme und rief aus: ‚Kommt näher, meine Freunde!' Wir thaten einige Schritte vorwärts. Näher — noch näher! ‚Ihr kommt aus so weiter Ferne, mich zu sehen!' Als wir nun ganz nahe gekommen waren, unterhielt er sich ein wenig mit Jedem, fragte teilnehmend nach seiner Lage in diesen traurigen Zeiten und nach seinen Ansichten über dieselben! Als nun die Reihe an mich kam, sagte er nach den gewöhnlichen Fragen: ‚Sind Sie gut aufgehoben in Ihrem Hotel, Herr Coutant?' ‚Vortrefflich!', erwiderte ich, ‚mit einer Ausnahme — da Eure Majestät sich herabläßt mich zu fragen — ich bin gewohnt, zwischen zwei Bettlaken zu schlafen, kann aber nur eines in meinem Hotel erlangen!' Sie mögen mir glauben oder nicht, mein Herr — in der nächsten Nacht schlief ich zwischen zwei Bettlaken!"

Digitized by Google

Hamburg. 1849. — Abreise nach London. 1850.

Solche Erlebnisse, meiner Natur wie meinem Berufe gleich zuwider, konnten nicht verfehlen, einen tiefen, schmerzlichen Eindruck zu hinterlassen. Das republikanische Feuer schien sich über ganz Europa verbreiten zu wollen, die Kunst für lange Zeit in den Hintergrund gedrängt zu sein. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn meine Gedanken sich Amerika zuwendeten, wo meine Bilder mir von Rom aus manche Freunde verschafft und manche dringende Einladung zugezogen hatten. Meine begonnenen Arbeiten waren vollendet. Ich beschloß, den Wurf zu wagen, in Hamburg von meiner Familie Abschied zu nehmen und mich nach Amerika einzuschiffen. Vorher aber im August ward ich durch eine Einladung vom Ministerium des Innern überrascht, mich am folgenden Tage, zur bestimmten Stunde, in der Ecole des Beaux-Arts zur Verteilung der den ausgestellten Bildern zuerkannten Preise einzufinden. Das war ein Fortschritt, insofern man sich seine Medaillen bisher einzeln von den Bureaux ohne Sang und Klang abzuholen hatte. Ich fand eine zahlreiche Versammlung der Autoritäten und Künstler. Der Minister Monsieur Senard hielt eine feierliche

Digitized by Google

Rede: „La République se souviendra toujours qu'à côté de Sparte il y avait Athènes" u. s. w. Dann begann die Verteilung der Diplome. Mein in Hamburg abwesender Bruder erhielt eine erste, ich einen „Rappel" einer zweiten Medaille. Da es aber nur solche mit Louis Philippes verhaßtem Portrait gab, zog die Republik vor, Sèvres-Porzellan zu verteilen. Ich erhielt eine schöne Vase, welche ich noch besitze. Darauf packte ich meine sieben Sachen zusammen, und mit dieser Trophäe, den beiden prämiierten Portraits, und dem von einem Hamburger bestellten Bilde, „Zwei Procidanerinnen in einer Barke", machte ich mich auf den Weg in meine Heimat, wo ich die drei Bilder auf Bitten einiger Freunde auf kurze Zeit in einem mir freundlichst eingeräumten Zimmer oberhalb der Hamburger Börse ausstellte. Während ich die peinlichen Vorbereitungen zur langen Trennung mit schwerem Herzen betrieb und eben meinen Platz auf dem Dampfer nach New-York sichern wollte, ließ einer der einflußreichsten Senatoren mich bitten, zu ihm zu kommen, und bestellte bei mir nach vorsichtiger Erkundigung nach meinen Preisen und dem wohlgemeinten Rate, sie niedrig zu halten, sein Porträt. Zu meiner Überraschung hatten die ausgestellten Bilder den größten Erfolg. Eine Bestellung folgte der anderen. Der Prophet schien einmal ausnahmsweise in seinem Vaterlande Anerkennung zu finden. Ich bezog Zimmer in einem der ersten Hotels und malte in etwa 18 Monaten an die 50 größere und kleinere Porträts in Öl. Natürlich war an eine Reise nach Amerika unter diesen Umständen nicht zu denken, und ich war seelenfroh, meinen Zweck so bequem in der Nähe meiner alten Eltern erreichen zu können.

Indessen fühlte ich, daß ich nicht in dieser Weise fortarbeiten konnte, ohne meine künstlerische Zukunft zu gefährden. Es kostete einige Überwindung, die Goldmine zu verschütten, aber ich beschloß abzubrechen, nach Rom zurückzukehren, vor-

Digitized by Google

her aber meinen jüngeren Bruder in England auf kurze Zeit zu besuchen.

Ein paar Anekdoten aus dieser Epoche der Porträtmalerei in Hamburg mögen hier ihren Platz finden.

Während des Winters pflegte ich nach beendigter Arbeit die Abende mit meiner Familie zuzubringen, die ein Landhaus in der Nähe des Dammthors in Fontenay nicht weit vom Alster-Bassin bewohnte, auch wohl bei ungünstiger Witterung über Nacht dort zu bleiben. Eines Abends — es mochte etwa zehn Uhr sein — als wir um die trauliche Lampe zum Abendbrot versammelt waren, ward heftig an der Hausthür geschellt. Der Diener erschien und meldete: ein Herr halte draußen in einer Droschke, der mich dringend zu sprechen wünsche. Durch dichtes Schneegestöber folgte ich dem mit einer Laterne voranleuchtenden Diener an den Wagen. Darin saß in einen Mantel gehüllt ein stattlicher junger Mann mit blondem Schnurrbart, der mich flehentlich bat, sein Porträt auf der Stelle zu zeichnen. Höchlichst überrascht forderte ich ihn auf, mich am Morgen in der Stadt mit seinem Besuch zu beehren. „Da komme ich gerade her," unterbrach er mich, „der Portier des Hotels hat mir Ihre Adresse gegeben! Ich beschwöre Sie, zeichnen Sie mich augenblicklich! Haben Sie eine Mutter, eine Schwester? O! so thun Sie es denen zu Liebe!" Ich hatte beide, und halb gerührt, halb wegen der Drolligkeit der Sache, lud ich ihn ins Haus, ließ die Hängelampe im Speisezimmer anzünden, bat meinen Vater um Papier und Bleistift, und während er ein weißes Tuch als Hintergrund für den Kopf hielt, fing ich an den jungen Mann zu skizzieren. Aber nach kaum einer halben Stunde, während der er stumm und bewegungslos dagesessen, sprang er auf, besah sich die Zeichnung und rief mit entschieden schwedischem Accent: „Vortrefflich, ganz vortrefflich! Das ist genug, ich bin Ihnen ungemein verbunden." Er steckte das in Brief-

Digitized by Google

form gefaltete Blatt in die Brusttasche, legte einige Goldstücke auf den Tisch und verschwand. Ich habe ihn nicht wieder gesehen noch erfahren, wer er war.

Sehr verschiedener Natur ist Folgendes:

Während ich das Porträt einer durch ihre persönlichen Reize wie durch ihren Reichtum in der Hamburger höheren Gesellschaft sehr ausgezeichneten jungen Dame malte, fragte sie mich — etwas verlegen —, ob man auf die Diskretion eines Malers, wie auf die eines Arztes, zählen könne. Über diesen Punkt beruhigt, rückte sie mit einem männlichen Daguerreotyp heraus und fragte, ob ich danach ein lebensgroßes Ölbild herzustellen imstande wäre, und ob man dasselbe so in die Wand einlassen könne, das es gewöhnlich versteckt, nur auf besonderen Wunsch sichtbar gemacht würde. Ich erwiderte, ich wolle das Erstere versuchen, letzteres sei mehr Sache des Architekten oder des Tapezierers. Darauf bat sie mich, meinen Teil des Auftrags zu erledigen. Ich hatte aber kaum damit angefangen, als der mir wohlbekannte Herr lachend in mein Atelier trat mit den Worten: „Ich kann Ihnen nun zur Vollendung des Bildes selbst sitzen!" — Die Dame hatte ihren alten Mann verlassen und hat bald darauf, nach erfolgter Ehescheidung, das Original des Bildes geheiratet!

Nach gehöriger Vorbereitung verließ ich Hamburg und reiste mit der Eisenbahn bis Ostende, wo ich mich nach London einschiffte. Wie wenig dachte ich, als ich an einem sonnigen, aber kalten Morgen die majestätische Themse hinaufdampfte, daß ich auf dem Wege zu dem Orte war, wo ich einst nach Jahr und Tag mein Glück, soweit es uns armen Sterblichen gegönnt ist, und eine zweite Heimat finden würde! Es war der Jahrestag des Sieges über die spanische Armada, und alle Schiffe waren beflaggt; ein heiteres und großartiges Schauspiel. Am 20. April landete ich in St. Catherine's Wharf in London. Ein Mauthbeamter kam an Bord, ehe

Digitized by Google

den Passagieren erlaubt wurde, das Schiff zu verlassen, um sie und ihr Handgepäck die Revue passieren zu lassen. Als auf seiner Runde die Reihe an mich kam, steckte er die Hand in die sehr geschwollene Brusttasche meines Überrocks, zog ein großes Packet zum Teil versiegelter Briefe heraus und verließ mich mit den Worten: „Ich konfisziere diese Briefe im Namen der Post." Es waren Empfehlungsbriefe, viele mit großen aristokratischen Wappen versiegelt. Auf manchen Couverts war der Name des Absenders. Unter den Adressaten war der Sekretär des Prinzen Albert, der Duke of Cambridge, Duke of Sutherland, Earl Granville, Lord Brougham, Sir Roderick Murchison, um nur einige zu nennen. Mein Schrecken läßt sich denken, um so mehr als ich, des Englischen sehr unvollkommen mächtig, die besonderen Umstände nicht erklären konnte. Verzweifelt blieb ich allein auf dem Verdeck des nun von allen Passagieren verlassenen Schiffes, um abzuwarten, wie viel Strafe ich zu bezahlen hätte. Nach geraumer Zeit erschien der Mauthbeamte wieder, meine Briefe in der Hand. Er händigte sie mir mit großer Feierlichkeit zurück mit den Worten: „Es ist gegen das Gesetz, versiegelte Briefe aus dem Auslande in England einzuführen, aber diese werden Ihnen als Empfehlungsbriefe zurückerstattet. Sie sind vorzüglich empfohlen, mein Herr, ich wünsche Ihnen besten Erfolg!" Ich hatte nun noch, durch Unterschreiben eines gedruckten Formulars, zu geloben, daß ich keine Verschwörung gegen die Regierung ihrer Majestät der Königin Viktoria anzetteln wolle, und konnte endlich in einem Cab den langen Weg von St. Catherine's Wharf nach Green Street Grosvenor Square antreten, wo ein Freund mir Zimmer besorgt hatte.

Digitized by Google

London. 1850—1851.

Eine Schilderung des überwältigenden Eindrucks, welchen das moderne Babylon auf mich gemacht, würde die Grenzen dieser Blätter überschreiten. Dergleichen ist zur Genüge und von gewandteren Federn versucht worden. Mein erster Tag war ein Sonntag. In dem aristokratischen Mayfair-Quartier, wo mein Freund mir Zimmer bestellt hatte, war alles wie ausgestorben, bis um elf Uhr sich alle Thüren öffneten und laut wieder schlossen. Aus jeder war ein schwarzgekleideter Mann mit einem schwarzen Buch unter dem Arm herausgetreten; wie ich später erfuhr, waren das die Butler (höheren Bedienten der vornehmen Häuser), die zur Kirche gingen. Bald darauf erschienen auch die Equipagen, die Herrschaften abzuholen; aus den Erdgeschossen folgte die übrige Dienerschaft. Dann war es wieder still, bis um ein Uhr, nach beendigtem Gottesdienst, Alles in umgekehrter Ordnung heimgekehrt war. Das war die erste Probe eines englischen, von dem unseren so verschiedenen Sonntags. Die nächsten Tage vergingen mit Suchen nach einem Quartier, wo ich zur Not vorkommenden Falles ein Porträt malen könnte. Die Schwierigkeit ward zum Teil erhöht durch die streng bindenden Bedingungen der Vermieterinnen. Keine

Digitized by Google

Musik — kein Rauchen — keine Hunde — keine Kinder. Indessen fand ich ein passendes Zimmer in Berner's Street und machte mich, nachdem ich dort eingezogen, an das Abgeben oder Absenden der zahlreichen Empfehlungsbriefe, deren ich ja bei meiner Landung nahezu verlustig gegangen wäre. Der Moment war kein günstiger. Die blutigen Revolutionen des Kontinents hatten viele politisch bloßgestellte Flüchtlinge an Englands gastliches Gestade geworfen, und mit ihnen manche brotlos gewordenen Künstler. Zweifelsohne fand das sonst so freigebige und sympathisierende englische Publikum die immer erneuten Ansprüche an seine Börsen kostspielig und lästig. Die Leute waren auf ihrer Hut, und mehr als einmal drückte man mir mit Achselzucken sein Bedauern aus, mir nicht die Unterstützung gewähren zu können, um welche ich in keiner Weise verlegen war. Der Chef eines großen Bankhauses, bei welchem ich accreditiert war, empfing mich mit der stereotypen Formel, „daß er bedauere, nichts für mich thun zu können". „Indessen," fügte er hinzu, „Sie können hier ja die Malerei studieren!" Mir mag wohl etwas die Galle übergelaufen sein, als ich antwortete: „Das hätte ich näher und besser haben können!" Worauf er, etwas verlegen beschönigend: „Aber wir haben doch die alten Schüler hier" — er wollte: „die alten Meister" sagen.

Ich hatte Gelegenheit, einigen der politischen Flüchtlinge zu begegnen: Mazzini, ein hagerer Mann mit heißen Augen; Louis Blanc, klein, dunkel, sehr beredt, von seiner Bedeutung erfüllt, mit schönen Augen und sehr unschönem Munde; Pulsky, der fein gebildete ungarische Patriot, mit Frau und Schwiegermutter; Moritz Hartmann, der deutsche Dichter, der mir den Anfang eines nie vollendeten Gedichts, „Donna Juana", vorlas; und unter manchen Anderen Gottfried Kinkel mit seiner liebenswürdigen, musikalisch hochbegabten Frau Johanna. Er war eben in der bekannten wunderbaren Weise aus einem

Digitized by Google

preußischen Zuchthause entsprungen, nachdem er, als Milderung der ihm infolge seiner Teilnahme am badischen Aufstande zuerkannten Todesstrafe, zu lebenslänglicher Haft begnadigt worden war. In einer jener unheimlichen, halbvollendeten Straßen der Vorstadt, die das immer wachsende Ungetüm London wie Fühlhörner nach allen Richtungen aussendet, hatten sie ein kaum fertiges Häuschen dürftigst möbliert; Johanna in der Hoffnung, durch ihr musikalisches, er, durch sein litterarisches Talent, ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Er zeigte mit Stolz an seinen kaum geheilten Fingerspitzen die Spuren, welche der Faden beim Spinnen im Zuchthause hineingeschnitten, und Johanna war eben dabei, mir die interessanten Einzelheiten seiner wunderbaren Rettung aus dem Gefängnis mit Hülfe eines treuen Freundes ausführlich zu erzählen, als ein heftiges Klopfen an der Hausthür sie unterbrach. Ein blonder Jüngling stürzte ins Zimmer und in ihre und ihres Mannes ausgebreitete Arme. Das war der Student Schurz, dem Kinkel seine Rettung verdankte, und der nun auch in Sicherheit und auf dem Wege nach Amerika war. Rührend war die Freude der drei glücklich in Freiheit wieder Vereinigten zu sehen. Schurz erschien als der typische deutsche Burschenschafter, mit langem blondem Haar, entblößtem Hals, breitem Hemdkragen, die Kappe mit dem farbigen Bande des Korpsburschen auf dem Kopfe. Dreizehn Jahre später (1863) traf ich auf einem feierlichen Staatsdiner in London einen stattlichen, würdigen amerikanischen Herrn. Das war derselbe Schurz, jetzt Senator, und, als Repräsentant der Vereinigten Staaten, auf dem Wege nach Madrid.

Ich habe Kinkel für mein Album berühmter Zeitgenossen gezeichnet. „Wenn Ihr Köpfe haben wollt, müßt Ihr doch zu uns kommen," meinte der etwas eitle Mann, als er die fertige Zeichnung betrachtete.

Sehr verschieden von dem eben beschriebenen war mein

Digitized by Google

Digitized by Google

Besuch bei Lady Atkinson, in einem der eleganten Westend Squares, an die eine Freundin in Paris mir einige einführende Zeilen geschickt hatte. Irrtümlicherweise führte mich der Diener in ein Zimmer zu ebener Erde, wo der Gemahl Sir Jasper, wenn ich nicht irre, Direktor der königlichen Münze, hinter einem großen Schreibtische saß, anscheinend mit einer Anzahl von korngefüllten Tüten beschäftigt. Ohne Umschweife hielt er mir eine derselben offen entgegen und empfing mich mit den Worten: „Was glauben Sie, daß das heutzutage wert ist? Vor ein paar Tagen war es so viel mehr wert. Das verdanken wir Sir Robert Peel und seiner Abschaffung der Korngesetze! Hol' ihn der Teufel!" Überrascht gestand ich, daß dieser Gegenstand mir gänzlich fremd sei. „Und was führt Sie zu mir?" fragte er etwas ungeduldig, und auf meine Antwort, daß ich Lady Atkinson einen Brief übermittelt hätte, schellte er heftig und befahl dem eintretenden Diener, mich zur Lady zu führen. Im Drawing-Room im ersten Stock empfing mich freundlich eine sehr elegante, etwas korpulente Dame, nicht ohne Spuren früherer Schönheit. „Sie bringen mir Nachrichten von meiner Freundin", sagte sie, „die Sie mir sehr warm empfiehlt. Aber", auf das Zimmer deutend, das mit antikem Dresdner Porzellan buchstäblich angefüllt war, „ich habe leider kein Interesse für die schönen Künste; dies ist meine Leidenschaft. Indessen hoffe ich, Sie kommen auf meinen Ball, morgen Abend!" Das war nun eben nicht meine Leidenschaft, und ich habe die freundliche Dame nicht wiedergesehen. — Sir Jaspers unfrommer Wunsch wurde zum Schrecken Englands wenige Tage später erfüllt. Ein Sturz vom Pferde machte dem kostbaren Leben Sir Robert Peels ein jähes Ende. Sein Tod berührte mich insofern persönlich, als mein erster Auftrag, das Porträt seiner kleinen Enkelin zu malen, dadurch zu Wasser wurde. Aber eine Empfehlung

Digitized by Google

an die schöne Tante dieses Kindes Lady Clementine Villiers, verschaffte mir die seltene Erlaubnis, — am Tage vor dem Unglücksfalle — die erlesene Sammlung alter holländischer Bilder zu sehen, welche die Wohnzimmer des Peelschen Hauses füllten und die der Staat seitdem zusammen für den Betrag von 1 400 000 Mark angekauft und der Nationalgalerie einverleibt hat.

Ein komisches Mißverständnis bezeichnete meinen Besuch bei Major General Fox, dem Bruder Lord Hollands, an den eine Freundin in Hamburg mir einen Empfehlungsbrief von dem mir unbekannten ersten Sekretär der englischen Gesandtschaft in Wien verschafft hatte. Grey stand außen auf dem versiegelten Briefe. Den alten General fand ich einem amerikanischen Maler für sein Porträt sitzend. Er empfing mich mit militärischer, freundlicher Einfachheit. „Und was macht Billy Grey?" fragte er — und auf meine überraschte Antwort, daß mir Billy Grey unbekannt sei, rief er: „Wie, Sie kennen Sir William nicht — und er schreibt mir, Sie seien sein Freund?" — Ich mußte erklären, wie die freundliche Absicht diesen Ausdruck, der nicht wörtlich zu nehmen sei, veranlaßt haben müsse. „Thut nichts," rief der Alte, „setzen Sie sich zum Luncheon mit uns, Lady Mary (seine Frau, eine natürliche Tochter König Wilhelms) ist in Italien. Freund Healey (der amerikanische Maler) wird Ihnen nachher das benachbarte Holland-House zeigen. Und so geschah es. Ich sah das Innere dieses höchst interessanten, inmitten eines prachtvollen Parkes gelegenen Schlosses, dessen Beschreibung mich hier zu weit führen würde.

Den zahlreichen Empfehlungen an hochgestellte Persönlichkeiten verdankte ich, wenn auch wenig anderes, doch jedenfalls den sehr schwer zu erlangenden Zugang in das Innere einiger der interessantesten Privatwohnungen der hohen Aristokratie. So öffneten mir Alexander von Humboldts freundliche

Digitized by Google

Zeilen an den Duke of Sutherland Stafford House, eine der prächtigsten und originellsten Privatwohnungen, die ich je gesehen. Die ganze geräumige Eintrittshalle bildet mit der sich in zwei Arme teilenden breiten Treppe, die aus ihr in die prachtvolle Bildergalerie des ersten Stocks führt, ein großes, auf's Vornehmste und Bequemste möbliertes Wohnzimmer. Sitze und kostbare Truhen und Schränke stehen auf dem weichen Teppich, der die Stufen bedeckt — eine originelle, sehr malerische Einrichtung. Der alte, stocktaube Herzog, und ein junger Bunsen, Sohn des preußischen Gesandten, welcher Erzieher in dem Hause war, zeigten mir die kostbare Gemäldesammlung, wo unter meisterhaften Porträts von van Dyke, Moroni u. a., Murillos Serie der Parabel vom Verlorenen Sohn, auch Delaroches großes Bild: Karl der Erste von Cromwellschen Soldaten in ihrer Wachtstube als Gefangener verspottet. Von diesem Bilde erzählte mir Delaroche in Rom, daß, als er im Begriff war, auf des Herzogs Anfrage den Preis desselben zu nennen, ein mit den englischen Verhältnissen bekannter Freund ihm geraten habe, das Doppelte zu verlangen, was ihm dann ohne Weiteres bewilligt worden sei.

Mein erstes Porträt in London war das Earl Granvilles und zwar im Auftrage seines Bruders, Honble F. Leveson Gowers, an den mich ein gemeinsamer Freund in Paris empfohlen hatte. Ich fand den Grafen freundlich dienstfertig, von wahrer Herzenshöflichkeit. Meine damals sehr unvollkommene Kenntnis der englischen Sprache, sowie seine, wenn auch geringe, Harthörigkeit und sein davon herrührendes leises Sprechen erschwerten einigermaßen die Unterhaltung, was indessen das Gelingen des Porträts nicht beeinträchtigt hat. Die Familie drückte mir schriftlich und mündlich ihre Zufriedenheit aus. Das Bild wurde in der Kgl. Akademie ausgestellt und von Walter gestochen.

Digitized by Google

Gern benutzte ich die mir von Lord Granville angebotene Einlaßkarte, um der Schließung der Parlaments-Tagung durch die Königin in Person beizuwohnen. Er lud mich auch für den Abend in sein Haus, eine Auszeichnung, deren Bedeutung ich erst später zu ermessen im Stande war.

So sah ich denn im House of Lords die Prozession, in der die Großwürdenträger des Reiches Ihrer Majestät teils vorangingen, teils folgten, — eine originelle und imposante Ceremonie. Der alte Herzog von Wellington trug mit beiden Händen das flammende Staatsschwert, der Marquis of Lansdowne auf rotsamtnem Kissen die Krone, und auf eben solchem der Marquis of Winchester die „Cap of Maintenance". In vollem Ornate, auf dem Throne sitzend, las die Königin mit klarer Silberstimme die Rede, die das Parlament beurlaubte, neben und hinter ihr die schöne Ducheß of Sutherland, Mistreß of the Robes, der Königin zur Linken etwas tiefer saß Prinz Albert. Es folgte die Genehmigung der Gesetze, die noch nicht die Königliche Sanktion erhalten hatten. Ein Clerk las sie mit lauter Stimme, vor einem Tische stehend, ab, ihm gegenüber gaben zwei andere in Perrücken — sich jedesmal tief verbeugend — die königliche Sanktion, mit den Worten: „la reine le veut" mit englischem Accent. Im entgegengesetztem Falle, der selten vorkommt, würde es geheißen haben: „la reine avisera", Formeln, die aus den Zeiten Wilhelms des Eroberers stammen. Es war auf viele Jahre das letzte Mal, daß die Königin in Person ein Parlament vertagte.

Abends folgte ich dann Lady Granvilles Einladung in Brook St. Grosvenor Sq. Ich fand außer den freundlichen Wirten nur einige Herren, alle mit Sternen und breiten blauen und roten Ordensbändern, offenbar nach vorangegangenem Herrendiner. Da waren Prinz Napoleon (Plon-plon), der Vetter des Kaisers, dem großen Onkel auffallend ähnlich, der Premier Lord Palmerston, der Marquis of Landsdowne, der

Digitized by Google

Marquis of Winchester und einige andere. Nachdem Lord Granville mich einigen der Herren vorgestellt hatte, fragte er mich, wie mir die Ceremonie am Morgen gefallen habe? Ich dankte ihm, daß er mir den Zutritt zu derselben ververschafft hatte, und erlaubte mir die Frage nach der Bedeutung der „Cap of Maintenance", der rotsamtenen pelzverbrämten Mütze, die der Königin vorangetragen wird. „Ich weiß es wirklich selbst nicht", erwiderte er, „aber da ist der Marquis of Winchester, der sie heute morgen in der Prozession getragen hat, den will ich fragen. Nachdem er sich mit diesem mit gedämpfter Stimme unterhalten, kam er zu mir zurück, mit den Worten: „Der Marquis weiß es auch nicht", und so war ich über meine Unwissenheit getröstet.

Ich habe Lord und Lady Granville 1853 in Karlsbad und später in Rom mit ihrer Mutter, der Ducheß Dalberg, vielfach wiedergesehen und immer gleich freundlich und zuvorkommend gefunden.

Eine andere, mehr als vorübergehende Bekanntschaft aus jener Zeit war die des mir entfernt durch Heirat verwandten Moritz Oppenheim, dessen ich bereits in Verbindung mit meiner „Graziella" zu gedenken hatte, einer in vieler Hinsicht interessanten und originellen Persönlichkeit. Er war der Chef eines der größten europäisch-amerikanischen Pelzgeschäfte. Ein langer, hagerer Mann, mit scharf gebogener Nase und großen, weit geöffneten Augen, deren totale Blindheit ein Unvorbereiteter nicht ahnen konnte. In der Bildergalerie in Hampton Court, in welcher er mich eines Sonntags führte, wurde ihm unzählige Male von dem Aufsehern bedeutet, daß es nicht erlaubt sei Stöcke mitzubringen, worauf er jedesmal zu ihrer peinlichen Verwunderung antworten mußte: „Ich bin des Augenlichtes beraubt" (I am deprived of sight). Erst in seinen reiferen Jahren war er, infolge einer Lähmung des Sehnervs, erblindet. Von dem Augenblick an wurde ihm

Digitized by Google

Musik, welche er bis dahin, zum Teil selbstausübend, mit Vorliebe getrieben, zuwider, und er wandte sich, so paradox es klingen mag, den bildenden Künsten zu, umgab sich nicht nur mit Skulpturen, sondern auch mit Bildern und ihren Schöpfern. Ein reicher Junggeselle, fuhr er fort, dem großen Pelzgeschäfte, das in der ganzen Welt Zweighäuser hatte, mit Eifer vorzustehen. Mehr als einmal habe ich ihn auf dem Lager mit nie irrendem Tasten Felle sortieren sehen. Als er sein Haus in Bow-Lane räumen mußte, um für die breitere Canon Street Platz zu machen, baute er in dieser ein größeres, mit einer geräumigen Bildergalerie inmitten der kohlengeschwärzten City — und füllte dieselbe mit kostbaren Bildern, meistens der holländischen Schule, auch einigen moderner Meister und Skulpturen. Er liebte es, seine Sammlung Besuchenden zu zeigen und von einer bestimmten Ecke aus die Bilder so im Einzelnen zu erklären, daß die Leute irre wurden und sich fragten, ob der Mann mit den offenen Augen wirklich, wie behauptet ward, blind sei. Bei meinem zweiten kurzen Besuche in London, im Jahre der ersten großen internationalen Ausstellung, malte ich sein Porträt und fand in ihm ein angenehm-gesprächiges, geduldiges Modell. Während dieser Sitzungen war es, wo er mir den, wie schon erwähnt, niemals ausgeführten Auftrag gab, in Rom für seine Galerie eine italienische Weinernte zu malen.

Eines Frühstücks und Künstlerfestes darf ich nicht zu erwähnen vergessen, die Lumley, der bekannte Lessee der großen Oper, zu Ehren Scribes und Halevys in seiner Villa „The Chancellors" bei Hammersmith an der Themse veranstaltete. Sie waren gekommen, um der ersten Vorstellung ihrer Oper „Der Sturm", nach Sheakspeare, (die den großen Erwartungen nicht entsprach,) beizuwohnen. Das vom schönsten Wetter begünstigte Fest war ein in jeder Hinsicht gelungenes und lebt in meiner Erinnerung — ein Feenmärchen. In dem

Digitized by Google

geräumigen Park und Garten waren Musikbanden, Zelte mit Erfrischungen, hier und da gedeckte Tische, buntfarbig zerstreut. Auf der Themse lag ein großes, bewimpeltes Schiff, von dem aus zeitweise Signale zu allerlei Spielen, Wettrudern usw. gegeben, und bei einbrechender Dunkelheit ein Feuerwerk abgebrannt wurde. Wie wandelnde Blumenbeete ergingen sich die Damen in reizenden Morgentoiletten auf dem Rasenteppich oder im Schatten der reichbelaubten Bäume. Alle Künste und Wissenschaften, alle Spitzen der Gesellschaft waren vertreten. Ein indischer Prinz mit seinem Gefolge, in wundervollen, mit Edelsteinen übersäten Kostümen; mit ihnen wetteiferte der verjagte, geschminkte Herzog von Braunschweig, mit seinen aus Brillanten gebildeten Epaulettes; der griechische, russische, französische Gesandte; ferner unter Anderen Dickens, Thackeray, Scribe, Lady Morgan, Mrs. J. C. Hall, Halevy, Benedikt, Balfe, die Gräfin Rossi-Sontag, Frezzolini, Catherine Hayes, Lablache, Boccardi, Belletti, Coletti, Carlotta Grisi, Marie Taglioni, Ferraris. Ich führe nur die wenigen an, die man mir, dem Fremden, nannte. Gegen Abend setzte man sich zur Mahlzeit an einer unabsehbar langen Tafel, deren Mitte ein kolossales Schiff im Sturm, von Zucker, ein Meisterstück der Zuckerbäckerei, zierte. Ich hatte nicht mehr die Kraft dem Ball beizuwohnen, der gerade begann, als ich mich gegen elf Uhr empfahl.

Nach einem genußreichen Ausfluge in die schottischen Hochlande, unter Führung meines jüngsten Bruders und in Begleitung meiner älteren Schwester, trat ich Ende September, nachdem ich in Hamburg der Hochzeit meiner jüngsten Schwester beigewohnt, meine zweite Reise nach Rom an.

Digitized by Google

Terracina.

Nachdem das mehrerwähnte Bild „Graziella“ beendigt und in Paris und London mit einigen Erfolg ausgestellt worden war, gab mir ein Auftrag aus Amerika Gelegenheit zu einem andern größeren Bilde. Die Firma, deren Mitglied mein jüngster Bruder, Friedrich, war, schrieb mir, sie wünsche demselben ihre Anerkennung für außerordentliche Dienste zu beweisen, und er habe auf ihre Anfrage den Wunsch geäußert, ein größeres Werk von meiner Hand zu besitzen. Des glorreichen Eindrucks eingedenk, den mir ein flüchtiger Besuch in Terracina vor Jahren hinterlassen, beschloß ich dort den Gegenstand für das neue Bild zu suchen, und schickte mich im Herbst 1856 zu einem mehrmonatlichen Aufenthalt dort an.

Hinter der monumentalen Kirche, dem einzigen Zeichen von Papst Gregors XVI. durch seinen Tod vereitelten guten Absichten für den Ort, zieht sich ein flacher Hügel bis zu dem, schon von Horaz erwähnten, einsamen, sehr hohen Felsen am Meer hin, den die weithin sichtbaren Ruinen von Theodorichs Palast malerisch krönen. Hier befindet sich das „Campo de' Terellani“, ein Dorf von konischen Strohhütten, ähnlich einer Niederlassung von Wilden im Innern von Afrika. Kein Stuhl, kein Tisch

Digitized by Google

oder Bett ist hier anzutreffen, nur der Kessel, der nach Zigeunerart an drei Stäben über dem Feuer am nackten Boden hängt, und in dem die Bewohner ihre Polenta und ihre Minestra von gesammelten Kräutern kochen. Der Rauch sucht sich einen Ausweg durch das Stroh oder durch das enge Loch, welches die Thür ersetzt. Dies ist der Winteraufenthalt der ärmsten Bewohner eines Bergnestes in den Abruzzen, „Terelle" genannt, die, wenn der Schnee sie ihres Unterhalts beraubt, hier unten in den Sümpfen Arbeit und Nahrung suchen. Sie besorgen die reiche Ernte aus den unabsehbaren, durch Drainierung den Sümpfen abgewonnenen Maisfeldern, bringen sie in flachen Booten auf den seichten Kanälen, oder zu Lande in Körben auf ihren Köpfen, in die Scheunen, befreien die goldenen Kolben von dem Stroh, das zum Füllen der Matratzen für ärmliche Lager dient, fällen Holz in den Wäldern, die sich meilenweit längs dem Meeresufer hinziehen, brennen Kohlen und machen sich für unglaublich geringen Lohn allgemein nützlich. Von ihrem damaligen Tagelohn, $12\frac{1}{2}$ Bajochi (etwa 60 Pfennige) ohne Nahrung, suchen sie, meist mit Erfolg, ein erspartes Sümmchen zu Ostern in ihre Heimat zurückzubringen. Obgleich sie infolge ihrer Beschäftigung in den Sümpfen häufig von Fieber heimgesucht werden, sind sie nicht oder höchst selten zu bewegen, Genesung in dem trefflichen Hospital in nächster Nähe zu suchen, aus Furcht, nach dem Tode zu anatomischen Zwecken zerstückt zu werden. Sie liegen lieber zähneklappernd, in ihre großen braunen Mäntel gehüllt, vor ihren Hütten, während eine Portion Chinin sie heilen würde. So darf ich mich rühmen, — auf den Kopf 50 Pfennig — eine Anzahl Leben gerettet zu haben. Ein schöner, malerischer, fleißiger, enthaltsamer, in finsterem Aberglauben befangener Menschenschlag.

Ich hatte von Rom aus eine Empfehlung an den älteren Bruder des Kardinals, den Conte Gregorio Antonelli, der

Digitized by Google

hier die weiten, der Familie gehörigen Güter wahrnahm, die Pius VI. (Braschi) durch wohlangelegte Drainierung urbar gemacht hat. Der einäugige Graf empfing mich mit den bequemen Manieren eines Weltmannes. Einer mir entschlüpften politischen Anspielung auf den Kardinal, seinem Bruder, begegnete er abweisend mit den Worten: „Questo è un discorso academico“. Das unscheinbare Häuschen, das er mit seiner Familie bewohnte, war durch Thüren mit einem stattlichen Palast verbunden, den er daneben errichtet hatte, den er aber zu beziehen sich nicht entschließen konnte. Nur zu Weihnachten, wo er mich zur Vigilia (dem Vorabend) und zum Mittagessen am Feiertage einlud, wurden die Verbindungsthüren geöffnet, und wir setzten uns in den eisigen, kamin- und teppichlosen Räumen, mit steinernem Fußboden, am Abend zu den herkömmlichen 24 Schüsseln „di magro“ (das heißt ohne Fleisch oder Fett zubereitet), und am folgenden Mittag zu der gleichen Zahl von „di grasso“-Schüsseln. Man behauptet, die Familie Antonelli sei in ungewöhnlichem Maße vom Glück begünstigt. Ihres bescheidenen Ursprungs in Sonnino ist schon gedacht worden. Die Pacht von Straßenbauarbeiten, von den Fischereien im Lago di Paola, Alles soll in den Händen des Vaters trefflich gediehen sein und reichlichen Gewinn abgeworfen haben. Der Graf, neben dem ich saß, erzählte mir in beredten Worten von dem glücklichen Funde der berühmten Sophokles-Statue in einem der Familie gehörigen Weinberge, in der Nähe Terracinas; wie es ihn nicht habe schlafen lassen, und wie er die halbausgegrabene Statue mitten in der Nacht habe wieder aufsuchen müssen, und wie geisterhaft das mondbeschienene Bildnis des großen Tragödien-Dichters in weißem Marmor dagelegen habe.

Als beim nächsten Besuch des Papstes Gregor XVI. die Väter der Stadt um ein passendes Geschenk für Seine Heiligkeit verlegen waren, stellte der Graf seine Statue zu

Digitized by Google

ihrer Verfügung. Sie wurde feierlich dargeboten, dankbar angenommen und bildet jetzt eine Zierde des Lateranischen Museums in Rom. „Und vergessen Sie nicht," bemerkte der Graf schließlich, „daß ich den hohen Wert der Statue sehr wohl kannte." Der alte kaustische Familienarzt auf meiner anderen Seite aber raunte mir ins Ohr: „Er kannte ihn nicht."

Ein anderer Empfehlungsbrief war von Marchese Origo in Rom an seinen jüngeren Bruder, Gensdarmeriekapitän in Terracina, gerichtet, der mich auf einem Ritt von etwa elf Miglien nach den berühmten Fischereien des Lago di Paola auf Monte San Felice oder Circeo begleitete. Dieser See ist mit dem Tyrrhenischen Meer durch einen Kanal verbunden, in welchem ein kunstreich angelegtes Labyrinth von Schilfrohr die Fische in ein weites Bassin leitet, aus dem sie nicht zurück können, und das bei unserer Ankunft von Fischen verschiedenster Arten und Größen wimmelte. Bei dem Mittagsmahle, das uns der Pächter dieser Anstalt, ein Freund des Kapitäns, in gastfreier Weise bereiten ließ und das aus einigen Dutzend verschiedenartig zubereiteter Fisch-Schüsseln bestand, entschuldigte er sich, uns so unvorbereitet nicht besser haben bewirten zu können. Eingedenk der homerischen Zauberin, nach der dies Vorgebirge benannt ist, war ich froh darüber, denn wir hatten mehr als genug gehabt.

Die in den pontinischen Sümpfen übliche, nicht sowohl praktische als malerische Art, das Netz seichter Kanäle von dem sie überwuchernden Unkraut zu reinigen, war der Gegenstand, für den ich mich, unter so vielen, schließlich für mein Bild entschied. Die Regierung unterhielt dazumal — und unterhält vielleicht noch — zu diesem Zwecke eine zahlreiche Herde von Büffeln, die abgerichtet sind, hin und her zu schwimmen, bis sie, vom entwurzelten Unkraut bedeckt, grüngekrönten Flußgöttern gleichen. Sie sind abgerichtet, der

Digitized by Google

Stimme ihrer Hirten zu gehorchen, die mit langen Stangen bewaffnet in winzigen Booten folgen und „Volta Gaetano“ rufen, wenn sie umkehren sollen. „Lo spurgo de Canali“ ist der offizielle Name dieser primitiven Operation, der ein von der Regierung bestellter Ingenieur vorsteht. Als ich mir gegen diesen die Bemerkung erlaubte, daß eine kleine Dampf-Baggermaschine den Zweck besser und billiger erreichen würde, erwiderte er, „daß so eine Maschine, nicht wie die alten Büffel, gegessen werden könnte — und, was würde aus den die Herde wahrnehmenden Männern werden?“ Dagegen war freilich nichts einzuwenden. Wird ein Büffel zu alt für die Arbeit, so wird er dem Schlächter übermacht. Selbstverständlich hat das Alter das an und für sich zähe Fleisch nicht verbessert. In der Absicht, es zarter zu machen, wird ein langer Strick um die Hörner der Bestie befestigt, an dem einige zwanzig Jünglinge dieselbe mit Stößen, Schlägen und Geschrei stundenlang, nicht ohne Gefahr für Kinder und Alte die engen Gassen bergauf und bergab jagen, bis sie, todmüde, lechzend umsinkt und zum Schlachten reif ist. Ein barbarischer Gebrauch.

Ich gedenke hier einer interessanten Ceremonie, zu der die Principessa Rospiglioši mich einlud, als sie hörte, daß ich an einem Bilde beschäftigt sei, in dem Büffel eine Hauptrolle spielten. In einem Casale in der öden Campagna, etwa acht Miglien von Rom, auf der Straße von Civita-Vecchia liegt auf der Stelle des alten Fregenae die Tenuta Maccarese. Hier werden alljährlich die jungen Büffel, ehe man sie der großen Herde einverleibt, mit der Krone und den Initialen ihres fürstlichen Besitzers gebrandmarkt, was Gelegenheit zu einer Festlichkeit bietet, zu welcher Freunde und Bekannte von Nah und Fern geladen werden. Die jungen Büffel werden einzeln in eine von Sitzen umgebene Arena gebracht, wo die Buffolari, die mit ihren ungekämmten Köpfen und ihren mit

Digitized by Google

Ziegenfell bekleideten Schenkeln fast eben so wild wie ihre Gegner aussehen, sie erwarten. Es gilt ihnen als ein Ehrenpunkt, diese Thiere ohne Hülfe von Stricken oder sonstigen Hülfsmitteln bei den Hörnern zu packen und sie, mit ihnen ringend, umzuwerfen, was augenscheinlich viel Kraft und Gewandtheit erfordert, aber schließlich ein ziemlich monotones Schauspiel ist. Als wir später das Haus betraten, um Erfrischungen einzunehmen, zogen zwei aus flachem Holz ausgeschnittene, gemalte Figuren gefesselter Türken, in dem dunkeln Raume unter der Treppe, der eine stehend, der andere liegend, meine Aufmerksamkeit auf sich. Dies, so erklärte man mir, waren die Konterfeis zweier jener Seeräuber, wie sie seit Jahrhunderten die Küsten Italiens verheerend heimgesucht und die gefangen hier in Ketten ihr Leben geendet.

Die fürstliche Bewirtung stand in schlagendem Gegensatz zu der öden, unwirtlichen Umgebung der Campagna und diesen mittelalterlichen Erinnerungen. Ein auf der Tafel liegendes, elegant gebundenes dickes Buch enthielt die „Menus" mehrerer Jahre (da die Familie alljährlich nur auf sehr kurze Zeit hier verweilt).

Während ich die Studien für das größere, in Rom auszuführende Bild in Terracina sammelte, füllte ich meine übrige Zeit damit aus, „eine Alte vom Campo de' Terellani, mit zwei kleinen Mädchen, ihren Enkelinnen, vor einer Klosterthür auf die Suppenverteilung wartend" zu malen. Das Bild fand vielen Beifall, ich hatte es mehrfach zu wiederholen; in der Royal Academy in London ausgestellt, gab es Earl Dudley Veranlassung, einen ähnlichen Gegenstand zu bestellen.

Nach meiner Rückkehr von Rom erfuhr ich durch Zufall, daß Landsleute der Alten, auf ihren Geldgewinn neidisch, sie bei dem Arciprete angeschwärzt hätten, indem sie ihm erzählten, ich hätte sie nackt gemalt; infolge dessen habe er ihr den Eintritt in die Kirche verboten; unter den dortigen Verhält-

Digitized by Google

niſſen eine ſchwere, der Exkommunikation ähnliche Strafe. Ich ſchrieb dem mir von meinem früheren Beſuch her bekannten Geiſtlichen einen erklärenden Brief, dem ich eine Photographie des Bildes beifügte, und erhielt eine höfliche Antwort, in der er mich bat, die kraſſe Ignoranz ſeiner Pflegebefohlenen zu entſchuldigen. Als beſchwichtigenden Umſtand fügte er hinzu, daß er in Neapel einen Rahmen für die Photographie beſtellt habe.

Digitized by Google

Berlin, 1859.

Wie vorsichtig wir auch unser Schicksal zu lenken streben, wie reiflich wir jeden unserer Schritte erwogen zu haben glauben — „Ein Augenblick kann Alles umgestalten!" Ungläubig hätte ich den verhöhnt, der mir gesagt hätte, daß ich — ein englischer Unterthan, mein Leben in London beschließen würde! Nichts konnte ursprünglich meinen Wünschen und Absichten ferner liegen. Wenige Tage, bei meinem Bruder in Liverpool verbracht, wo seine junge Schwägerin Amelia zum Besuch bei ihrer Schwester war, entschieden über mein ferneres Leben.

Die oben beschriebenen römischen Kunst- und geselligen Zustände, die Furcht, in Italiens Armida-Gärten dem Schlaraffenleben zum Opfer zu fallen, das warnende Beispiel verkommener, verknöcherter Kunstgenossen waren ein immer gegenwärtiges „Menetekel", das mir von allen Wänden entgegenleuchtete. Wie ich endlich nach hartem Kampfe die zu so schwerem Entschlusse nötige Energie gefunden hatte, brach ich nach achtjährigem Aufenthalte zum zweiten Male von Rom auf, um den Winter 1859—60 versuchsweise in Berlin zuzubringen.

Es war zu spät. — Italien hatte mich schon verwöhnt! Wie freundlich Verwandte, sowie alte und neue Freunde mir auch entgegenkamen — ich brachte es mit dem besten Willen

Digitized by Google

nicht dahin, mich heimisch zu fühlen. Die ungewohnte Kälte — nicht allein des Klimas — lähmte die zum Beginn einer neuen Laufbahn unerläßliche Energie. Indessen benutzte ich die Zeit, um mein Album mit den Porträts einiger der vielen bedeutenden Persönlichkeiten Berlins zu bereichern. Den Anfang machte der alte General von Pfuel, der das Schwimmen in der preußischen Armee eingeführt. Ihm folgten: Professor Lepsius, der berühmte Egyptologe, Mommsen, dessen Erscheinung dazumal dem Bilde nicht entsprach, das man sich wohl von dem Autor der epochemachenden Geschichte Roms gemacht haben mochte: sie war mehr die eines älteren Studenten. — Ferner Dr. Waagen, Direktor der Gemälde-Gallerie, ein auch in England hochgeschätzter Kunstkenner, und Guhl, dessen italienische Künstlerbriefe kürzlich, mit trefflichen Erläuterungen, verdeutscht erschienen waren: Meyerbeer, der mir erklärte, daß ein unwiderstehlicher Drang ihn fort und fort zum Komponieren zwinge; Ranke, wie Guhl etwas verwachsen, der mir berichtete, er habe an demselben Morgen gefunden, was der Gegenstand von Rubens' vielbesprochener diplomatischer Sendung gewesen sei (seine Frau war eine liebenswürdige Engländerin). Dann kam Professor Virchow, der mir bereitwilligst seine reiche Schädelsammlung zeigte und mir erklärte, wie es bei dem Schlusse auf die Denkfähigkeit eines Schädels nicht auf die Höhe und Breite, sondern auf die Distanz von der Nasenwurzel zum Ohr ankomme. — Clara Schumann, die geniale Dulderin, welche klagte, wie die Musikverleger sich an ihres Mannes Kompositionen bereichert, während sie ihn hätten darben lassen. Endlich Graefe, der nur abends bei seiner mir von Rom her bekannten Schwester Frau von Thiele zu fangen war. Er kam an einem Sonntag nach zehn Uhr abends von einer Landpartie, gestand aber lachend, daß er die Zeit mit Kartenspielen zugebracht. Er lieh mir ein Stündchen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

zu meiner Operation, während der er aber weniger Geduld an den Tag legte, als er bei den seinigen zu beanspruchen pflegte. Ich machte auch Ferdinand Lassalles Bekanntschaft — leider ohne ihn zu zeichnen, und brachte einen Abend in seinem Hause zu, wo er mit der Gräfin Hatzfeld, der er einen so großen, aufopfernden Dienst geleistet, zuvorkommende Gastfreundschaft übte. In den philosophischen Verein eingeführt, hörte ich ihn mit großer Beredsamkeit, aber etwas lispelnd, einen Vortrag halten.

Noch muß ich eines Besuches bei Bettina von Arnim gedenken, mit welcher Fanny Lewald mich bekannt machte. Nachdem wir eine zeitlang gewartet, erschien in der offenen Thüre eine kleine, untersetzte Gestalt mit rundlichem Gesicht, der größtmögliche Kontrast zu dem Ideale, das ich mir von dem „Kinde" gebildet, dessen Briefwechsel mit Goethe mich wie alle Welt entzückt hatte. Das ungeordnete, rötliche, mit weißem gemischte Haar war unbedeckt, die Kleidung mehr als einfach. Nach der üblichen Vorstellung fixierte sie mich mit ihren stechenden kleinen Augen, stemmte beide Arme gegen die Hüften und sagte: „So? Sie sind Maler? Na, dann bedaure ich Sie!" Und auf meine etwas überraschte Frage „Warum?": „Weil Sie gewiß nichts Gescheites machen!" — Mehr ein Beweis ihres Scharfblicks als ihrer Höflichkeit.

Über die nächstfolgenden Jahre kann ich mich kürzer fassen. Einzelnes darüber findet sich in der zweiten Abteilung „Charakterköpfe" zerstreut. Im Jahre 1861 heiratete ich in London meine liebe Frau Amelia, Tochter des berühmten schottischen Schriftstellers Robert Chambers.

Nachdem wir fünf glückliche Jahre in Rom verlebt, verließen wir es auf immer, um mit unseren drei Töchterchen nach London überzusiedeln, was ich nicht zu bereuen gehabt.

Digitized by Google

Noch einmal Rom, 1866. Mentana.

Noch hatte ich nicht alle meine Schiffe in Rom verbrannt. Um mir für den Notfall den Rücken zu decken, hatte ich weder Wohnung noch Atelier endgiltig aufgegeben. Das mußte jetzt, da ich fest und befriedigend in London ansässig war, geschehen. Nachdem ich meine junge Familie für den Herbst nach Hove bei Brighton gebracht hatte, reiste ich im Oktober, nach viermonatlicher Abwesenheit, noch einmal wieder nach Rom.

Eine drückende Schwüle herrschte in der politischen Atmosphäre Italiens. „Roma Capitale" — Rom zur Hauptstadt zu haben, war und blieb der mehr oder weniger laute Wunsch aller Vaterlandsfreunde. Der Papst hatte, oder man hatte für ihn, unter dem General Kanzler, einem Deutschen, eine eigene Armee organisiert. Täglich strömten die Söhne der ersten katholischen Familien des In- und Auslandes nach Rom, die Reihen des freiwilligen Korps der päpstlichen Zuaven zu vermehren. Unter so bewandten Umständen lag Frankreich daran, der Welt zu beweisen, daß die päpstliche Regierung sich ohne Hülfe fremder Bajonette gegen äußere Angriffe zu verteidigen im Stande sei, und zog seine Truppen zurück. Zum ersten Male, seit langer Zeit, war die Verteidigung

Digitized by Google

des Kirchenstaats ohne Beistand österreichischer oder französischer Truppen dem Papst allein überlassen. Der folgende Auszug aus dem Briefe einer an einen der reichsten römischen Prinzen verheirateten Französin, mag in diesem Zusammenhange von Interesse sein:

Albano, 14me Oct. 1862.

. . . . . „J'ai voulu attendre le résultat de la mission de mon frère" (Diplomat im Dienste Napoleons III.). „Nous sachant à l'agonie, je croyais ou à la mort ou à la résurrection. Nous n'avons pas passé par l'un ou l'autre de ces alternatives et nous continuons à nous en tenir à l'agonie. Il faut pourtant avouer que l'attaque faite contre les états Pontificaux à été une petite infamie. Je croyais jusqu'ici qu'il y avait une certaine loyauté même en cas de guerre; il parait qu'en ces pays ce n'est plus la mode, et ce qu'il y a de meilleur, c'est qu'on fait des façons pour prendre Naples là où l'anarchie est à son comble. Les Mazziniens s'en donnent tas et plus et Garibaldi est leur dupe, n'ayant même plus d'armée et sa réputation militaire ayant reçu de graves atteintes. Quant à nous, nous avons 24,000 hommes, canons rayés et le matériel de guerre le plus complet. L'article du Moniteur du 30 vous dit, que sous prétexte de prendre des positions militaires, on s'étend, ce qui veut dire qu'on nous rend la patrimonie de St. Pierre. (Vivez et faites vivre avec cela.) On parle d'un congrès. La Camarilla et le parti catholique étranger paraissent être un tant soit peu à la baisse. — Enfin, je me résume. Comme sécurité personnelle Rome est très habitable. Comme séjour agréable cela sera intenable. Misère extrême, tristesse profonde et pas d'étrangers." . . . . .

So weit dieser Brief. Ich fahre in meiner Erzählung fort: Die Folgen jenes gewagten Experiments ließen nicht lange auf sich warten. In Monte Libretto, einem Örtchen bei Corresc, kurz nach Überschreitung der päpstlichen Grenze, hielt der Schnellzug, welcher mich im Laufe des Morgens von Florenz nach Rom bringen sollte, plötzlich still. Rund umher lagen nur zu deutliche Spuren eines Treffens, das am Abend vorher hier zwischen Zuaven und Garibaldianern stattgefunden hatte. Einige Tote in den unbeschreiblichen Stel-

Digitized by Google

lungen, wie Schlachtenmaler sie wiederzugeben sich vergebens bemühen, — zerbrochene Waffen, blutige Kleidungsstücke und zerstampfte Vegetation zeugten von der Heftigkeit des Kampfes. Auf den steinernen Stufen, die zu dem Eingang eines Häuschens führten, welches der Mittelpunkt des Treffens gewesen zu sein schien, saßen zwei Verwundete, blaß, in ihre braunen Mäntel gehüllt — neben ihnen ein Todter flach auf dem Rücken mit weitoffnen, stieren Augen. „Gestern Abend wolltest Du mir den Mantel nicht leihen", redete der eine in rohem Scherze die Leiche an, „heute schenkst du ihn mir". Nachdem etwa ein Dutzend Verwundeter aus dem Häuschen in den Zug gebracht und in einem Güterwagen auf Stroh gebettet worden waren, setzte derselbe sich langsam in Bewegung. Nach einigen Stunden wieder ein unendlich langer Aufenthalt in brütender Hitze am Thore von Rom, ohne Zweifel wegen der Formalitäten, welche das Unterbringen so vieler verwundeter Rebellen erheischte. Endlich konnte ich in der fremdenleeren Stadt ein zeitweiliges Unterkommen finden und machte mich ungesäumt an die schließliche Abwickelung der Fäden, die mich noch an Rom fesselten, sowie an die Anfertigung von ein paar Studien, die mir noch zur Vollendung angefangener italienischer Genrebilder unumgänglich nötig waren. In der Stadt herrschte eine sichtlich mühsam unterdrückte Gährung. In einem Treffen vor Porta Salara waren am vorhergehenden Abend die päpstlichen Truppen von den Garibaldianern geschlagen worden. Nichts schien mehr ihrem triumphierenden Einzug im Wege zu stehen. Die Thore wurden in Verteidigungsstand gesetzt, ein Maueranschlag ermahnte die Bürger zur Ruhe und verordnete, daß beim ersten Kanonenschuß von Castel St. Angelo jedermann sich in sein Haus zurückzuziehen, die Kaufleute ihre Läden zu schließen hätten. Es war überflüssig, denn man hatte Bomben auf Piazza di Spagna geworfen, und Niemand wagte sich ohne Not

Digitized by Google

auf die Straße. Ich bezog ein Zimmerchen oberhalb des berühmten Café Greco, um im Notfall vor dem Verhungern geschützt zu sein. Eine schlecht unterdrückte Freude leuchtete aus den Augen der jungen Römer. „Morgen," so raunten sie einander in die Ohren, „morgen spätestens zieht Garibaldi ein". Die Zuaven waren sehr bescheiden, die Priester schlichen wie Katzen an den Mauern entlang.

„Come sta, Compare?" (Wie geht's, Gevatter?) rief mir eine bekannte Stimme zu, als ich auf dem nicht zu vermeidenden Wege zum Studio die Piazza di Spagna überschritt. Es war die Stimme eines kleinen Notars aus Sora, dessen Bekanntschaft ich auf meinen Wanderungen gemacht und der mich, als ich seine Gastfreundschaft genoß, mit unabweisbarer, südlicher Effusion zum Gevatter seines zu erwartenden Kindes ernannt hatte. Das Kind war zwar totgeboren, aber darum die Gevatterschaft, für die Italiener eine Art von entferntem Verwandtschaftsgrad, nicht aufgehoben. „Wo kommst du her?" fragte er. „Von London." „Und Du, was treibst Du hier in Rom in dieser schlimmen Zeit?" Worauf er mir mit großer Wichtigkeit leise ins Ohr raunte: „Ich werbe Truppen für meinen König" (von Neapel). „Hier an der Ecke der Via della Croce ist meine Werbestube. Gieb acht, Du wirst etwas erleben! Ehe viele Monate vergehen, wird das Königreich" (Neapel) „in Feuer und Flammen stehen — und Victor Emanuel landlos betteln gehen, wie jetzt mein armer König Francesco!" Mein guter Compare hatte sich auf die unterliegende Seite geworfen — und ich weiß nicht, was schließlich aus ihm geworden ist. Ich erwähne dieser Begegnung nur, weil französische Gesandtschafts-Sekretäre in gelegentlichen Unterhaltungen mit mir die Existenz solcher Werbestuben in Rom, zu Gunsten des vertriebenen neapolitanischen Königtums, immer als lächerliche Erfindungen der kirchenfeindlichen Partei bezeichnet und geleugnet hatten.

Digitized by Google

Plötzlich änderte sich die Stimmung in den römischen Kaffees. Die jungen Leute waren still und machten lange Gesichter. Die Zuaven wurden wieder frech und übermütig. „Die Franzosen kommen zurück!" raunte man sich ins Ohr, „sie sind schon in Civita Vecchia!" Und richtig, am nächsten Tage zogen sie ein, mit klingendem Spiel, mit den neuerfundenen Chassepots und ihren Kanonen.

Von ihrer früheren Besetzung Roms her war ich mit einem französischen Hauptmann bekannt und konnte dem berühmten Klavier-Virtuosen Thalberg, der mit seiner Frau vergebens eine Besitzung in der Nähe von Neapel zu erreichen suchte, zur Erlangung eines „laissez-passer" behülflich sein. Als ich diesen im französischen Hauptquartier, im Hotel de Londres, Piazza di Spagna, abzuholen kam, fand ich die Offiziere emsig eine große Karte der römischen Campagna studierend. Am folgenden Morgen, während mein Mobiliar in meiner alten Wohnung via San Niccolo da Tolentino versteigert wurde, zogen die französischen Truppen mit ihren Kanonen unter meinen Fenstern vorbei, in der Richtung der Porta Salara, und nach wenig Stunden sah ich sie zurück kommen, staubbedeckt, pulvergeschwärzt, mit ihren Gefangenen. Das war das Treffen von Mentana. „Les Chassepots avaient fait des merveilles!"

Nachdem ich so glücklich war, die Aufhebung meiner beiden Mietsverträge (Atelier und Wohnung) durchzusetzen, machte ich mich leichteren Herzens wieder auf den Heimweg nach London. Meine reiche Sammlung italienischer Kostüme und Gerätschaften hatte ich wohlverpackt zu Wasser spediert, mit Ausnahme einiger größerer Gegenstände, als Körbe, irdene Gefäße, Pilgerstäbe, welche schwer zu verpacken waren, und die ich meiner andern Habe frei anreihte. Als der preußische Gesandte von meiner Abreise hörte, ließ er mich bitten, einige Depeschen mitzunehmen und sie irgendwo außer-

Digitized by Google

halb der Grenzen des Kirchenstaates auf die Post zu geben, wofür er mir einen Paß als Kabinets-Kurier zustellen ließ, der der mir an allen Zollstationen treffliche Dienste leistete. Ich werde das überraschte Gesicht des englischen Zoll-Beamten nicht leicht vergessen, als ich, in Victoria-Station in London angekommen, unter Berufung auf meinen „Queen's Messenger"-Paß die augenblickliche Auslieferung meines Gepäcks vor dem aller Mitreisenden verlangte. Die Töpfe, Wiegen, Körbe und Pilgerstäbe des Kabinets-Kuriers gaben ihm zu denken, wurden mir aber ohne Bemerkung verabfolgt.

Digitized by Google

London, 1867. — Alnwick Castle. — Rom.

Ich befand mich nun, in meinem 47. Jahre, in einem neuen Lande mit fremder Sprache und Umgebung. Aus so weiter Ferne erscheint der Schritt gewagt. Aber ich verlor den Mut nicht und machte mich alsbald in dem schönen, geräumigen Atelier meines genialen, im Jahre 1867. verstorbenen Freundes John Phillips, dessen Haus ich gekauft, an die Arbeit. Zuerst beschäftigte mich die Vollendung angefangener Bestellungen. „Der Wittwe Trost", „Auf Antwort wartend", „Auto da fé" (wozu ich den schönen Kamin in meinem Atelier benutzte), „Nach dem Feuer", „Die Braut von Abydos", schließlich die „Wahrsagerin". In diesem italienischen Bilde wahrsagt ein altes Weib einem schönen Mädchen, im albaneser Kostüm, ihr Schicksal aus den Linien ihrer Hand, während ihr Bräutigam den Vorgang mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt. Während meines letzten, kurzen Aufenthalts in Rom hatte ich alle hierzu nötigen Studien beschafft, mit Ausnahme der aufgehobenen Hand der Alten mit dem drohenden Zeigefinger, für die ich überzeugt war, in London ein Modell finden zu können. Aber ich hatte nicht bedacht, daß die Londoner Modelle alle mehr oder

Digitized by Google

weniger jung sind, da alte schwerlich ihren Lebensunterhalt in diesem Geschäfte finden würden. So war ich einigermaßen in Verlegenheit, als jemand das „Workhouse" (Armenspital) nannte, wo ich ohne Zweifel den gesuchten Gegenstand in großer Auswahl vorrätig finden würde. Ich folgte dem Rate und begab mich eines Morgens in das nahe gelegene Middlesex-Workhouse, dessen „Master" bereitwilligst auf mein Gesuch einging, überzeugt, daß die alten Weiber die Gelegenheit, einige Extraschillinge zu verdienen, mit Dank ergreifen würden. Er führte mich in einen geräumigen, langen Saal im ersten Stock, wo etwa fünfzig alte Weiber neben und auf ihren Betten mit verschiedenen Stadien ihrer uniformen Toilette beschäftigt waren. Alle erhoben sich bei unserem Eintreten. „Dieser Herr wünscht eine von euch zu malen," redete der „Master" sie an, „zeigt gefälligst eure Hände". Worauf sie sich in zwei Reihen vor ihren Betten aufstellten und ihre Hände vorstreckten. Wie ein Offizier, welcher auf der Parade seine Truppen inspiziert, ging ich langsam, vom Master begleitet, den in der Mitte gebildeten freien Raum entlang, die meinem Zweck entsprechendste Hand auszusuchen. Aber ich fand keine. Alle waren entstellt, verkrüppelt durch Krankheit, Elend, das unwirtliche Klima, Unfälle, die meisten durch Rheumatismus, den sie dem Waschtrog verdankten. Ich wählte die wenigst entstellte. Ihre Besitzerin kam auch zur bestimmten Stunde in mein Atelier und nahm willig auf dem erhöhten Modelltisch auf einem Schemel die Stellung an, die ich ihr andeutete. Unsere Unterhaltung, in welcher sie mit großer Redseligkeit die Zufriedenheit der „älteren Damen" mit ihrem Aufenthalte im Armenhause betonte, ward unterbrochen, indem ich auf Augenblicke abgerufen wurde. Als ich zurückkam, fand ich die Alte auf dem Rücken am Boden liegen; glücklicherweise nicht verletzt, aber sehr aufgebracht. Sie hatte vergessen, daß ihr Sitz keine

Digitized by Google

Rücklehne hatte, und so das Gleichgewicht verloren. Sie verließ mich empört in der Meinung, daß ich mir einen schlechten Spaß mit ihr erlaubt hätte, und schwor, nie wiederzukommen, was zu bedauern ich leider wenig Ursache hatte.

Von den Porträts, die ich zu jener Zeit malte, nenne ich u. a. das der schönen Frau Henry Schlesinger, einer Amerikanerin deutscher Abkunft. Es ward in der Academy-Ausstellung sehr günstig gehängt und besprochen. Ferner: William Siemens, Henry Bessemer (gestochen von Barlow); Mrs. (später Lady) Theodore Martin (gestochen von Joubert); Baron von Reuter (gestochen von Barlow) und Frau von Reuter; Sir Thomas Dakin, Lord Mayor von London, in seiner Amtstracht; Sir William Fergusson für das Royal College of Surgeons (gestochen von Joubert); Robert Browning usw.

Unter meinen Genrebildern mögen erwähnt werden „Der Beichtstuhl"; „Ist es erlaubt?" (wo meine Frau mit unseren vier Kindern mich bei der Arbeit überrascht, während man mich malend in einem Hohlspiegel erblickt); „Out of the World" und „Die Vollziehung der Konzession, welche der Schah von Persien dem Baron Reuter verliehen."

Das letztgenannte große Bild, eine Gruppe von elf lebensgroßen Porträts (5 Perser und 5 Europäer nebst meinem Selbstbildnis), beschäftigte mich fast ein ganzes Jahr hindurch. Ich habe allen Grund zu beklagen, daß äußere, von mir unabhängige Umstände mir nicht erlaubt haben, dieses Bild öffentlich auszustellen. Es war eine bedeutende Arbeit; und nach dem Urteile aller Beteiligten, sowie nach dem Sachverständiger, eine gelungene. Eine seltene Gelegenheit war somit unwiederbringlich verloren.

Auf der Ausstellung von 1874 war das Porträt der Viscounteß Enfield (jetzt Counteß Strafford) vortrefflich als

Digitized by Google

Pendant zu Sir John Millais' „Sir John Fowler" gehängt und hatte einen entschiedenen Erfolg, welcher auf der Stelle seine Früchte trug. Bevor die Ausstellung eine Woche geöffnet war, hatten der Herzog und die Herzogin von Leinster, Gräfin Radnor, Graf und Gräfin Stair, Gräfin Percy und ihre Schwiegermutter, die Herzogin von Northumberland, den Wunsch geäußert, ihr Porträt von mir gemalt zu sehen. Da Letztere leidend war und sich nur höchst selten in London aufhielt, malte ich sie auf ihrem Landsitze Alnwick Castle, einem der berühmtesten Englands, das mit dem königlichen Schloß Windsor an Ausdehnung und Pracht wetteifern soll.

Als vor nicht gar langer Zeit eine Teilung der Northumberländschen Erbschaft vorgenommen werden mußte, erkannte der damit beauftragte Schiedsrichter die Bibliothek, die Kunstschätze, sowie alles Silber- und Gold-Geschirr der Leconfieldschen Familie auf Petworth zu, während die Northumberlands das alte Schloß Alnwick mit dem dazugehörigen großen Güterverband erhielten. Der damalige prachtliebende und freigebige Herzog Algernon beschloß, das verfallene Schloß nicht nur wieder herzustellen, sondern es auch zu einem der schönsten Englands zu machen. Der normannische Stil des Baues war nicht zu ändern. Eine diesem entsprechende innere Einrichtung aber wäre für die an heutige Behaglichkeit gewöhnten Bewohner sehr unbequem gewesen.

Es ward daher beschlossen, das Schloß im Stil der späteren italienischen Renaissance einzurichten. Zu diesem Zwecke ward der berühmte Architekt Canina, mit einer Schar gewandter Bildhauer, Dekorateure und Holzschnitzer, aus Rom berufen. Um zu letzteren auch Einheimische heranzubilden, wurde eine Holzschnitzschule eröffnet, die zu einer Zeit an die vierzig Schüler zählte. Es wurden nun Thüren, Decken und Wände mit den reichsten Verzierungen geschmückt, zuerst aus Eichenholz, später, als dieses sich als zu hart erwies und die Ge-

Digitized by Google

sundheit der ersten Arbeiter untergrub, aus Nußbaumholz. Der Bibliothekar erhielt die Anweisung, während einer Reihe von Jahren jährlich 10,000 Pfund Sterling auf die Anschaffung von Büchern zu verwenden, die ganze berühmte Cammucinische Bildergalerie in Rom wurde zum großen Verdruß der Römer für 40,000 L. (eine Million Francs) gekauft, und die großen Familienporträts von Reynolds und Gainsborough (deren Urbilder sich in Petworth befinden) für den Speisesaal kopiert. Das Schloß liegt nahe der Grenze von Schottland, sehr bequem für jagdliebende englische Freunde als Ruhepunkt auf der langen Reise von und nach dem Norden, so daß den vierundzwanzig Fremdenzimmern bald neue hinzugefügt werden mußten. Ein geräumige Kapelle in gothischem Stil ist dergestalt mit dem Schloß verbunden, daß die Familie und ihre Gäste vom ersten Stock aus auf den Chor treten können, wenn der Herzog morgens und abends die üblichen Gebete verliest, während die zahlreiche Dienerschaft den unteren Raum füllt.

Aus den verschiedenartigsten Gründen, nicht zuletzt aus ökonomischen und matrimoniellen, sind die Besuche auf den Schlössern der englischen Aristokratie für Viele eine bequeme Art, den Sommer und Herbst zuzubringen. Auch für Fremde, denen sie indessen weniger zugänglich sind, ist dies die beste Gelegenheit sie kennen zu lernen, wozu die kurze, gehetzte Zeit der Londoner Season sich viel weniger eignet. Es ist ein stetes Kommen und Gehen. Fast wie in einem Hotel enthält eine Liste am Eingang eines jeden der unendlichen Korridore die Namen der zeitweiligen Gäste und die Nummern ihrer Zimmer. In Alnwick Castle machte ich die Bekanntschaft einer englischen Gräfin mit zwei hübschen Töchtern, die ich im Herbst, als ich die Portraits von Earl und Counteß Stair auf ihrem Schloß malte, wieder traf. Sie reisten mit Dienerschaft und unzähligem Gepäck. Eine der jungen Damen erzählte mir, daß es ihr vierzehnter Besuch in diesem Sommer

Digitized by Google

olz. Der
eihe von
fung von
ucinische
r Römer
großen
ren Ur-
t. Das
em für
langen
vanzig
Ein
chloß
Stock
gens
eiche

aus
den
me
de,
ste
eit
in
lt
e
r
t
!

Digitized by Google

Digitized by Google

sei. Auf meine Bemerkung, daß sie nun wohl schließlich des Nomadenlebens müde sein müsse, meinte sie: „O, durchaus nicht, ich wollte, wir hätten noch einmal so viele Einladungen."

Unter den Gästen in Alnwick war u. A. der Diplomat und Geschichtschreiber Baron Hübner und für eine Woche Mr. Gladstone mit Frau und Tochter. Sein Besuch galt wohl hauptsächlich der Schwiegertochter Lady Percy, Tochter des ihm damals noch politisch befreundeten Herzogs von Argyll. Die streng konservativen Wirte sahen dem Besuche des großen Hauptes der liberalen Partei nicht ohne einige Besorgnis entgegen. Gladstone hatte eben sein Pamphlet über die bulgarischen Gräuel publiziert und durchzog nun das Land, überall die öffentliche Meinung mit seiner hinreißenden Beredsamkeit gegen die Türken zu entzünden. Die Herzogin, welche ihn gründlich haßte und mich wiederholt fragte, ob ich nicht ihren Abscheu gegen seine bedeutenden und ausdrucksvollen Züge teile, schrieb ihm, daß, wenn es seine Absicht sein sollte, ihr Schloß zum Mittelpunkt seiner Propaganda zu machen, er lieber einen andern Zeitpunkt für seinen Besuch wählen möchte, worauf er sie beruhigte, indem er sie des Gegenteils versicherte. Die beabsichtigte Demonstration der liberalen Jugend von Alnwick, Gladstone bei seiner Ankunft die Pferde auszuspannen und seinen Wagen im Triumph auf das hochgelegene Schloß zu ziehen, vereitelte willkommener, strömender Regen und die späte Stunde.

Die liebenswürdige junge Gräfin Percy, deren Porträt ich im folgenden Winter malte, hatte mit ihren überkommenen liberalen Ansichten keinen leichten Stand in der Tory-Umgebung. Auf meine Frage, wie sie sich zwischen den politisch-feindlichen Vätern verhielte, antwortete sie: „O, ich halte sie in Ordnung!"

Nach dem reichlichen Frühstück um zehn Uhr sind für

Digitized by Google

die Damen, wenn sie ihren Briefwechsel beendigt haben, die paar Stunden bis zum Lunch um zwei Uhr, in Abwesenheit der jagenden und fischenden Männer, oft schwer totzuschlagen. Sie versammeln sich dann wohl strickend oder stickend im Salon, und selbst photographische Albums müssen herhalten.

Diese Morgenstunden vor dem Lunch waren den Porträtsitzungen gewidmet. So unglaublich es klingen mag, ich hatte die größte Schwierigkeit, in dem großen Schlosse ein zum Malen geeignetes Zimmer zu finden: die acht Fuß dicken Mauern ließen das Licht nur spärlich in die prachtvollen Räume dringen. Schließlich erwies sich das mit gelbem Damast tapezierte Boudoir der Herzogin als das passendste, zum großen Verdruß der Oberhaushälterin und des Haushofmeisters, die darin allmorgendlich die Befehle der Herzogin entgegenzunehmen pflegten. In einem Glaskasten, welcher das Zimmer schmückte, ward mir die Tasche gezeigt, in der ein Percy die Nachricht von dem Siege bei Waterloo vom Schlachtfelde zuerst nach England gebracht, auch enthielt derselbe ein überaus reizendes kleines Madonnenbild von Raphael.

Während des Luncheon wurden die Pläne für den Nachmittag besprochen und die entsprechende Anzahl von Wagen und Pferden beordert. Einer der beliebtesten Ausflugspunkte ist die Ruine von Warkworth-Castle, dem einstigen Sitze des durch Shakespeare verherrlichten Hotspur. Dorthin begleitete ich eines Nachmittags Mrs. Gladstone und den Herzog, während Mr. und Miß Gladstone mit der Herzogin in einem zweiten Wagen folgten. Nachdem wir die interessante Ruine und ihre Umgebung besichtigt, machte man sich auf den Heimweg, die Männer zu Fuß. Ein Holzhauer, der eben beschäftigt war, einen Baum zu fällen, erregte Gladstones lebhaftes Interesse. Er untersuchte das Beil, welches er von dem, das er selbst bei solcher Gelegenheit (Holzfällen ist eine seiner Lieblingsbeschäftigungen) zu brauchen pflegte, ver-

Digitized by Google

schieden fand, und ließ sich mit dem Manne in eine längere Unterhaltung über die respektiven Vor- und Nachteile ein. Auf dem Heimwege klagte er über die Schwierigkeit, als Premier-Minister mancherlei auf Auszeichnungen gerichteten Anforderungen gerecht zu werden. So hatte man ihn angegangen, einen Tiermaler in den Ritterstand (Knighthood) zu erheben. Er meinte aber, es gebe in der Kunst verschiedene Grade, und nur die höchsten verdienten die höchste Auszeichnung.

Bei einer Ausfahrt mit dem Herzog allein machten wir eine Runde durch die nächstgelegenen Pachthöfe. Wir kamen an einer Reihe neuerbauter Arbeiterwohnungen vorbei. „Die habe ich jetzt bauen lassen," sagte er, „um der Überfüllung und dem Gebrauch der ungesunden Bettschränke zu steuern. Aber die Arbeiter wollen nicht hinein, oder, wenn sie sich durch Bitten und Drohungen bewegen lassen, drängen sie sich in einem Zimmer des Erdgeschosses zusammen, zimmern sich den gewohnten Bettkasten und lassen das übrige Haus leer. Es ist zum Verzweifeln. Überhaupt erweisen sich die modernen Fortschritts-Theorieen als ebensoviele Illusionen. In meiner Jugend hieß es, die Erziehung des Volkes sei ein untrügliches Mittel gegen Laster und Verbrechen, jetzt wird das Volk mit einem ungeheuern Kostenaufwand erzogen, d. h. unterrichtet, und es wird mehr gesoffen, gestohlen und gemordet als vorher. Jeder Junge muß bis zum dreizehnten Jahre die Schule besuchen, und wenn er lesen und schreiben kann, will er nicht mehr neben dem Pfluge herlaufen — und wer soll es denn thun!".....

Nicht der uninteressanteste unter den vielen Räumen des Schlosses war die Küche, nach Größe und Anlage einer Kathedrale vergleichbar, wo täglich, außer für die herrschaftliche Tafel, für etwa hundert Domestiken gekocht wird. Der wöchentliche Fleischverbrauch ist ungefähr tausend Pfund. Zur Feier der Großjährigkeit des ältesten Sohnes, Earl Percy, bei der ein ganzer Ochse, ein „baron of beef", am Spieß gebraten

Digitized by Google

wurde, setzten sich 1600 Pächter zum Mittagessen, während den Herrschaften ein Diner von 40 Personen serviert wurde, und zu dem Balle am folgenden Abend war ein Souper für dreitausend Gäste bereitet. Wenn die Familie, wie mehrmals im Jahre, den Aufenthaltsort wechselt, begleitet sie, nebst allem Gold und Silbergeschirr, der Koch mit fünfundzwanzig Untergebenen.

Das Portrait der Herzogin wurde in meinem Atelier in London vollendet. Es ist von dem Dänen Ballin sehr gut gestochen.

Die folgenden Jahre waren fast ausschließlich mit dem Malen von Portraits hervorragender Persönlichkeiten aus der englischen Gesellschaft ausgefüllt oder besser gesagt überfüllt. Ihre Namen würden in Deutschland von geringem Interesse sein. Aber: „es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen". In der Hoffnung, für meine leidende Frau Heilung in einem milderen Klima zu finden, verließen wir England und unsere zahlreichen Freunde, nachdem ich, nur zu bald, einen Käufer für mein Haus auf Campden Hill gefunden hatte. Nach sechzehnjähriger Abwesenheit brachen wir am Jahre 1882 nach Rom auf, mit dem Gefühle, in unsere Heimat zurückzukehren, welchem aber die Wirklichkeit nicht entsprach. Der große Reiz Roms — der Friede, fast Nirvana — war verschwunden. Wer möchte den Römern ihre schwer erkämpfte Befreiung von der Priesterherrschaft mißgönnen! Ich gewiß nicht. Aber zweifellos war der Gewinn der Römer ein Verlust für die Künstler — und ich war fremd, wo ich mich sonst heimisch zu fühlen pflegte.

Wir brachten den nächsten Winter in Pegli bei Genua in der Villa Carmagnola zu. Nachdem das milde Klima seinen wohlthätigen Einfluß auf die Gesundheit meiner Gattin bewährt, kehrten wir nach London zurück, wo ich diese Zeilen im Jahre 1894 in meinem Atelier in Abercorn Place, St. Johns Wood, schreibe.

Digitized by Google

Zweite Abteilung.

Charakterköpfe.

Digitized by Google

König Friedrich Wilhelm IV.

König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen brachte mit seiner Gemahlin und zahlreichem Gefolge den Winter 1859 in Rom zu. Er war leidend, wie es hieß an Gehirnerweichung, und empfing keinen der zahlreichen sich zur Audienz meldenden Besucher.

Ich war überrascht, eines Tages die Anzeige zu erhalten, daß Seine Majestät am folgenden Morgen mein Atelier mit seinem Besuche beehren werde. Der Anlaß war das mehrfach erwähnte größere Bild „Die Reinigung eines Kanals in den pontinischen Sumpfen durch Büffel", das, eben vollendet, sich des besonderen Interesses bei dem römischen Fremden-Publikum erfreute. Der König erschien pünktlich zur bestimmten Stunde mit der Königin und Gefolge. „Ich gehe bergab", waren seine ersten Worte, als ich ihn durch eine blumengeschmückte Veranda*) in mein Atelier führte. Er sagte, er wünsche das Bild, von dem man ihm so viel gesprochen, vor dessen Absendung zu sehen, und machte sich

*) Wie mir Gutzkow, als ich ihn zeichnete, mitteilte, war meine Wohnung das Vorbild einer in seinem „Zauberer von Rom" beschriebenen Lokalität.

Digitized by Google

daran, die etwa zehn Fuß lange Leinwand, die vor ihm auf der Staffelei stand, aufmerksam zu betrachten. Er schien sehr kurzsichtig, denn trotz der Operngläser, deren er sowie der ihn auf jeden Schritt begleitende riesige Kammerjäger mehrere mit sich führte, hielt er sich so nahe, daß sein Gesicht das Gemälde fast berührte. So ging er das Bild entlang, unter häufigen Ausrufen wie: „Schön, sehr schön"! Als aber ein Herr aus dem Gefolge, das sich etwas rückwärts hielt, den König auf einen der Büffel besonders aufmerksam zu machen versuchte, erwiderte er: „Den? den habe ich schon heute Morgen gesehen".

In einem zweiten Raume, wo kleinere Bilder und Studien an den Wänden zu sehen waren, gab die Königin, eine bayerische Prinzessin, ein Beispiel ihres sprichwörtlich königlichen Gedächtnisses: „Wer ist das?" fragte sie, auf ein blondes Profil an der Wand deutend, das ihre Aufmerksamkeit erregt hatte. Es war die Tochter des Münchener Hoffriseurs, die, wie schon erwähnt, mir vor mehr als zwanzig Jahren zu dieser Studie für einen Engelskopf gesessen hatte. „Ach, die Köster"? rief ihre Majestät. Und richtig, das war der Name ihres Vaters.

In Folge dieses Besuches, der vielleicht ein pathologisches Experiment war, wurde ich mit Fragen über des Königs Gesundheitszustand bestürmt, da ihm bisher fast Niemand genaht war. Um die Gedächtnislücken, die ihn zur Verzweiflung zu bringen pflegten, zu überbrücken, hatte man den preußischen Ministerresidenten in Florenz, den bekannten Historiker des italienischen Mittelalters Alfred von Reumont, nach Rom in des Königs Nähe beordert. Dieser von der Natur äußerlich sehr stiefmütterlich behandelte, aber sehr geistreiche Mann war wegen seines seltenen Gedächtnisses berühmt. Ich benützte seine Gegenwart in Rom, ihn für mein Album zu zeichnen. Wie so häufig, stand seine Eitelkeit in umgekehrtem Verhältnis

Digitized by Google

zu seinem unvorteilhaften Äußeren: „Aus Brasilien?“ hatte ihn König Ludwig unzart gefragt, als v. Reumont ihm vorgestellt wurde. Von meiner Zeichnung, die seine Freunde für gelungen erklärten, meinte er: „Cela n'a pas mon sourire“.

Während der Sitzung zu diesem Portrait gab er mir mehrere Beispiele von seinen Funktionen in der Umgebung des Königs. Unter anderem fragte Seine Majestät: „Wer ist doch der, dem man in so brutaler Weise eine Million genommen hat?“ und ward, als die Antwort auf sich warten ließ, mit jedem Augenblick ungeduldiger. Endlich erriet Reumont, daß er wohl den König von Holland meine, dem man Belgien mit einer Million Unterthanen genommen hatte, und der kranke König war beruhigt.

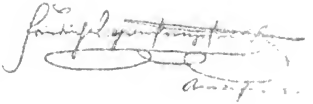
Digitized by Google

Der Prinz von Wales.

Im Jahre 1859 beehrte der Prinz von Wales bei seinem ersten Besuche in Rom mein Atelier in Begleitung seines Mentors, des General Bruce. Er nahm mich gleich beiseite und flüsterte mir zu: „Ich kann auch Deutsch sprechen". Als der General nach einigen Tagen kam, um mich mündlich im Namen S. K. Hoheit zu Tisch zu laden, war ich so unerfahren in der Hofetikette, zu antworten, daß ich nachsehen wolle, ob ich nicht anderweitig engagiert sei. Ich werde das sarkastische Lächeln des alten Hofmannes nicht vergessen, mit dem er erwiderte, „daß ich mich in dem Falle beileibe nicht genieren müsse". Indessen speiste ich mit dem Prinzen im Hotel de Russie.

Bei einem zweiten Besuche in Rom im Jahre 1862 sah ich den Prinzen wiederholt. Er bestellte ein kleines Bild bei mir, eine „Lavandaja" (das in Marlboro' House in einem seiner Wohnräume hängt) und erklärte sich bereit, mir zu einer Bleistiftzeichnung für mein Album zu sitzen. Er wohnte mit seiner Schwester und ihrem Gemahl, dem damaligen Kronprinzen von Preußen Friedrich Wilhelm, im Palazzo Caffarelli, dem Palast der preußischen Gesandtschaft auf dem Monte Tarpeo, wo die Sitzung stattfinden sollte. Kronprinz Friedrich, den ich vor Jahren flüchtig gezeichnet hatte, während ein Gemmenschneider

Digitized by Google



Digitized by Google

ihn in seinem Laden auf einer Muschel portraitierte, kam zuerst und setzte sich in den bereit stehenden Lehnstuhl, mit den Worten: „Kennen Sie mich noch? Wollen Sie mich nicht wieder zeichnen?“ — Wie bedauere ich, damals der Aufforderung nicht haben folgen zu können! Der Prinz von Wales kam nach dem Luncheon, seine Cigarre rauchend, und ich begann meine Arbeit. Bald erschien auch die Kronprinzessin Victoria, seine Schwester, eine Mappe in der Hand. „Sie haben nichts dagegen, wenn ich mitzeichne?“ fragte sie. Natürlich erklärte ich mich sehr geehrt. Sie kniete auf einen Lehnstuhl, die Rücklehne als Pult benutzend, und in fünf Minuten war sie fertig und bat mich, ihre Arbeit zu verbessern. Ich erlaubte mir zu bemerken, daß sie sich mehr Zeit nehmen müsse, um ein befriedigendes Ergebnis zu ermöglichen; worauf die Antwort, daß sie das nicht könne und daß sie sich habe gewöhnen müssen, alles möglichst rasch zu thun. „Aber nun lassen Sie mich sehen, wie Sie es machen!“ fügte sie hinzu, und schickte sich an, möglichst nahe meiner Hand zu folgen. Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß ich die Schwäche nie habe überwinden können, in der Arbeit gelähmt zu werden, wenn man mir dabei auf die Hand sieht. Der Schweiß perlte mir auf der Stirn, und ich hatte zu wählen, ob ich meine Zeichnung verderben oder gegen die Etikette verstoßen wolle. Nicht ohne Kampf wählte ich das Letztere, und fürchte Grund zu haben, es in der Folge, — wenn nicht zu bereuen, — so jedenfalls zu bedauern. Die Prinzessin war offenbar unangenehm überrascht und verließ das Zimmer. Indessen saß der liebenswürdige Prinz von Wales geduldig genug, aber auf meine Bitte, das Rauchen auf kurze Zeit einzustellen, damit ich den Mund zeichnen könnte, meinte er, ich müsse den Zeitpunkt abwarten, wenn er eine neue Cigarre anzünde, was auch geschah... Für den folgenden Tag wurde ich zur Tafel geladen und gebeten, mein Portrait-Album mitzubringen, welches nach dem

Digitized by Google

Essen mit vielem Interesse von der zahlreichen Gesellschaft durchgesehen wurde.

Fast wäre ich Zeuge eines tragikomischen Auftrittes gewesen. Denn am nächsten Tage, so wurde mir erzählt, erschien der preußische Gesandte Baron von Kanitz, der durch die Aufregung und Sorge, welche der Besuch so vieler hoher Gäste und ihres zahlreichen Gefolges mit sich brachte, den Verstand verloren hatte, plötzlich während der Tafel im türkischen Schlafrock und Pantoffeln in der offenen Thür des Speisesaals und rief, gegen den Thürpfosten gelehnt, in großer Erregung mit lauter Stimme: „Wie lange soll das noch fortgehen? Hoffentlich wird es bald ein Ende nehmen! Das soll der Teufel aushalten!" Der Eindruck dieses peinlichen Auftritts auf die zahlreichen vornehmen Gäste läßt sich besser erraten als beschreiben. Die Kronprinzessin soll in Ohnmacht gefallen sein. Der arme irrsinnige Gesandte wurde nicht ohne Mühe auf sein Zimmer und am folgenden Tage zu dem ihm verschwägerten Duca Gaetani gebracht.

Aus Anlaß meiner Übersiedelung nach London im Jahre 1866 hatte ich die Ehre, S. K. H. dem Prinzen von Wales zum dritten Mal zu begegnen. Er hatte mir durch den General Teesdale, einem seiner mir von Rom her bekannten „Equerries in waiting", eine Audienz anberaumt, mit dem Bedeuten, etwaige jüngst vollendete Bilder mitzubringen. Ich hatte deren zwei, die letzten in Rom gemalten. Die „Rota", in dem eine arme Ciociarin vor dem römischen Findelhause im Begriffe ist, sich von ihrem Säugling zu trennen, und eine „Serenade", bestehend aus zwei Abteilungen in einem Rahmen. In der einen läßt der Liebhaber seinem Mädchen unter ihrem Fenster von drei Musikanten ein Ständchen bringen. In der andern lauscht das erwachte Mädchen, aufrecht in ihrem Bette sitzend, der Musik. Eine Lampe vor einem Madonnenbilde außen an ihrem Fenster erhellt sie sowohl wie die musizierende

Digitized by Google

Gruppe. Berninis mondbeleuchtete Tritonen-Fontäne bildet mit der Piazza Barberini den Hintergrund. Beide Bilder waren bestellt. Auf meine Mitteilung, daß der Prinz von Wales den Wunsch geäußert habe, das Letztere zu besitzen, erklärte sich dessen Eigentümer pflichtgemäß, und in für mich schmeichelhaften Ausdrücken des Bedauerns, bereit, ihm das Bild zu überlassen. Es ist seitdem in des Prinzen Besitz.

Ich ward für den folgenden Tag befohlen, der Prinzessin von Wales mein Porträtalbum vorzulegen. Die schöne Frau hatte ein Kind auf dem Arme, als ich die Ehre hatte, ihr vorgestellt zu werden — eine liebliche Gruppe. Die Porträts schienen sie nicht in dem Grade wie den Prinzen zu interessieren.

Digitized by Google

Vier russische Großfürstinnen.

Im Jahre 1858 hatte ich die Ehre, in Rom nach einander vier russischen Großfürstinnen vorgestellt zu werden. Die Großfürstin Olga, Kronprinzessin, später Königin von Würtemberg, besuchte mein Atelier mit zahlreichem Gefolge und widmete seinem Inhalte sichtliches Interesse. Aus einer Sammlung nicht verkäuflicher Studien legte sie ohne weiteres zwei, als von ihr ausgewählt, bei Seite, in Folge dessen ich Facsimiles davon für sie machte. Durch das vertrauliche „Du", mit welchem sie einen der Herren des Gefolges, das sich in ehrfurchtsvoller Entfernung hielt, anredete, erfuhr ich etwas spät, daß der Kronprinz, ihr Gemahl, unter ihnen war, dessen Absicht, sein Incognito zu bewahren, auf diese Weise vereitelt wurde. Sie bestellte auch eine kleine Replica eines größern Bildes, das eine römische Bettlergruppe zum Gegenstand hatte und für ihre Tante, die Großfürstin Helene, bestimmt war.

Ihre Schwester, die geschiedene Prinzessin von Leuchtenberg, jetzt an einen russischen Grafen verheiratet, beehrte mein Atelier wiederholt mit ihrem Besuche und zeigte entschiedenes, lebhaftes Interesse an der Kunst. Im Jahre 1859 hatte ich mich als Schüler der Akademie in München glücklich geschätzt, im Auftrage des Majordomo, des Grafen Méjean, für ein Geringes mit der Anfertigung einer der

Digitized by Google

unzähligen Kopieen nach Stielers Porträt des jungen Herzogs von Leuchtenberg, ihres Bräutigams, die an alle Höfe verschickt wurden, betraut zu werden. Jetzt bestellte die Großfürstin ein kleines Bild, die Figur eines Kindes aus der oben erwähnten Bettlergruppe.

Beide Schwestern, schöne, imponierende, schlanke Gestalten, hatten die regelmäßigen, edlen Züge ihres Vaters, des Kaisers Nicolaus, den ich einmal vor vielen Jahren bei Gelegenheit seines zweitägigen Besuches in Rom gesehen. Er war gekommen, um in seiner energischen Weise gewisse Differenzen mit dem heiligen Stuhl in einer Unterhaltung mit dem Papst persönlich auszugleichen. Da es ihm an Zeit mangelte, die Maler in ihren Ateliers aufzusuchen, hatte er sie auffordern lassen, etwa verkäufliche Bilder in ein Ausstellungszimmer zu senden. Dies geschah in aller Eile. Während der fünf Minuten, welche er dem Besuche desselben widmete, kaufte er ein Dutzend Bilder, worunter auch eines von mir, indem er sie im Vorbeigehen mit dem Stock bezeichnete. Er besuchte einige Bildhauer, deren Werke nicht so transportabel, und ich sah ihn, als neben meiner Wohnung ein Hindernis seinen Wagen eine Zeitlang zu halten zwang. Ich werde den Eindruck nie vergessen, welchen die herkulische Gestalt und das edle Profil mit dem kalten, stählernen Herrscherblick damals auf mich machten.

Nicht so schön wie ihre Nichten, aber die geistig Bedeutendste war die Großfürstin Helene, Witwe des Großfürsten Michael, Bruders des Kaisers. Sie brachte mit ihrem zahlreichen Hofhalte den Winter in Rom zu. Zu ihm gehörte eine deutsche Sängerin, Fräulein Stubbe, von einnehmendem Äußeren, die mit ihren reizend vorgetragenen deutschen Liedern die Abende verkürzen half. Sie ward später die Gemahlin eines Herrn Abaza, der die Großfürstin als Haushofmeister begleitete und wegen dieser Heirat in Ungnade fiel. Auch er

Digitized by Google

bestellte ein größeres Bild bei mir. Die Abende, für welche man zum Thee befohlen wurde und an denen die Historiker Gregorovius und Ampère häufige Gäste waren, vergingen in zwanglosen Gesprächen.

Die Großfürstin nahm den lebhaftesten Anteil an der Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland, die ihr Schwager, der edle, unglückliche Kaiser Alexander, damals ins Werk zu setzen im Begriffe war. In ihrer diesem Gegenstande gewidmeten Thätigkeit wurde sie von dem sich zeitweilig in Rom aufhaltenden Fürsten Tscherkesy vielfach unterstützt. Sie beauftragte mich, drei Bilder, Gruppen römischer Bettler, für sie zu malen, von welchen zwei für den Fürsten bestimmt waren. „Ich möchte," so sagte sie, „ihm einen Beweis meiner Erkenntlichkeit geben, da er so viel für mich geschrieben hat. Geld kann ich ihm nicht bieten, denn er ist sehr reich. So hoffe ich, daß diese Bilder ihm lieb sein werden, indem sie ihn an das Elend erinnern, das zu mildern er sich mit mir bemüht hat." Das dritte Bild, von dem ihre Nichte eine verkleinerte Wiederholung bestellt hatte, war für sie selbst. Es war für mich der Anlaß zu einem Verstoß gegen die Regeln der Etikette. Die russische Regierung besoldete zu jener Zeit einen Kunstdirektor zur Überwachung russischer Künstler in Rom. Dies war ein Herr Gédéanoff, den ein Augenleiden, komisch genug, veranlaßte, die Sonne „cet astre dégoutant" zu nennen. Er hatte mit offizieller Unfehlbarkeit erklärt, daß die verkleinerte Replika das Original, das im Besitz der Großfürstin Helene befindliche größere Bild aber eine Wiederholung sei. Infolgedessen wurde ich zum Thee befohlen, und die Großfürstin empfing mich mit den Worten: „Il paraît que j'ai la copie du tableau dont ma nièce possède l'original!" worauf natürlich meine Antwort: „Votre Altesse Impériale a l'original!" „Mais Mr. de Gédéanoff dit que c'est la copie!" Mir mag ein wenig die Galle

Digitized by Google

übergelaufen sein, als ich mit unhöflicher Wärme erwiderte: „Qu'est ce que cela prouve? Cela prouve que les connaisseurs ne s'y connaissent pas.“ Die Totenstille, welche diesen Worten folgte, belehrte mich, daß man in Hofzirkeln nicht mit Wärme reden darf.

Von der Großfürstin wurde ich ihrer Tochter, der jungen Großfürstin Katharina von Mecklenburg vorgestellt und von dieser mit meinem Freunde Ampère ins Hotel de l'Europe zum Thee befohlen. Wir waren allein mit dem großherzoglichen Paare, und da der junge Großherzog stocktaub war, kam es nicht zu einer lebhaften Unterhaltung. Mein ungeduldiger Freund nahm „French leave“ und entschlüpfte ohne weiteres. „Qu'est ce qu'est devenu Mr. Ampère?“ fragte der Großherzog überrascht. „Il s'est trouvé subitement mal“ lautete die ausweichende Antwort seiner lieblichen jungen Gemahlin.

Digitized by Google

Kardinal Antonelli, 1857.

Ich hatte lange vergebens auf eine Gelegenheit gewartet, das Portrait des Kardinals Antonelli dem des Papstes Pius IX. in meiner Sammlung anreihen zu können, als diese sich unverhofft in der Person einer Baronin, der unternehmenden Witwe des Staatsministers eines mitteldeutschen Duodezstaates, fand. In einer Abendgesellschaft, in der ich ihr zu begegnen pflegte, erbot sie sich freundlichst, mein Anliegen bei Seiner Eminenz zu befürworten. Zu meiner freudigen Überraschung zeigte sie mir bald darauf an, daß der Kardinal bereit sei, mir zu einer Portraitzeichnung zu sitzen.

Pünktlich schritt ich zur bezeichneten Stunde im Vatikan die nie endende Wendeltreppe hinan (was bei der schwachen Steigung auch zu Maultier geschehen kann), bis dahin, wo der berühmte Staatssekretair über den Gemächern seines päpstlichen Herrn wohnte. Ich fand ihn am Fenster, beschäftigt, durch ein großes Teleskop die weite Aussicht über die ewige Stadt und die Campagna bis zu den fernen blauen Albanerbergen zu studieren. Er empfing mich freundlich, forderte mich auf, ihm meine Wohnung zu bezeichnen, und als er hörte, sie sei in Ripetta, erklärte er mir, nachdem er sie ge-

Digitized by Google

funden, mein Diener sei gerade beschäftigt, die Blumen auf meiner die Tiber überhängenden Terrasse zu begießen. Da ich die kurzgemessene Zeit zu nutzen wünschte, bat ich um Erlaubnis, meine Zeichnung sofort zu beginnen, wozu er sich freundlich bereit erklärte. Vor mir saß der „bestgehaßte" Mann Roms in liebenswürdigster Laune. Mit der gebräunten, fast orientalischen Hautfarbe, den dunkeln, von starken Brauen überschatteten großen Augen, der mächtigen, gebogenen Nase und den vollen, üppigen Lippen war er weit entfernt schön zu sein; aber das Gesicht war voll von Charakter, Energie und, wie seine zahlreichen Feinde meinten, Grausamkeit. Er war gesprächig und äußerte sich — scheinbar ohne Rückhalt — über die mit seiner Stellung verknüpften schweren Sorgen: wie die Lage des Papsttums täglich schwieriger werde, durch die immer frecher werdenden Angriffe des „modernen Zeitgeistes". Aber," fügte er nach einer Pause hinzu, „die Geschichte lehrt uns, daß es schließlich immer gesiegt hat — und so wird es auch diesmal siegen." Er erzählte mir auch, daß er mit seinen Brüdern alle weltlichen Güter ungeteilt zusammen besäße. Der eine war Syndaco von Rom, ein anderer Direktor der Banca Romana, ein dritter, der Conte Gregorio, besorgte die weiten Besitzungen in den Pontinischen Sümpfen, und der jüngste wurde von dem Kardinal zu diplomatischen Missionen verwendet.

Während einer kurzen Pause zeigte er mir mit sichtlicher Befriedigung seine eleganten Gemächer, welche mit modernstem Geschmack und Komfort ausgestattet waren. Die Krone bildete das Schlafzimmer, das mit der dem Heiligtum eines Kirchenfürsten entsprechenden Feierlichkeit allen Luxus des Boudoirs einer Petite-Maitresse verband. Die Wandbekleidung, die Fenstervorhänge sowie diejenigen, welche das monumentale Bett umgaben und bedeckten, waren von schwerem, rotseidenem Damast. Der reichverzierte Toilettenspiegel und

Digitized by Google

der Betstuhl standen, ein seltsamer Gegensatz, friedlich nebeneinander.

Nachdem ich meine Aufgabe zur anscheinenden Zufriedenheit Sr. Eminenz gelöst, zeigte er mir seine berühmte Sammlung aller bekannten Marmorarten — anscheinend sein besonderes Steckenpferd. Zwei große, reich mit Elfenbein eingelegte Ebenholzschränke enthielten in zahllosen kleinen Schubladen die polierten, etwa 6 × 4 Zoll großen Platten. Leutselig erklärte er mir die vielen seltenen Marmorarten, unter denen einige in ihrer Art einzige.

Schließlich entließ mich der Kardinal mit den Worten: „Wenn ich Ihnen dienen kann, jetzt, wo ich das Vergnügen habe Sie zu kennen, verfügen Sie über mich.“ Eine Aufforderung, die zu benutzen ich keine Gelegenheit gehabt habe.

Die Baronin war nicht wenig stolz auf den Erfolg ihrer diplomatischen Mission, und unerschöpflich in ihrem Lobe Seiner Eminenz. „Ist er nicht leutselig? Hat er Ihnen seine Gemächer gezeigt?“ „Ja“, sagte ich, und fügte naiv hinzu: „Haben Sie die Krone, sein Schlafzimmer, gesehen?“ Von ihrem Enthusiasmus hingerissen bejahte sie es — besann sich aber sofort — „Nein — ich habe es nicht gesehen — wenigstens reden Sie nicht davon.“

Digitized by Google

Lord Lytton

(Sir Edward Bulwer.)

Sir Edward Bulwer, später Lord Lytton, vereinigte in seiner Person den dreifachen Charakter eines Edelmannes, Staatsmannes und Schriftstellers. Ich vermute, daß ich dem Letzteren die Ehre verdankte, ihm häufig an der Tafel meines Bruders sowohl als meines Schwagers zu begegnen, die zusammen einem blühenden Geschäfte in der City vorstanden. Beide pflegten sich dankbar der genußreichen Tage zu erinnern, welche sie mit ihren Frauen in Knebworth, Lord Lyttons Landsitz, zugebracht, und ich werde nie aufhören zu bedauern, daß unabänderliche Umstände mich und meine Frau verhinderten, einer ähnlichen Einladung kurz nach unserer Übersiedlung nach London Folge zu leisten.

Im Allgemeinen werden die Klassenunterschiede in England vielleicht strenger als in irgend einem anderen Lande beobachtet, und wir Alle verdankten ohne Zweifel Lord Lyttons nähere Bekanntschaft seinem Wunsche, als Romandichter alle Schichten der Gesellschaft kennen zu lernen.

Seine Erscheinung war, was wir „aristokratisch", die Franzosen „distingué" nennen. Er war groß und schlank. Feingeschnittene Züge, unter denen eine längliche, gebogene Nase sich besonders hervorthat, reiches, lockiges braunes Haar, ein wohlgekämmter, voller Bart, machten, von einer sorgfältigen Toilette unterstützt, den Eindruck bequemer Eleganz.

Digitized by Google

Mit dem breiten, blauen Bande und dem Stern des Bath-Ordens war er eine Zierde jeder Tafel, wo er gern, vorzugsweise allein zu reden pflegte. Es lag eine gewisse Naivität — so unpassend das Wort auf einen so gewitzigten Weltmann angewendet erscheinen mag — in seinem schlecht verhehlten, fruchtlosen Kampfe gegen die unaufhaltsamen Eingriffe des Alters. Er ergab sich nicht darein mit der philosophischen Resignation, welche man von einem in mancher Hinsicht so ausgezeichneten Mann zu erwarten berechtigt war, sondern er kämpfte mit aller Macht dagegen an.

Lord Lyttons Haar war gefärbt, und sein Gesicht schien die Anwendung von künstlichen Verjüngungsmitteln zu verraten. Nachdem ein Pariser Quacksalber unternommen, ihn von seiner täglich zunehmenden Taubheit zu heilen, kam er strahlend, anscheinend geheilt, im Spätherbst von Paris zurück — aber die Freude war kurz. Der sehr reichliche Gebrauch von Schnupftabak war wahrscheinlich ein Teil der Kur, von deren Resultat nichts übrig blieb, als große dunkle, rot- oder blauseidene Taschentücher, im grellen Gegensatz zu seiner übrigen so eleganten Erscheinung. In intimer Unterhaltung pflegte er auch wohl über andere Altersschwächen zu klagen, die ihn im Parlament häufig um die langgewünschte Gelegenheit brachten, eine wohl vorbereitete Rede zu halten, wenn er endlich nach langem Warten dem Auge des Speakers begegnet.*) Er rauchte mit Leidenschaft — zu Hause am liebsten aus türkischen „Nargilehs". Sein Ausdruck des Bedauerns über seine geschwächten Verdauungsorgane hatte etwas Komisches, wenn er, mit einem Seufzer auf einen rotbackigen Apfel deutend, ausrief: „Sollte man denken, daß es Leute giebt, welche dergleichen essen können!"

*) Um im englischen Parlament vom „Speaker" (dem Präsidenten) die Ermächtigung zum Halten einer Rede zu erlangen, ist es nötig, seinem Blick zu begegnen, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Digitized by Google

Seine etwas monotone Stimme war tief und klangreich. Man hörte ihm gern zu, da das, was er vortrug, fast stets interessierte. Natürlich erinnerte er sich vorzugsweise gern der Zeit, wo er Staatssekretär für die Kolonieen war. So erzählte er uns eines Abends, daß er gleich nach seinem Amtsantritte von allen ihm untergebenen Agenten Bericht verlangt habe, ob sie in irgend einem Winkel des weiten Reiches eine Menschenrace angetroffen hätten, die nicht in einer oder der andern Form eine Gottheit anbetete, und daß die Antwort durchaus verneinend ausgefallen sei. Er war schmerzlich enttäuscht, als er, anstatt wieder in Disraelis letztes Tory-Ministerium einzutreten, wahrscheinlich seiner Taubheit wegen, übergangen und anstatt dessen in das House of Lords befördert wurde.

Er zeigte viel schmeichelhaftes Interesse an meinem Bilde „Graziella", das fast eine ganze Wand des Speisesaals in meiner Schwester Hause einnahm. So nahm er mich eines Abends, nachdem die Damen sich zurückgezogen, nach Tische mit den Worten bei Seite: „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich Ihr Bild bewundere (er hatte keinen Anspruch auf Kennerschaft). Aber warum behandeln Sie nicht einen englischen Gegenstand in ähnlicher Weise? z. B.: ‚Cromwell, im Begriff sich nach Amerika einzuschiffen und von seinen Lehnsmannen (tenants) Abschied nehmend.' Das wäre ein populärer Gegenstand!" Als ich schüchtern einwandte, daß mir zur Behandlung eines solchen Gegenstandes jedwede Kostüm-Studien fehlten, fügte er ironisch bitter hinzu: „Freilich, sie werden schwerlich nackt herumgelaufen sein."

Er gab mir eine Sitzung für mein Album, aber ich muß befürchten, daß das Ergebnis nicht seinem Ideale von sich selbst entsprach, denn es ist mir nicht gelungen, eine zweite Sitzung zu erwirken.

Digitized by Google

Robert Browning.

Brownings Verdienst als Dichter und Philosoph ist von kompetenten Richtern so erschöpfend erwogen und festgestellt worden, daß es nicht nur anmaßend von mir, sondern ohne Zweifel auch langweilig sein würde, wollte ich versuchen, diesem Urteil, das wohl als ein endgiltiges anzusehen ist, etwas hinzuzufügen. Aber ich habe zweimal sein Porträt gemalt und zweimal gezeichnet, habe viele Jahre hindurch freundschaftlich mit ihm verkehrt, bin bei gemeinsamen Freunden sowohl als bei meinen Geschwistern, mit denen er eng befreundet war, allwöchentlich mehrfach mit ihm zusammengetroffen; so mag ich vielleicht im Stande sein, seinen fast typisch gewordenen Zügen einige von jenen Details hinzuzufügen, welche wie die Warzen, die Cromwell, als er einem Maler saß, mitgemalt haben wollte, einem Bildnis Leben und Individualität verleihen. In seiner persönlichen Erscheinung war wohl das Gegenteil von Affektation, die ungezwungene Einfachheit, die hervorragende, wenn auch negative Eigenschaft. Nichts in seiner Ausdrucksweise, seinen Bewegungen oder seiner Kleidung, konnte einen Fremden vermuten lassen, daß der Mann vor ihm, so weit die englische Sprache reicht, als einer der größten lebenden Dichter anerkannt war. Urbanität, Herzensgüte und

Digitized by Google

Wohlwollen, sowie völliges Beherrschen des Gegenstandes charakterisierten seine Unterhaltung, gleichviel ob mit Fürsten oder mit Kindern. Mit seinem mannigfachen, von einem fabelhaften Gedächtnis unterstützten Kenntnissen, war er in bescheidener, anspruchsloser Weise jedem zu dienen bereit. Die Universalität seiner Studien war ein Gegenstand immer erneuter Bewunderung. In Florenz hatte er Anatomie studiert, in Rom in Storys Atelier modelliert, er spielte Klavier und pflegte in Konzerten, die Partitur in der Hand, der Aufführung Beethovenscher Symphonieen zu folgen. Cambridges gelehrtestes College Balliol ernannte ihn zu seinem Ehrenmitgliede (Honorary Fellow), und die Universität zum L. L. D. (legum doctor).

Er sprach nicht ungern über seine veröffentlichten Werke. Es ist bekannt, daß das vielleicht bedeutendste unter ihnen „The Ring and the Book" seine Entstehung einem alten Pamphlet verdankte, das er zufällig auf dem Trödel in Florenz gefunden. „Nachdem ich es gelesen", so erzählte er mir, „stand mein Plan fest. Ich ging vor's Thor, sammelte schlendernd zwölf Steinchen und legte sie in gleichen Zwischenräumen auf die Mauerbrüstung längs der Straße. Das waren die zwölf Kapitel, in welche das Buch eingeteilt ist, und davon bin ich in der Ausführung nicht abgegangen."

Obgleich er eine unüberwindliche Abneigung gegen öffentliches Reden hatte, so zwar, daß er Einladungen ablehnte, wo er die Möglichkeit eines derartigen Ansinnens witterte, war er äußerst redselig und nicht im geringsten wählerisch in seinem jeweiligen Auditorium. Unzählige Male habe ich ihn in längere Unterhaltung mit kleinen Mädchen in kurzen Kleidern vertieft gesehen, und ich kann der Versuchung nicht widerstehen, hier einen Brief herzusetzen, der ihn in dieser Hinsicht kennzeichnet. Er ist an meine jüngste Tochter gerichtet, welche, damals noch ein halbes Kind, sein besonderer Liebling war:

Digitized by Google

6. Juli 1889.

Meine geliebte Alma!

Gestern hatte ich die Ehre, mit dem Schah zu speisen, bei welcher Gelegenheit sich folgende Unterhaltung entspann: „Sie sind Poet?" „Man hat sich manchmal erlaubt, mich so zu nennen." „Und Sie haben Bücher geschrieben?" „Zu viele Bücher." „Wollen Sie mir eines geben, um mich an Sie zu erinnern?" „Mit Vergnügen!" — Infolgedessen bin ich heute Morgen zur City gegangen, wo man sich den Artikel verschaffen kann, und als ich ein Buch wählte, dessen Einband das kaiserliche Auge auf sich zu ziehen geeignet wäre, sagte ich mir: Hier schenke ich meine Gedichte einem Manne, an dem mir nicht das geringste gelegen ist, warum sollte ich nicht dasselbe für ein junges Mädchen thun, welches ich herzlich lieb habe und das vielleicht, dem Autor zu Liebe, in künftigen Jahren mehr Anteil an dem Inhalt als an dem äußeren Schmuck des Buches nehmen wird? So nahm ich mir die Freiheit, einen Band zu wählen und Sie zu ersuchen, ihn freundlich von mir anzunehmen, Sie bittend, sich in späteren Jahren zu erinnern, daß der Verfasser, mag er nun ein guter oder schlechter Poet gewesen sein, immer war, meine liebe Alma,

Ihr aufrichtiger Freund

Robert Browning.

In Geldsachen war Browning in hohem Grade uneigennützig. Er besprach nie das Honorar seiner Bücher mit seinem Verleger, sondern nahm einfach dankend an, was dieser ihm zu zahlen beliebte. Als der Redakteur eines Monatsheftes ihm einen offenen Check schickte, mit der Bitte, ihn beliebig auszufüllen, und ihm dafür ein, wenn auch noch so kurzes Gedicht zu liefern, schickte er denselben ohne Gedicht dankend zurück, ungeachtet Tennyson in einem ähnlichen Falle 100 Lstrl. empfangen hatte.

Im Gegensatze zu hervorragenden Persönlichkeiten, die, um Effekt zu machen, bei festlichen Gelegenheiten absichtlich verspätet erscheinen, liebte er es, sich vor der bestimmten Zeit einzufinden, um, wie er sagte, Gelegenheit zu haben, sich mit den Wirten zu unterhalten.

Bei Diners war er der liebenswürdigste Gast. Seine

Digitized by Google

Unterhaltung verbreitete sich, ein nie versiegender Strom, über die verschiedenartigsten Gegenstände, sprudelnd, lehrreich, ohne Ostentation, immer wohlwollend. Infolge der Taubheit seines Vaters, von dem er gern und immer mit Verehrung sprach, war sein Organ laut und harsch. Wenn seine Freunde, seine Vorliebe für Portwein kennend, ihm von Anbeginn des Diners eine Flasche davon vorsetzten, hielt er sich ausschließlich daran, während, aber nicht nach dem Essen, wie das sonst in England gebräuchlich. Er rauchte nicht, war aber liebenswürdig genug, zu behaupten, daß er den Geruch von Tabak liebe, um den Rauchenden nach der Mahlzeit Gesellschaft zu leisten.

Kein treuerer Freund läßt sich denken. Seiner Biographin, Frau Sutherland-Orr, die augenleidend war, pflegte er stundenlang vorzulesen, und nach dem Tode meines ihm nahe befreundeten Schwagers war er ein täglicher Besucher im Hause meiner verwitweten Schwester. Mit größter Regelmäßigkeit erklomm er allsonntäglich die fünf Stiegen zu seiner alten Freundin Mrs. Prokter (des Dichters Barry-Cornwalls Witwe), bis zuletzt den hydraulischen Aufzug verschmähend.

Er war von mittlerer Größe, untersetzt, mit wohl entwickelten Muskeln. Im Jahre 1858, als ich ihn samt seiner Frau in Rom für mein Album berühmter Zeitgenossen zeichnete, war sein Haar dunkel und sein Gesicht bartlos. Als ich ihn im Jahre 1875 und zum zweiten Male 1883*) in London malte, waren Haar und Bart weiß. Aber er wies mit einigem Stolz auf den neuen Nachwuchs einiger schwarzer Haare mit den Worten: „Ja, wir Dichter haben eigene Köpfe! Hier sehen Sie den Anfang einer zweiten Jugend.“ Er hatte ein kurzsichtiges Auge, mit dem er die kleinste

*) Das Bild befindet sich in der „National Portrait-Gallery“ in London.

Digitized by Google

mikroskopische Schrift bequem lesen, während er mit dem anderen Gegenstände in weitester Ferne unterscheiden konnte. Er kleidete sich einfach aber geschmackvoll; besondere Sorgfalt verwandte er auf seine Wäsche.

Die angeborene Zärtlichkeit seiner Natur gipfelte in der leidenschaftlichen Liebe zu seiner Frau, der berühmten Dichterin Elisabeth Barret Browning, zu seinem einzigen Sohn und seiner Schwester, mit der er als Witwer zusammen lebte. Als er zufällig in meinem Atelier in London die vorerwähnte Zeichnung sah, die ich von seiner Frau in Rom gemacht, füllten seine Augen sich mit Thränen.

Im Jahre 1875 äußerte ein Münchener Verleger den Wunsch, aus meinem Album ein Dutzend der bekannteren englischen Persönlichkeiten versuchsweise als Autotypieen zu publizieren. Zu diesem Zwecke schlug ich Browning vor, sein vor zwanzig Jahren gezeichnetes, nicht mehr ähnliches Portrait durch ein neues zu ersetzen, und erhielt folgende Antwort:

Lieber Lehmann!

Je mehr ich Ihren Wunsch bedenke, mein Portrait von 1858 durch eines vom heutigen 1875 zu ersetzen, je weniger gefällt mir die Idee. Sie zeichneten das Portrait meiner Frau, das nicht durch ein neueres ersetzt werden kann, zur selbigen Zeit wie dasjenige, welches Sie ausscheiden möchten. Warum wollen Sie eine irrige Idee von unserem beiderseitigen Alter geben? und warum kann es für irgend jemand, der sich für mich interessiert, weniger interessant sein, zu erfahren, wie ich vor etwa sechzehn Jahren aussah, als jetzt, wo ja Ihr gemaltes Portrait so gut zeigt, wie ich heute bin? Natürlich, wenn es dem Verleger convenient, zwei Portraits von mir zu geben, bin ich gern zu sitzen bereit, aber, bitte, trennen Sie nicht die lange Kameradschaft, wie sie bis heute bestanden hat, — lieber will ich mir morgen den Bart abschneiden.

Es ist nicht die Absicht dieser Zeilen, ausschließlich ein Lobgesang zu sein; Licht und Schatten sind nötig, um die Züge eines Bildnisses deutlich hervortreten zu lassen.

Obgleich es Browning gelungen, war, durch strenge

Digitized by Google

Disziplin sein leicht erregbares Poeten-Temperament im gewöhnlichen Leben zu kontrollieren, trug es sich doch wohl zu, daß in den langen Stunden des Sitzens oder gar Stehens für sein Portrait, in der Unterhaltung ausnahmsweise Gegenstände berührt wurden, die, seine zartesten Familien-Affektionen betreffend, ihn seine Selbstbeherrschung verlieren machten. Dies geschah zum ersten Mal, als ich zufällig in der Unterhaltung den schließlich als Betrüger erkannten Geisterklopfer Holme nannte. In einer von Mrs. Browning (deren Ohr der neuen Lehre nicht so verschlossen war, wie das ihres Gemahls) in Florenz veranstalteten Geisterbeschwörungs-Sitzung hatte dieser Gauner erklärt: „Die Geister hätten ihm mitgetheilt, Browning sei eifersüchtig auf den litterarischen Ruhm seiner Frau!" Er konnte nicht leicht eine empfindlichere Seite in dem sie vergötternden Gatten berühren. Das bloße Nennen von Holmes verhaßtem Namen machte ihn erblassen, ebenso wie der einer amerikanischen Bildhauerin, die, eine Schülerin Gibsons, in Rom einen kurzen ephemeren Ruf genoß, — aus anderen intimeren Gründen.

Brownings aufopfernde Liebe für seinen einzigen Sohn Pen, seine triumphierende Freude über seine ersten Erfolge, als er, nach einigem Schwanken, sich schließlich für die Künstler-Laufbahn entschieden hatte, war rührend. Er hat es einem seiner ältesten, erprobtesten Freunde nie verziehen, an Pens Befähigung zu ernster, anhaltender Arbeit leise Zweifel geäußert zu haben. Er konnte tagelang in den unwirtlichen, teppichlosen Räumen eines unmöblierten Hauses zubringen, das ein Freund ihm geliehen, um seines abwesenden Sohnes Bilder vor ihrer Ausstellung Freunden und Bekannten zu zeigen und zu erklären (die sogenannte „private view"). Sein Zorn war grenzenlos, als die Akademie einer nackten weiblichen Bronzestatue seines Sohnes die Aufnahme verweigerte, wofür er, wohl nicht mit Unrecht, einen Akademiker im Ver-

Digitized by Google

dacht hatte, der wegen seiner prinzipiellen Abneigung gegen nackte Weiblichkeit die allgemeine Zielscheibe wohlverdienten Spottes war. — Als einer Anomalie, im Widerspruch mit seinen liberalen Prinzipien, mag der hohen Wichtigkeit gedacht werden, die er der sogenannten Familienehre, der Reinheit des Stammbaums, beizulegen schien. Als in einer allgemeinen Unterhaltung von Ehen zwischen Leuten von ungleicher gesellschaftlicher Stellung die Rede war, rief er aus: „Wenn ein Sohn von mir sich dergleichen zu Schulden kommen ließe, würde ich ihn ohne Weiteres enterben!"

Ich schließe diese flüchtigen Notizen mit Brownings edlem Glaubensbekenntnisse:

„Ich habe", so sagte er, „meiner Zeit an einer Existenz nach dem Tode gezweifelt, ja, es leider öffentlich in meinen Schriften ausgesprochen. Aber heute bin ich ebenso fest von dem Gegenteil überzeugt! Wenn Sie mich über das ‚wie?' befragen, so antworte ich Ihnen, daß ich nichts mehr davon weiß, als mein Hund von mir. Er weiß, daß ich da bin, und das genügt ihm."

Digitized by Google

Charles Dickens. — Wilkie Collins. — William Thackeray.

Charles Dickens war von mittlerer Größe, seine Gesichtszüge keineswegs schön, aber ihr Ausdruck voll männlicher Thatkraft, die Augen Humor sprühend. Seine Bewegungen waren rasch und blieben auch im reiferen Alter jugendlich. In der Kleidung liebte er, wie sein berühmter Zeitgenosse Disraeli, hellere und buntere Farben, als in England gebräuchlich. Nachdem er als Jüngling mit drückender Not zu kämpfen gehabt, ward ihm das seltene Glück zu teil, seinen Jugendtraum erfüllt zu sehen und den schönen Landsitz Gadshill, den er als Knabe als ein fernes unerreichbares Gut bewundert und gewünscht hatte, besitzen und bewohnen zu können. Hier, von seiner zahlreichen Familie umgeben, schrieb er seine besten Werke. Das Haus war gastlich seinen vielen Freunden geöffnet; er liebte reges Leben und Heiterkeit um sich zu sehen, aber während seiner Arbeitsstunden bestand er mit unerbittlicher Strenge auf vollkommener Stille im Hause. Bei öffentlichen Gelegenheiten konnte er, wenn auch selten, mit hinreißender Beredsamkeit sprechen, wie er denn mit Goethe die Überzeugung gemein hatte, daß er eigentlich zum Redner

Digitized by Google

geboren sei. Nachdem er sich im späten Mannesalter von seiner Frau, der Mutter seiner erwachsenen Kinder, getrennt (nicht geschieden), vertrat deren Schwester ihre Stelle in der Hausverwaltung.

Als ich ihn im Jahre 1861 in London für mein Album zeichnete, war er gesprächig und äußerte sich frei über mancherlei Gegenstände. „Ich mußte das öffentliche Lesen meiner Werke aufgeben," sagte er unter anderem, „obgleich es viel einträglicher ist als Bücherschreiben. Es ist mir auch schon deshalb sehr sympathisch, weil es mit der Bühne verwandt ist, für die ich eigentlich geboren bin. Aber es strengte mich zu sehr an. Nach jeder Vorlesung war ich so in Schweiß gebadet, daß ich jedes Stück meiner Kleidung bis aufs Hemd wechseln mußte. Aber," fügte er hinzu, „Romane in monatlichen Lieferungen zu schreiben ist Arbeit genug." Ich bemerkte, wie schwierig es sein müsse, ein Werk in dieser Weise zu veröffentlichen, und daß es einem Maler unmöglich sein würde, ein Bild zu malen, ohne schließlich die einzelnen Teile zu einem Ganzen harmonisch verbinden zu können." „O, erwiderte er, „das macht mir gar keine Schwierigkeiten: fast alle meine Romane sind in dieser Weise entstanden."

Aber schließlich scheint sich diese Art zu arbeiten doch an ihm gerächt zu haben. Sein intimer Freund und Mitarbeiter W. H. Wills erzählte mir, daß er inmitten der Veröffentlichung seines letzten, unvollendet gebliebenen Romanes „The Mystery of Edwin Drood" den Plan geändert, aber zu spät gefunden habe, daß er den Faden unwiederbringlich verloren hatte, und daß die Aufregung und Verzweiflung darüber seinen plötzlichen Tod — er starb am Schlagfluß — beschleunigt habe.

* * *

Wilkie Collins war der Sohn eines in England hochgeschätzten Malers. Die Absicht, seines Vaters Beruf zu ergreifen, gab er bald auf und erzielte als Romandichter große

Digitized by Google

Erfolge. Sein „Woman in White", „The Moonstone" u. s. w. sind weltbekannt und in viele Sprachen übersetzt. In der Kunst, den Plan eines Romans in spannender Weise zu schmieden, übertraf ihn Niemand. Was ihm fehlte, war der sprudelnde Humor seines Freundes und zeitweiligen Mitarbeiters Dickens. Er war klein, von untersetzter Gestalt, und so kurzsichtig, daß man ihn nie ohne Brille sah. Eine Seite seines Schädels war über dem rechten Auge anormal entwickelt, was die hohe Stirn in der Vorderansicht entstellte, aber der Ausdruck seines Gesichts war gescheut und lebendig. Ich zeichnete ihn für mein Album und malte ihn im Auftrage meines Bruders Friedrich, dessen intimer Freund er war, und fand in ihm ein unterhaltendes, geduldiges Modell. Bei normaler Gesundheit, deren er sich leider selten erfreute, war er ein angenehmer Gesellschafter. Aber um ein chronisches Leiden zu bekämpfen, hatte er unter andern Mitteln seine Zuflucht zu Laudanum genommen. Wie im Altertum Mithridates, der sich aus Furcht vor Vergiftung allmählig an den Genuß des stärksten Giftes gewöhnte, hatte Wilkie Collins es dahin gebracht, allabendlich eine Quantität Laudanum zu sich zu nehmen, deren zehnter Teil einer normalen Konstitution verderblich geworden wäre. Für seine Nachtruhe war ihm ein Eßlöffel voll unbedingt notwendig. Als ihm auf einer Vergnügungsreise in der Schweiz in Begleitung meines Bruders der Vorrat ausgegangen war, mußte dieser sich von vier Apotheken die gesetzlich erlaubte Quantität Laudanum zusammenholen, um seinem Freunde eine gute Nacht zu verschaffen.

In der Unterhaltung war er sehr zu Paradoxen geneigt. Bei Tische liebte er den Grundsatz aufzustellen, daß Alles, was dem Gaumen angenehm, auch dem Magen zuträglich sein müsse, und umgekehrt. Leider hat diese bequeme Theorie sich in der Praxis nicht an ihm bewährt.

* * *

Digitized by Google

Ich habe nur einmal das Glück gehabt, William Thackeray zu begegnen, und zwar in Rom in der weltbekannten historischen Trattoria del Falcone, die sich rühmt, Michael Angelo unter ihren Gästen gezählt zu haben. Als ein Freund mich dem großen Romandichter vorstellte (groß in mehr als in einem Sinne, denn er maß 6 Fuß 4 Zoll) und ich ihm erzählte, daß ich aus seinem Meisterwerk „Vanity Fair“ Englisch zu lesen gelernt hätte, erwiderte er lächelnd: „Und ich habe daran Englisch schreiben gelernt.“

Digitized by Google

George Elliot. — George Henry Lewes.

Zögernd betrete ich geheiligten Boden. Mitten in einem freundlichen Garten liegt „The Priory", ein bescheidenes Haus in der Vorstadt St. Johns Wood in London. An einem Sonntag Nachmittag werde ich in ein geräumiges Wohnzimmer geführt, dessen Glasthüre sich auf den wohlunterhaltenen Rasen öffnet und ein gedämpftes Licht über den Raum verbreitet. In einem niedrigen Lehnsessel sitzt eine hohe Gestalt, umgeben von einem Kreise von Männern jeden Alters, die andächtig ihren Worten lauschen. Sie spricht mit leiser, sanftmelodischer Stimme. Der Schnitt ihres Gewandes gehört keiner Mode an, man sieht nur weiche Falten und eine schleierartige Kopfbedeckung. Die Strenge ihrer fast männlichen Züge, die an das Profil des großen Florentiners erinnern, ist durch den seelenvollen Ausdruck gemildert. Ist es eine Priesterin, die auf dem Dreifuß Orakel verkündet? Es ist die Dichterin, welche die Menschheit durch Schöpfungen wie, um unter Vielen nur Einige zu nennen, „Adam Bede", „The Mill on the Floss", „Middlemarch", bereichert hat, es ist George Elliot.

Freundlich und laut begrüßt mich ein nachlässig gekleideter kleiner Mann, dessen geistsprühende Augen die Unregelmäßigkeit seiner Züge vergessen machen. Das ist George

Digitized by Google

Henry Lewis, der Verfasser vieler wissenschaftlicher und philosophischer Werke, unter welchen seine Goethebiographie auch in Deutschland eine ungewöhnliche Verbreitung erlangt hat.

Nur wenige Damen von hoher Geburt oder Sinnesart sind zugegen. Die sogenannte Gesellschaft meidet dies Heiligtum. Warum? Weil seine Bewohner gegen ihre Gesetze gefehlt haben. Die wirkliche Mrs. George Henry Lewes lebt und wohnt in London. Aber den beiden genügt in ihrer Ausnahmsstellung die Zustimmung derer, an den ihnen allein gelegen ist. Mit rührender Innigkeit scheinen sie aneinander zu hängen.

George Elliot war so sehr von Sir Frederic Burtons vortrefflicher Portraitzeichnung (jetzt in der National-Portrait-Gallery) befriedigt, daß sie jedem anderen Künstler, leider auch mir, zu sitzen verweigerte. Aber ich zeichnete George Henry Lewes für mein Album im Jahre 1867, wobei ein großer Bulldog, ihm treulich zwischen seinen Füßen liegend, Gesellschaft leistete. George Elliots letzter Roman „Daniel Deronda" war kürzlich erschienen. Auf meine Frage, ob wir bald wieder auf ein neues Meisterwerk aus ihrer Feder hoffen dürften, antwortete er: „Nie wieder. Sie schreibt nicht, wenn ich sie nicht dazu veranlasse, und ich thue es nicht, weil es sie aufreibt. Sie ist ununterbrochen in abstrusen Studien vertieft. Ein hebräisches Altes, und ein griechisches Neues Testament liegen immer neben ihrem Bette." — Die Dichterin erwiderte Lewes' zärtliche Fürsorge. Fast jedes ihrer zahlreichen Manuskripte trägt auf dem Titelblatte von ihrer Hand die Widmung: „Meinem geliebten Gemahl G. H. Lewes". Ihre Freunde, wenn auch nicht die sogenannte Gesellschaft, hatten sich diesen frommen Betrug stillschweigend gefallen lassen. Aber, wie in dem alten Märchen, in dem ein königlicher Jüngling eine Prinzessin von dem Ungeheuer, das sie gefangen hält, befreit, unter der einen Bedingung, „daß er kein Wort rede."

Digitized by Google

Kurz nach Lewes' Tode sprach George Elliot am Altare das große Wort: „Ich will". Sie ward Mrs. Croß und zerstörte so den Nimbus, welcher das Ungeheuer „Die öffentliche Meinung" so lange gebannt hatte. Warum sie so spät und körperlich leidend das Bedürfnis gefühlt, den Gesetzen der Kirche und der Welt gerecht zu werden, das ist ein Rätsel, das sie kurz darauf ungelöst mit in ihr Grab genommen hat.

Digitized by Google

Frederika Bremer.

Frederika Bremer, welche ich im Jahre 1858 in Rom für mein Album zeichnete, war, trotz ihres weitverbreiteten schriftstellerischen Rufes, höchst einfach und anspruchlos in ihrem Wesen. Ungemein klein und unscheinbar von Gestalt, hatte die ganze Erscheinung etwas Quäkerhaftes, woran eine eigentümlich geformte Haube, die sie zu tragen pflegte, Anteil haben mochte. Sie machte kein Hehl aus ihrem lebhaften Bedauern über die mehr als gewöhnliche Unregelmäßigkeit ihrer Züge. Während ihres Aufenthaltes in Rom versuchte sie sich pflichtgemäß mit der italienischen Litteratur bekannt zu machen. Aber das puritanische ihrer äußeren Erscheinung muß, wie das meistens der Fall ist, ein treues Abbild ihres Inneren gewesen sein, denn sie klagte, daß die Derbheit oder Roheit der Ausdrucksweise in Dantes Divina Comedia, womit sie natürlich den Anfang machte, ihr die Schönheiten des Gedichtes so verleide, daß sie das Studium desselben, zu ihrem Bedauern, hätte aufgeben müssen.

Da sie, wie die meisten Nordländer in Rom, fast ausschließlich mit ihren Landsleuten verkehrte, hatte ich nicht oft Gelegenheit, ihr außer den Sitzungen zu der oben erwähnten Zeichnung zu begegnen. Aber sie beehrte meine Wohnung in

Digitized by Google

Ripetta am Abend des Oſterſonntags, um von meiner die Tiber überhängenden „Loggia“ die feenhafte Beleuchtung der Peters-Kuppel zu ſehen: wie, auf ein mit einer Glocke gegebenes Zeichen, die ſchwach erhellten Linien des Rieſenbaues ſich plötzlich in ein Lichtmeer, gleich einem Diamantenfeld, verwandeln. Dies geſchieht in zauberhaft kurzer Zeit, indem hunderte von Männern mit brennenden Fackeln die unzähligen präparierten Pechpfannen anzündend entlang laufen und ſelbſt die Spitze des Kreuzes erklettern, das Michel Angelos letztes Meiſterwerk krönt. Um ihrer Nüchternheit bei dieſer gefährlichen Verrichtung gewiß zu ſein, werden ſie vorſichtshalber vom frühſten Morgen an eingeſperrt.

Digitized by Google

Ferdinand Gregorovius.

Viele Jahre hindurch war Gregorovius fast täglich mein Begleiter bei meinen frühmorgendlichen Spaziergängen auf der fast einzigen Promenade Roms, dem reizenden Monte Pincio. Wir pflegten dann sowohl unsere Ansichten über die politischen Ereignisse, wie unsere Pläne für den kommenden Tag auszutauschen. „Heute stürme ich Rom“ oder „heute wähle ich einen Gegenpapst“, rief er mir wohl scherzend beim Abschied zu. Erst der Abend vereinigte uns wieder. — Er war groß und schlank, mit kleinen, glühenden, oft (wohl durch übermäßiges Studium) geröteten dunkeln Augen. Trotz seiner Armut wußte er, bei aller Bedrängtheit seiner Lage, immer eine gewisse vornehme Unabhängigkeit zu wahren. Halberfroren pflegte er in den ungeheizten, eisigen Klosterbibliotheken Tag für Tag seine Studien für sein großes Geschichtswerk unverdrossen zu betreiben. Als ein deutscher Fürst auf die Kunde von seiner Armut ihm in großmütiger Absicht Geldunterstützung anbot, wies er dieselbe mit Entrüstung zurück. „Wie kann er sich unterfangen, mir Geld anzubieten!“ rief er empört aus. „Was giebt ihm ein Recht dazu?“

Digitized by Google

Ferdinand Gregorius
Rom 10 April 1857

Digitized by Google

Viel später veranlaßte die wachsende Bedeutung seiner Geschichte der Stadt Rom die preußische Regierung, ihm auf eine Reihe von Jahren eine jährliche Pension von 400 Thaler auszusetzen, wodurch sie ihn wie sich selber ehrte.

Eine gewisse Feierlichkeit in seinem Wesen wie in seiner Ausdrucksweise, die ihn nie verließ, veranlaßte eine geistreiche Frau zu der Bemerkung: „Er spricht immer wie in Kupfer gestochen."

Bei einem der Ausflüge, welche deutsche Wintergäste häufig in die Umgebung Roms zu unternehmen pflegten und bei denen seine Gesellschaft immer willkommen war, schrieb er in dem Pinienwalde in Castel Fusano, bei Ostia gelagert, folgenden Vers in mein Skizzenbuch, den ein Musiker sogleich für vierstimmigen Männergesang komponierte:

„Erinnerung".

Allem, was im Menschenleben
Pilgernd uns vorüberwallt,
Soll das Lied noch einmal geben
Eine freundliche Gestalt.

Digitized by Google

Adolf Stahr. — Fanny Lewald.

Wie nahe ich auch mit Adolf Stahr und Fanny Lewald durch eine Reihe von Jahren befreundet war, es iſt mir nicht gelungen, in dem Einen bedeutungsvollen Schritte ihres Lebens zu einem Verſtändnis mit ihnen zu kommen. Er bleibt mir fort und fort ein pſychologiſches Rätſel. Ich rede von Stahrs Eheſcheidung und Wiederverheiratung, Gegenſtände, welche zu berühren ich in meinem Verkehr mit den Beiden ſorgfältig vermieden habe.

Als Profeſſor am Oldenburger Gymnaſium hatte ſich Stahr durch gründliche philologiſche Studien und durch ein Werk — wenn ich nicht irre über Ariſtoteles — in der Gelehrtenwelt einen ehrenvollen Platz erworben. Als ein chroniſches Halsübel ihn zwang, ſeine Lehrthätigkeit zu unterbrechen, ſetzte ihn die oldenburgiſche Regierung in liberaler Weiſe in den Stand, während eines Jahres in Italien Heilung zu ſuchen. Ich entſinne mich nicht, weſſen Empfehlung ich ſeine Bekanntſchaft verdankte. Als ich ihn in ſeiner Wohnung Piazza Poli aufſuchte, fand ich ihn leidend im Bette. Gemeinſame Freunde bildeten Berührungspunkte, und wie er mir von ſeiner jüngſten Vergangenheit erzählte und von ſeinen Hoffnungen von ſeinem Aufenthalte in Rom, machte er mir

Digitized by Google

den Eindruck eines sehr aufgeregten, nervenleidenden, kranken Mannes. Eine Portraitzeichnung an der Wand zu Häupten seines Bettes zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Dies bemerkend sagte er: „Ja, sehen Sie sich das Bild einmal an, das ist meine Frau, — ein Engel!" Sie hat Gelegenheit gehabt, diesen Ausspruch zu bethätigen.

Stahrs gründliche Kenntnis des Altertums befähigte ihn, die großen Überreste desselben in Rom mit mehr als gewöhnlichem Verständnis zu genießen, während langentwöhnte Freiheit, Klima und Umgebung den Nervenleidenden in einen Zustand der Aufregung versetzten, von dem die Briefe Zeugnis geben, die, den Hauptinhalt seines Buches: „Ein Jahr in Italien" bildend, zum größten Teil an seine Frau gerichtet sind. Der Winter 1844—45 sah eine ausnahmsweise zahlreiche deutsche Gesellschaft in Rom versammelt, dem Rom, das heutzutage so gänzlich abgethan ist. Da war unter Anderen eine reiche Frau Mertens-Schaffhausen aus Cöln, eine enthusiastische Münzsammlerin; Frau Grunelius, eine schöne Frau, mit schöner Tochter (deren Portrait ich malte), aus Frankfurt; Frau von Eichel mit ihrer feingebildeten Tochter, seitdem Stiftsdame, aus Eisenach; Dr. Steinheim, das Vorbild von Gutzkows Uriel Acosta, mit seiner Frau, aus Altona; Goethes Schwiegertochter, Frau Ottilie von Goethe, mit ihrer Schwester Ulrike von Pogwisch aus Weimar; die einst berühmte Sängerin Caroline Ungher mit ihrem originellen jungen französischen Gemahl Sabatier; die Malerin Elisabeth Baumann, nachmals die Frau des dänischen Bildhauers Jerichau; das geistreiche, leider zu früh verstorbene Halbgenie Anton Hallmann; die Romanschriftstellerin Fanny Lewald und meine verwitwete Schwester Frau Marie Oppenheim mit ihren Kindern, um nur einige zu nennen. Diese und manche Andere bildeten einen sympathischen Ureis, den die momentane Befreiung von alltäglichen häuslichen Sorgen und die anregende

Digitized by Google

Umgebung, sowie die Goethesche traditionelle Rom-Schwelgerei zu einem Grade von chronischem Enthusiasmus hinaufschraubte, wie er nur unter so ungewöhnlichen Bedingungen entstehen und sich monatelang auf dem Siedepunkt erhalten konnte. Nur so läßt sich erklären, wie sich Stahrs, dieses ältlichen, kränklichen Familienvaters, eine Leidenschaft bemächtigen konnte, deren Sklave er für den Rest seines Lebens geblieben ist. Auch Fanny Lewald, der Gegenstand derselben, war über die erste Jugend hinaus. Sie war eine stattliche Erscheinung, mit orientalischen, nicht unschönen, fast zu kräftigen Zügen. So unbezweifelt ihre literarische Begabung, es fehlte in ihrem Charakter die Weichheit, welche bei großen Entschlüssen fremde Interessen in die Wage fallen läßt. Sie war auch wohl an dem Scheidepunkte im weiblichen Leben, an der Grenze der Heiratsfähigkeit angekommen, und mag sich mit Schaudern an dem Eingange in das Altejungfernthor befunden haben, mit der Inschrift: „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate." Der Platz, den, in Deutschland jedenfalls mehr als in England, die Gesellschaft unverheirateten alten Damen angewiesen hat, mag auch manchen verzweifelten Schritt, dem verhaßten Zustande zu entgehen, entschuldigen. Freilich ist man nicht auf einen solchen gefaßt von Frauen, die sich als Lehrerinnen und Erzieherinnen der Menschheit in ihren Schriften gerieren. Fanny Lewald ist indessen nicht das einzige Beispiel von inspirierten Frauen, welche sich über die, die Basis der Gesellschaft bildenden, Satzungen erhaben glauben. George Elliots wilder Ehe mit einem verheirateten Manne gedachten wir einige Seiten zuvor, wir erwähnen nur noch George Sand, um die Beispiele nicht in eine Unzahl zu vermehren. Fanny Lewald hat in ihrem Streben nach korrekter geselliger Stellung mit Erfolg drastische Mittel angewendet. Sie bekannte sich offen zu dem Grundsatz: „Kein Opfer irgend einer Anzahl unglücklich gemachter Menschen kann zu groß sein, wenn es sich

Digitized by Google

darum handelt, zwei Menschen glücklich zu machen". Es ist nicht zu verwundern, wenn Frau Professor Stahr sich entschieden weigerte, in die gesetzliche Trennung einer so lange glücklichen Ehe, der drei oder gar vier, nun erwachsene Kinder entsprossen waren, zu willigen. Erst nachdem Stahr und Fanny Lewald, die öffentliche Meinung mißachtend, zusammengezogen waren und Stahrs ältesten Sohn zu sich genommen hatten, gab die arme Frau ihren Widerstand auf und willigte in die Scheidung. Stahrs Brief vom Februar 1855 (im Anhange) zeugt von der Glückseligkeit des nun endlich gesetzlich und kirchlich vereinigten Paares. — Aber Fanny Lewalds Brief vom Oktober 1855 ist ein merkwürdiger Beweis, wie blinde Leidenschaft selbst klarste Intelligenz verdunkeln kann. Es möchte fast komisch klingen, wenn es nicht so tief tragisch wäre, wie sie von „Unverstand und roher Herzenshärtigkeit" ihrer Rivalin schreibt, die das Ihrige zu wahren bemüht war, und mich „eindringlich vor beschränkten Frauen" warnt, was sich besser auf „unbeschränkte" anwenden lassen möchte.

So weit dies unerfreuliche Kapitel, das in meinen Lebenserinnerungen nicht zu übergehen war. Ich wende mich gern von ihm zu den Früchten der geistigen Thätigkeit dieser beiden begabten Menschen: Stahrs „Torso", „Ein Jahr in Italien" „Weimar und Jena", unter vielem anderen, sind interessante Beiträge zur modernen deutschen Litteratur; während Fanny Lewalds letzter Roman „Die Familie Darner", nach zurückgelegtem siebzigsten Jahre geschrieben, von seltener Geistesfrische in hohem Alter zeugt.

Digitized by Google

Ingres.

Kurz vor meiner Ankunft in Paris im Jahre 1855 hatte Ingres, der berühmte Repräsentant der großen klassischen Traditionen in Frankreich, die Direktion der Akademie Royale de France in Rom angetreten; aber seine zahlreichen Schüler, mein Bruder Heinrich einer der bedeutendsten unter ihnen, waren noch unter dem Zauber seines mächtigen Einflusses. Die Pariser „Rapins" (Kunststudierende) waren in zwei feindliche Lager geteilt, in die „Roten" und in die „Grauen". Diese schwuren bei Ingres' Fahne, jene bei der des Baron Gros, den in der Folge herzlose Kunstkritiker in hohem Alter zum Selbstmord getrieben haben. Die Schüler pflegten einander, wie die Montecchi und Capuletti, zu verhöhnen, wenn sie sich in den Straßen begegneten, und es fehlte wenig, daß es wie bei diesen zu Thätlichkeiten gekommen wäre.

Im Jahre 1849 von München kommend, ward ich alsbald von meinem Bruder in Rom bei seinem verehrten Meister eingeführt. Seine Gestalt war klein und gedrungen, zur Beleibtheit geneigt, seine Hautfarbe südlich, sein Haar schwarz. Unter einer nicht hohen Stirne tragische Augen, wie die eines St. Bernhard-Hundes, eine kurze Adlernase mit sehr beweglichen Nasenflügeln, etwas zu entfernt davon ein entschlossener Mund, das rundliche Gesicht bartlos. Er hatte seine jungen Jahre in Rom in großer Beschränkung verbracht und die

Digitized by Google

Mittel zu den ernsten Studien, denen er später seine großen Erfolge verdankte, zum großen Teil durch jene meisterhaften Bleistift-Portraits beschafft, die immer zu den schönsten Edelsteinen in seiner Ruhmeskrone gehören werden.

Die glänzende offizielle Stellung als Direktor, an dem Orte, wo er so hart um die Existenz zu kämpfen gehabt, hatte keinen günstigen Einfluß auf seine schöpferische Thätigkeit. Mehrere Jahre vergingen, ehe er die Energie zu ernster, stetiger Arbeit wiederfinden konnte; und was die mit seiner Stellung verknüpften offiziellen Pflichten betrifft, in denen sein Vorgänger im Amte, Horace Vernet, ihm mit so glänzendem Beispiel vorangegangen war, — indem er durch Öffnen seiner Salons den Pensionären Beziehungen zu der schwer zugänglichen höheren römischen Aristokratie vermittelt, — dazu konnte sich Ingres nun und nimmer verstehen. Equipage, Livreebediente, sowie eine Summe für offizielle Repräsentation waren zu seiner Verfügung. Alles vergebens; die Wirtschaft war im höchsten Grade bürgerlich, Frau Ingres' allsonntägliche Empfangs-Abende über die Maßen langweilig.

Ingres, ein enthusiastischer Musikfreund, spielte selbst Violine. Gounod, dessen Portrait ich später malte, damals Pensionär, ließ sich manchmal herbei, seine Kompositionen, obgleich mit sehr schwacher Stimme, reizend vorzutragen; er war damals asketisch, blaß und hager. Ich erinnere mich eines Abends, wo sein eben komponiertes „Kyrie Eleyson" mit Quartettbegleitung gespielt wurde. Ingres erste Violine, Hébert und ich die zweite, wer Bratsche und Violoncell spielte, habe ich vergessen, nicht aber, daß ich nach dem Zählen unendlicher Takte Pause eine rentrée verfehlte, was mir einen zornigen Blick des Komponisten am Klavier zuzog.

Die Wände des schwach erleuchteten geräumigen Saales schmückten Gobelins mit der Geschichte der Esther im Zopfstil. Auf den Bänken, die an zwei Seiten entlang liefen, pflegten

Digitized by Google

die Pensionäre und wenige Gäste in stummen Reihen zu sitzen. Um zehn Uhr wurde der Thee serviert, und ich erinnere mich einer willkommenen Abwechselung, die eine Wette zweier Pensionäre in die Einförmigkeit des langen Abends brachte. Der Eine hatte sich anheischig gemacht, einen Kuchen, welcher an unzähligen Sonntagen unversehrt figuriert hatte, in Stücke zu schneiden und herumzureichen, der Andere, in Folge dessen auf ihn zuzuschreiten und ihm für die Heldenthat gratulirend die Hand zu drücken. In lautloser Spannung erwarteten wir das große Ereignis, und noch sehe ich Frau Ingres' Überraschung und höre, wie sie gegen die zu großen Stücke, welche der kühne Ritter zu schneiden sich anschickte, mit den Worten protestierte: „Laissez donc, ces Messieurs n'aiment pas ce gâteau!"

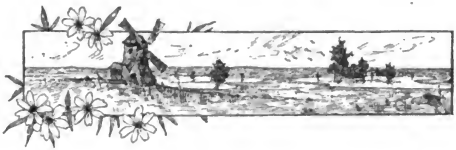
Wie gesagt, es dauerte lange, ehe Ingres sich zu ernster Arbeit entschließen konnte. In Frau Ingres' Nachtleibchen konnte man ihn stundenlang in dem schönen, wenn auch etwas steifen Garten der Villa Medici sich herumtreiben sehen, die mehr oder weniger restaurierten Statuen, die ihn zierten, kritisch betrachtend und ordnend (eine kolossale kopf- und armlose weibliche Gewandstatue, die er aus dem Garten nach Paris geschickt, ist im Louvre aufgestellt). Als er sich schließlich wieder an die Arbeit machte, beschäftigte ihn fast ausschließlich das vom Herzog von Orleans bestellte Bild „Stratonice", das bei immer erneuten Veränderungen nur sehr langsam vorschritt. Indessen war sein Einfluß in den Arbeiten, welche die Pensionäre jährlich nach Paris zu liefern hatten, nicht zu verkennen. Sie waren von Jahr zu Jahr grauer und farbloser geworden, so daß das Institut de France in seinem jährlichen Bericht sich gedrungen fühlte, die jungen Leute gegen einen so gefährlichen Einfluß zu warnen. Ingres berief die Pensionäre auf sein Zimmer, um ihnen die Rüge des Instituts mitzuteilen. Ich hatte ihm gerade eine Kopie

Digitized by Google

überbracht, die er mich für ihn in Florenz zu machen beauftragt hatte, und war so zufällig Zeuge dieser peinlichen Szene. Wie Soldaten standen die jungen Leute blaß und stumm in einer Reihe, während der Meister wutschäumend, wie ein General, vor der Front auf und niederschritt: „Ne craignez rien, Messieurs, nous aurons notre revanche. C'est à moi qu'ils en veulent, ces lâches, mais ils le regretteront, soyez en sûrs! usw.

Ingres besaß die Gabe, fremdes Talent in seinem Dienst fördernd zu verwenden. Mein Bruder war stolz, in Rom unter ihm und für ihn an einem seiner Bilder arbeiten zu dürfen. Es war die Muse, die er dem Portrait Cherubinis (den Maestro lorbeerkrönend) hinzugefügt, und wozu ihm Mlle. de Rayneval, die Schwester des französischen Gesandten, als Modell diente. Zwei Brüder Balze, talentvolle junge Leute, waren fast ausschließlich für ihn beschäftigt. Er verstand es, seine Schüler mit nie erkaltendem Enthusiasmus zu erfüllen. Selbst so reife Talente wie Scheffer und Delaroche konnten sich seinem zwingenden Einflusse nicht entziehen, gegen den sich indessen neuerdings der Impressionismus sehr probat erwiesen hat.

Digitized by Google



Horace Vernet.

„Aquelque chose malheur est bon“, sagt ein französisches Sprichwort. Die Februarrevolution von 1848 hatte einen allgemeinen Exodus der Pariser Gesellschaft zur Folge. Diejenigen, welche sich demselben nicht anschließen konnten oder wollten, waren mehr als gewöhnlich geneigt, sich einander zu nähern. Wir hatten davon eines Tages einen willkommenen Beweis, als mein Bruder und ich im Mai in einem kleinem Restaurant in der rue de l'Université unser bescheidenes Mittagsmahl einnahmen. Es war in nächster Nähe von unseren Ateliers, von denen sich zu weit zu entfernen in jenen Tagen nicht geraten war. Plötzlich erhob sich von einem der benachbarten Marmortischchen ein kleiner magerer Mann mit breitkrämpigem Hut, dem sein großer Schnurrbart, sein einreihiger, zugeknöpfter Rock und seine weiten Beinkleider ein militärisches Aussehen gaben. Er stellte sich als Horace Vernet vor und sagte, indem er meinem Bruder die Hand bot, daß er längst gewünscht habe, seine persönliche Bekanntschaft zu machen, da seine Leistungen, so verschieden von seinen eigenen — wohl zum Teil eben deshalb — ihn immer in hohem Grade interessiert hätten. Er setzte sich zu uns und lud uns, nach einer längeren, angeregten Unterhaltung, zu Tische, um uns in Versailles seiner Gattin vorzustellen.

Digitized by Google

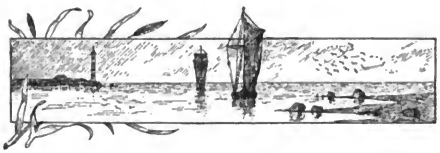
Als wir am bestimmten Tage hinausfuhren, nahm ich einige Kupferstiche nach meinen Bildern mit, um Horace Vernets Rat über dieselben zu erbitten. Nachdem sie von einem Mitgeladenen, einem sogenannten Kunstkenner, kritisiert, legte ich sie dem Meister vor: „La main d'en bas est trop grande!“ sagte er von einer „Traubenträgerin“! Der Kenner fiel triumphierend ein: „Je vous avais bien dit que la main d'en haut était trop petite.“ Worauf Horace Vernet: „Qu'est ce que cela prouve?“ Der Kunstkenner schmunzelte, ein Kompliment erwartend. „Cela prouve que le bourgeois met toujours le doigt à coté!“

Bei Tische war Horace Vernet sehr gesprächig. Er erzählte, wie er in Algier, um Studien für sein berühmtes Bild „La prise de la Smala“ zu machen, eine militärische Expedition ins Innere begleitet, und wie ihm, dem Nachzügler, eine feindliche Kabylenkugel vier Wunden auf einmal beigebracht habe. Er sprang mit echt französischer Lebhaftigkeit vom Tische auf, uns die vier Narben zu zeigen. Nach wieder geordneter Toilette fuhr er in der unterbrochenen Mahlzeit fort und erzählte, wie er zwanzigjährig, unbemittelt, ein junges Mädchen ohne Vermögen geheiratet und seelenfroh war, eine Bestellung auf vierundzwanzig Bilder, das Stück zu zehn Francs, zu erhalten.

Die Vernets boten ein seltenes Beispiel erblicher Kunstbegabung, indem Horaces Großvater Joseph und sein Vater Carle rühmlich bekannte Maler waren. Letzterer war auch für seine Calembours bekannt. So erzählt man, daß er, nachdem die Malibran in der Villa Medici in Rom ihr Auditorium durch ihren Gesang entzückt hatte, eine Zuckerdose haltend vor sie hingetreten sei, mit den Worten: „Madame, vous avez su chanter, mais moi j'ai su — crier!“

Horace Vernets einzige, schöne Tochter war an Delaroche verheiratet, dessen nähere Bekanntschaft ich im Winter 1845 in Rom zu machen die Ehre hatte.

Digitized by Google



Friedrich Overbeck.

Friedrich Overbeck war der bedeutendste unter den deutschen Jünglingen, die im Anfang des Jahrhunderts nach Rom wanderten, um dort eine deutsche Kunst ausschließlich im Dienste der katholischen Religion zu gründen. Von seinen Werken, die weltbekannt sind, brauche ich hier nicht zu reden. Unter der zahlreichen Künstlerschaft, welche der enthusiastische junge Kronprinz Ludwig von Bayern damals um sich versammelte, sind Koch und Overbeck die Einzigen, die Rom zu ihrem dauernden Aufenthalt gemacht haben. Im Palazzo Cenci, am Eingang des Ghetto, bewohnte dieser den ersten Stock, fern von dem frivolen Touristenschwarm und den frivoleren für denselben arbeitenden Künstlern. Ein riesiges hölzernes Kreuz empfing den Besuchenden bei seinem Eintritt im Vorzimmer. Durch eine Reihe geräumiger, klösterlich karg möblierter Säle gelangte man in das Heiligtum, das Studio, wo man vom Meister, einer mittelalterlichen Erscheinung, mit freundlicher Urbanität empfangen wurde; immer leutselig bereit, seine Absichten in dem symbolischen Teile seiner Schöpfungen zu erläutern.

Auf die Nachricht vom Tode seiner Frau beeilte ich mich, pflichtgemäß meinen Beileidsbesuch zu machen, aber er wies

Digitized by Google

den Ausdruck meiner Teilnahme entschieden zurück. „Es ist ja ein Anlaß Gott zu danken und sich zu freuen", sagte er. „Unser Lebenlang beten wir: „Herr, Dein Reich komme", und wenn es kommt, heulen und klagen wir, anstatt uns zu bedanken. Als wir unsern einzigen, neunzehnjährigen Sohn verloren, dankten wir Gott auf den Knieen, daß er ihn vor den Versuchungen dieser sündigen Welt so gnädig bewahrt hatte."

Darauf konnte ich mich nur mit meiner guten, wenn auch irrigen Absicht entschuldigen. —

Sein bedeutendstes Werk: „Der Einfluß der katholischen Religion auf die Künste und Wissenschaften" befindet sich im Städelschen Institut in Frankfurt. In der erläuternden Broschüre, welche er dazu geschrieben, heißt es von Raphael: „Aus dem Gottvergessenen wurde alsbald der Gottverlassene."

Das könnte mich zu dem Ausspruche veranlassen, daß der Maler am besten mit dem Pinsel redet — hätte ich nicht selbst die Feder in der Hand.

Ich zeichnete ihn für mein Album im Jahre 1853; der Leser findet in diesen Blättern eine Nachbildung beigefügt.

Digitized by Google

August Riedel.

August Riedel war in jeder Hinsicht ein Kontrast zu dem Vorhergehenden. Er war aus Bayreuth gebürtig, viele Jahre hindurch der Repräsentant der modernen Genremalerei in Rom und ein entschiedener Liebling des alljährlich wechselnden Fremdenpublikums, später auch Königs Ludwig von Bayern, dem Riedels Kunstrichtung im Alter eine willkommene Erholung von der strengen Klassizität seiner Jugend gewesen zu sein scheint. Er kaufte viele von seinen Bildern, um ihnen einen dauernden Platz in der neuen Pinakothek in München zu sichern. Wie viele Maler vor und nach ihm, litt Riedel von dem kalten Studio-Nordlicht und den damit verbundenen schwarzen Schatten, besonders in Ländern, die, wie Italien, mit vorwiegend blauem Himmel gesegnet sind. Aber anstatt zu dem neumodischen „plein-air" seine Zuflucht zu nehmen, versuchte er mit warmen Reflexen dem Übel abzuhelfen, indem er die Sonne auf Goldpapier scheinen ließ und das Modell durch den Reflex beleuchtete, sowie durch andere derartige Vorrichtungen. Eine Zeitlang hatte die Neuheit des Resultats, verbunden mit wirklichem, bedeutendem Talente, den größten Erfolg. Sein Studio wurde von Besuchern bestürmt, und es regnete Bestellungen. Aber er scheiterte an

zwei Klippen: an der bequemen Art des Gelderwerbes, durch fortwährendes Wiederholen ſeiner Bilder, und an dem Mangel an gebildetem Umgang und geſunder Kritik, wofür Intimität mit ungebildeten Berufsgenoſſen und noch ungebildeteren Modellen keinen Erſatz bieten konnte. Der Wechſel der politiſchen Verhältniſſe in Italien zog auch eine Veränderung der Kunſtzuſtände in Rom nach ſich, das Bilder kaufende Fremdenpublikum blieb aus, und Riedel ſtarb in hohem Alter vergeſſen, verlaſſen und verarmt.

Digitized by Google

Albert Thorwaldsen.

In jenen Jahren, wo das moderne Rom noch als ein Kunstzentrum galt, repräsentierten Thorwaldsen und der Engländer John Gibson die Canovasche Schule in der Skulptur. Sie sind heutzutage aus der Mode wie David und Guérin in der Malerei; aber wie hoch sie ihrerzeit geschätzt wurden, beweisen ihre Portait-Statuen, welche auf König Ludwigs Befehl die Glyptothek in München zieren.

Thorwaldsen war hochbejahrt, als ich ihn 1841 im Hillerschen Hause in Rom kennen lernte. Er war eine stattliche, ja imposante Erscheinung. Groß, breitschultrig, mit nordisch hellblauen Augen und hoher, gewölbter Stirn. Der feingeschnittene Mund fast lippenlos. Reiches, schneeweißes Haar krönte das bartlose Antlitz. Er hatte keine Spur von dem, was man Bildung zu nennen pflegt. Seine Unterhaltung war von der allergewöhnlichsten Art, wozu der Umstand, daß ihm keine Sprache geläufig war, beitragen mochte. Während seines vieljährigen Aufenthaltes in Rom hatte er seine dänische Muttersprache zum Teil verlernt, ohne sich dafür eine andere anzueignen. Italienisch wie Deutsch waren ihm gleich ungeläufig, von Französisch oder Englisch nicht zu reden. So war er, scheinbar ungebildet, ein leuchtendes Beispiel natürlicher, spezieller, unzweifelhafter Begabung für die Bildhauerei. Eine gewisse naive Einfachheit gab seiner Unterhaltung, durch den

Digitized by Google

Gegensatz zu seinen Schöpfungen, deren einige den Schönheits-Schatz der Menschheit für alle Zeiten bereichern, einen eigentümlichen Reiz. Er lebte, unverheiratet, mit einer Familie des römischen mezzo-ceto (des niedern Bürgertums) und pflegte, als ich ihn kennen lernte, seine Abende mit einem deutschen Banquier und dem dänischen Konsul, einem Altonaer, beide alte Junggesellen, Zahlenlotto spielend zuzubringen, bis eine alte dänische Baronin sich seiner endgültig bemächtigte. — Zwei Beispiele seiner Einfachheit mögen hier ihren Platz finden. Ich hatte, als ich ihn im Hillerschen Hause kennen lernte, eben mein erstes Bild gemalt, wovon eine Skizze im Album der Frau Hiller seine Aufmerksamkeit hinreichend erregt hatte, um ihn zu einem Besuche in meinem Atelier zu veranlassen. Wie freudig überrascht ich war, den Greis plötzlich in meine Klause eintreten zu sehen, läßt sich besser nachfühlen als beschreiben. Er hatte fünf hohe Treppen bis auf das Dach des Palazzo de Pupazzi, wo ich hauste, erklettern müssen.

Es waren herrliche Zeiten für die zahlreichen fremden Künstler in Rom. Sie waren die Herren, und die Römer, deren Haupt-Einnahmequelle sie bildeten, nur zu bereit, ihnen den Aufenthalt nach Kräften angenehm zu machen. Ein deutscher Klub nannte sich „Ponte-Molle-Gesellschaft", nach der Brücke Ponte Milvio, die vor dem Bau der Eisenbahn jeder vom Norden Kommende oder dahin Heimreisende zu überschreiten hatte — bei welcher Gelegenheit die Mitglieder des Klubs diesem das Geleite, jenem den Willkomm zu geben pflegten. Der Neuangekommene wurde dann an einem bestimmten Abende feierlich als Mitglied aufgenommen, wofür er die Gesellschaft mit Wein zu regaliren hatte.

Thorwaldsen war eben von einem Triumphzuge durch den Norden Europas zurückgekehrt; überall hatte man ihn gefeiert, die Fürsten hatten gewetteifert, seine Brust mit Sternen und Kreuzen zu schmücken. Nichtsdestoweniger nahm er den

Digitized by Google

Vorschlag, sich nach längerer Abwesenheit von Neuem in die Ponte-Molle-Gesellschaft aufnehmen zu lassen, bereitwilligst an. Eine solche Aufnahme war von kindischen Ceremonieen begleitet.

Der Kandidat wurde von zwei Bürgen zu dem Präsidenten geführt, der ihm die üblichen Fragen stellte, welche der große Künstler lächelnd beantwortete. „Wie heißen Sie?" „Albert Thorwaldsen". „Ihr Alter?" „Achtzig Jahre". „Ihr Beruf?" „Bildhauer". „Ihr Zweck?" „Die Kunst zu studieren". Dies und die Gewährleistung der beiden Einführenden wurden für hinlänglich betrachtet, ihn von neuem mit dem höchsten Orden der Gesellschaft zu dekorieren. Der bestand in einem Mezzo-Bajocco, der niedrigsten römischen Kupfermünze an einem grünen Bande, und er soll ihn auf seiner Reise an allen Höfen mit den anderen Orden getragen haben. Darauf wurde in der Mitte des Saals ein Stuhl auf einen Tisch gesetzt, Thorwaldsen auf diesen gehoben und ihm ein Stückchen brennender Wachskerze („moccolo" genannt) in die Hand gegeben. Ein eben solches hielt jeder der Anwesenden, die nun eine Prozession bildeten und, „Heil Dir im Siegerkranz" singend, den Tisch umzogen. — Trotzdem seit jenem Abend ein halbes Jahrhundert verflossen ist, sehe ich heute noch mit den Augen des Geistes das rührende Lächeln des ehrwürdigen Jubelgreises, wie er hoch auf seinem Strohstuhle sitzend sorgfältig seine Stümpfchen Wachskerze wahrnahm — bis die feierliche Ceremonie spät in der Nacht oder früh am Morgen ihr Ende fand.

Digitized by Google

Josef Muncaczy.

Ich war eines Morgens in Karlsbad freudig überrascht, auf der „Alten Wiese“ dem berühmten ungarischen Maler Muncaczy zu begegnen. Nach der ersten Begrüßung und auf die Frage nach seiner Adresse erwiderte er: „Noch habe ich keine, denn ich bin eben erst angekommen. Ich habe meinen Koffer auf dem Bahnhofe gelassen und suche eben nach einer Wohnung — aber“ fügte er lachend hinzu, „ich bin schon vor einem Polizei-Richter gewesen!“ Er schien in heiterster Laune, die er auf meine Frage folgendermaßen erklärte: „Wie ich an jenem Bilderladen vorbeischlendere, höre ich den Händler einem Engländer eines der außen ausgestellten Schandbilder mit den Worten anpreisen: „Dies ist ein echter Muncaczy“. Worauf ich, mich nähernd einwendete: „Das bezweifle ich“! „Bitte“, unterbrach sich der Mann, noch ziemlich gleichgültig, „kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten.“ Ich wiederholte: „Ich bin wirklich überzeugt, daß das Bild nicht von Muncaczy ist“. Jetzt ward der Mann zornig: „Dies ist eine unerhörte Frechheit. Ich muß Sie dringend ersuchen, sich nicht in meine Geschäfte zu mischen.“ Der Engländer machte sich sachte aus dem Staube. Nun ward der Mann blaß vor Wut. „Sie haben mir einen großen Schaden zugefügt. Ich ersuche Sie, mir auf die Polizei zu folgen. Ich verlange Entschädi-

Digitized by Google

gung.“ Mit Vergnügen erklärte ich mich bereit, und wir gingen zusammen. Nachdem er seine Klage zu Protokoll gegeben, fragte mich der Beamte nach Namen und Adresse. „Letztere habe ich noch nicht“, erwiderte ich, „denn ich bin eben erst angekommen, aber“ — indem ich ihm meine Visitenkarte einhändigte — „hier ist mein Name: Josef Muncaczy.“ Worauf der Händler, womöglich noch blasser als vorher, eiligst Entschuldigungen stammelnd den Platz räumte. — Und jetzt helfen Sie mir eine Wohnung suchen!“

Digitized by Google

Ernst Meyer.

Ernst Meyer, aus Altona gebürtig, war kein großer, aber ein echter Künstler und, was fast eben so selten ist, ein Charakter. Trotz beharrlichen Strebens ist es ihm nie gelungen, den kleinlichen, ängstlichen Stil in seinen Ölbildern los zu werden, den er seiner frühsten künstlerischen Erziehung in der Kopenhagener Akademie verdankte, aber er war nichtsdestoweniger „ein Künstler von Gottes Gnaden", wie seine Skizzen beweisen, deren Zahl Legion ist, und die er der Kopenhagener Akademie vermacht hat. Wie kein Anderer besaß er die intimste Kenntnis des italienischen Landvolkes und der italienischen Mönche, die er treu, oft mit sprudelndem Humor, öfter mit ergreifendem Pathos, darzustellen wußte. Aber er hatte auch eine fast komische Vorliebe für Schweine, die er in allen möglichen Lagen in seinen Bildern anzubringen liebte, und der er seinen Spitznamen, „Schweine-Meyer" verdankte, woran sich folgende Anekdote knüpft:

Da der heilige Antonius, der offizielle Patron der Tiere, ohne Zweifel als Symbol seiner Demut, ein Schwein zu seinem täglichen Begleiter gewählt hat, unterhält jedes Dorf, dessen Schutzpatron er ist, ein solches auf allgemeine Kosten. Es wird von aller Welt gefüttert und gehätschelt und pflegt, seiner Würde bewußt, ungefährdet und unbehindert durch's Dorf zu rennen. Auf einer dieser Expeditionen rannte es von hinten gegen den guten Meyer, der skizzierend vor der Dorf-

Digitized by Google

kirche saß. Natürlich wurden er und seine Skizze, seine Staffelei, sein Malkasten und sein Sonnenschirm von der galoppierenden Bestie zu Boden geworfen, aber aller Trost, den ihm die nie fehlenden, ihn umstehenden Laffen bei seinem Unfalle zusprachen, war, daß dieser ja von dem Schweine des heiligen Antonius herrühre, welches man gewähren lassen müsse.

Es ist meine Absicht, nicht weniger von dem Menschen als von dem Künstler zu reden, denn Meyer vereinigte in seltenem Maße die Unschuld der Taube mit der Klugheit der Schlange, und in unserer prosaischen Zeit bildete sein ritterlicher Charakter eine willkommene Ausnahme. Sehr verliebter Natur, hatte er bis ins späteste Alter für das schöne Geschlecht eine tiefe, aufrichtige Verehrung. Im Beginn seiner in gemäßigten Zonen seltenen, unheilbaren Krankheit, Muskelschwund, — ein Muskel verschwindet allmählig nach dem andern —, suchte er vergeblich Heilung in der zu jener Zeit sehr besuchten Priesnitzschen Wasserheilanstalt in Böhmen. Mitten im Winter mußten die Patienten, spärlich bekleidet, barfuß im Walde durch tiefen Schnee umherwandeln. Eine junge Leidensgefährtin, eine schöne polnische Gräfin, die sein immer liebebedürftiges Herz gewonnen hatte, fand allmorgendlich ihren Pfad mit solchen Blumen, Beeren und Blättern bestreut, wie die Jahreszeit sie lieferte, und die ihr lahmer Anbeter vor Tagesanbruch gesammelt hatte.

Als das unaufhaltsam fortschreitende Leiden ihn zwang, das Ölmalen aufzugeben, legte er sich aufs Aquarellieren und bewog einen berühmten französischen Aquarellmaler, ihm Unterricht zu erteilen, indem er sich für einen Anfänger und Liebhaber ausgab. Mit seinen Resultaten in diesem Kunstzweige, in welchem er es zu einer gewissen Meisterschaft brachte, war er rührend freigebig und pflegte wohl einem Freunde ein Blatt, das er besonders bewundert hatte, beim Fortgehen unversehens in die Tasche zu stecken. Schließlich mußte er an

Digitized by Google

Krücken gehen, was zwar seinem unverwüstlichen Humor keinen Eintrag that, ihn aber auch nicht vor häufigem Fallen bewahrte.

In dem lieblichen Lariccia im Albanergebirge pflegte eine buntscheckige römische Gesellschaft im Hochsommer Schutz und Kühle zu suchen, teils mit Landschaftstudien beschäftigt, teils im Genuß der reizenden Gegend schwelgend. Die Piazza vor der Casa Martorelli, dem einzigen Wirtshause, zierte ein Brunnen, an dem die Dorfbewohnerinnen in ihren roten, goldverbrämten Miedern kupferne Gefäße (conche) zu füllen kamen, und hier fiel der gute Meyer und brach einen Fuß, der, alsbald eingerichtet, ihn zu längerem Liegen verdammte. Auf meine Frage, ob er viel Schmerzen ausgestanden, erwiderte er: „Freilich, aber es war Kinderspiel im Vergleich zu dem, was ich litt, als ich so hülflos am Boden lag, und das schöne Mädchen, mit der conca auf dem Kopfe, mitleidig ausrief: „Povero vecchio!“ (Armer Alter.) Das that weh!“

Ich mag hier eines Vorfalles aus jener Zeit erwähnen, der, in der Erinnerung heiterer als in der Wirklichkeit, mir dies Paradies fast verhaßt gemacht hätte. In Folge eines Fieberanfalls litt ich in der heißesten Zeit an einem täglich, zur bestimmten Stunde wiederkehrenden neuralgischen Zahnweh, und ich beschloß mich um jeden Preis davon zu befreien. Der amerikanische Zahnarzt in Rom hatte mir dringend ans Herz gelegt, während seiner Abwesenheit keinen römischen Zahnarzt zu konsultieren, sondern mich im Notfalle lieber an einen „Padre dentista“ (Bruder Zahnarzt) zu wenden, deren fast jedes Kloster einen praktisch erfahrenen enthielte. Nach einer schlaflosen Nacht faßte ich also den todesmutigen Entschluß, seinen Rat zu befolgen, bestieg meinen Esel (deren jeder Fremde einen nebst bedienendem Jungen für die Dauer des Aufenthaltes mietete) und ritt durch die prachtvolle Allee immergrüner Eichen, den See entlang, nach dem hoch gelegenen

Digitized by Google

Kapuzinerkloster. Ich zog die Glocke, brachte mein Anliegen vor und ward in den Garten gewiesen, welcher die lieblichste Aussicht über den Albaner See und die römische Campagna mit der fernen Peterskuppel gewährt. Hier, wo sich verschiedene Mönche teils mit Gärtnerei, teils mit Lesen beschäftigten und mit der malerischen Umgebung mannigfache Motive zu Bildern abgaben, hier winkte mir der strenge Padre dentista, auf einer steinernen Bank unter blühenden Rosen Platz zu nehmen. Der Gegensatz der romantischen Umgebung zu der peinlichen Operation war zu groß! Ich protestierte und wurde, auf die Einwendung, daß es nicht erlaubt sei, in den Zellen Zähne auszuziehen, in die Küche gewiesen, wo auch Mönche mit Bereiten des Mittagsmahls beschäftigt waren. Ich mußte mich ins Unvermeidliche ergeben. Nachdem der Padre mit den eisernen Zügen mir seine zwei primitiven Instrumente, eines für die oberen, das andere für die unteren Zähne, gezeigt hatte, hieß er mich auf eine Bank ohne Lehne sitzen, stieg auf einen Schemel hinter mir, bat mich, ihm den leidenden Zahn anzudeuten, und sich von hinten über mich beugend, zog er mir den verkehrten, einen gesunden Zahn aus. Nachdem er sich standhaft geweigert, für die Operation, aber nicht, für ein paar Messen, geringe Zahlung anzunehmen, empfahl ich mich dankend, um eine interessante Erfahrung reicher, um einen guten Zahn ärmer.

Meyer war untröstlich, mich auf dieser Expedition nicht haben begleiten zu können, da Mönche nebst Bauern und Schweinen seine Spezialität waren. Er hätte zweifelsohne seine Mappen mit mannigfachen Motiven bereichert. Er war von unersättlicher Neu- und Wißbegier, die kleine und große Welt „und was darinnen ist" kennen zu lernen. Er benutzte die kleine Erbschaft einer alten Tante zu einer Reise nach Lappland. Befragt, was ihn bewogen, das unwirtliche Land vor anderen zu wählen, antwortete der von der Natur sehr stiefmütterlich Behandelte, „die Regierung habe ihn hingeschickt,

Digitized by Google

in der Hoffnung, daß er sich verheiraten und die Race veredeln möge." Als mir der Arzt wegen eines rheumatischen Leidens die heißen Bäder von Vicarello am Lago di Bracciano verordnete, erbot er sich freundschaftlichst, mir in der Einsamkeit Gesellschaft zu leisten. Bei unserer Ankunft bemühten sich die Kellner eifrigst um ihn, indem sie in ihm, seiner Krücken wegen, den neuen Badegast vermuteten, während sie von mir wenig Notiz nahmen. Er erklärte ihnen aber, daß er, selbst zu krank, einen jüngeren Mann mitgebracht habe, der für ihn die Bäder nehmen würde, wovon er sich den besten Erfolg verspräche. Es war sein dringender Wunsch, die verschiedeen Lagen des Lebens persönlich kennen zu lernen. So war es ihm ganz recht, durch ein Mißverständnis arretiert und zwischen zwei Gensdarmen gebunden ins Gefängnis gebracht zu werden. — Dem Ertrinken nahe und nachdem er, schon besinnungslos, wieder zum Leben gebracht worden, behauptete er, die Empfindung sei eine über die Maßen beseligende gewesen. — Zuletzt sah ich ihn in Hamburg, zur Verzweiflung seiner Verwandten, und trotz seiner Krücken, in einem Luftballon aufsteigen, mit seinem lahmen Arm ein Fähnchen schwingend.

Adolf Stahr an Ernst Meyer.

Was mich an Deiner Kunst entzückt,
Was in den farbigen Gestalten
Das Auge wie das Herz beglückt,
Das ist das reine, klare Walten
Der Liebe, die in treuer Meinung
Die ganze Menschenwelt umschlingt,
Zum reinen Kern des Wesens dringt.

Wie Gottes Sonne gnädig milde
Dem Guten wie dem Bösen scheint,
So in des echten Künstlers Bilde
In gleichem Licht die Welt erscheint.
Und zieht das Falsche, das Verkehrte
Er heiter an das Licht hervor,
Die Liebe war's, die es verklärte
Im Zauberbade, im Humor!

Digitized by Google

Franz Liszt, 1836—1887.

Ich bin Liszt in längeren oder kürzeren Zwischenräumen in Paris, Helgoland, Weimar, Rom und schließlich ein Jahr vor seinem Tode in London begegnet. Widersprechendste Eigenschaften stritten sich in seinem Charakter. In jeder Hinsicht, nicht nur musikalisch, hochbegabt, intelligent und rasch auffassend, beredt und von großer Herzensgüte, litten alle diese Eigenschaften einigermaßen durch die Folgen des Virtuosentums, dem er seine besten Jahre gewidmet hatte. Es ist kaum zu erwarten, daß eine so lange, ununterbrochene Folge eklatanter persönlicher Triumphe, wie er sie gefeiert, auch in dem stärksten Charakter nicht ihre Spur zurücklassen sollte. In der Intimität konnte er hinreißend liebenswürdig sein (nicht allein für das weibliche Geschlecht, das in seiner Biographie eine so bedeutende Rolle spielt), wenn ihn eine gewisse Selbstbewußtheit, das französische „poser", ausnahmsweise verließ. Dem magnetisch-dämonischen Zuge seines Wesens hat Ary Scheffer in dem bekannten Bilde „Christus und der Versucher in der Wüste", für welch Letzteren er als Modell gedient, beredten Ausdruck gegeben. Dieser ist Liszts getreues Portrait. Seine Erscheinung, in der Jugend sehr

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

schlank und zart, war elegant und einnehmend; seine sehr beweglichen Gesichtszüge voll Charakter und Leben, die nicht sehr hohe Stirn an den Schläfen, wo die Phrenologen den Sinn für Musik hinverlegen, durch ungewöhnlich scharfe Kanten bezeichnet. Von Natur sehr kurzsichtig, waren seine grauen, von starken Brauen beschatteten Augen voll Leben und wohlwollendem Ausdruck. Die Nase länglich, leichtgebogen, die Nasenflügel in steter nervöser Bewegung. Stark accentuierte Mundwinkel und eine leicht hervorstehende Unterlippe bezeichneten den feingeschnittenen Mund, ein wohlentwickeltes Kinn endigte das bartlose Gesicht. Das bräunliche Haar, von der Stirn nach zwei Seiten aufwärts und zurück gekämmt, fiel in glatten, weichen Massen rückwärts tief in den Nacken. Wie vielen Ungarn, waren ihm mehrere fremde Sprachen geläufig, Französisch am meisten. Deutsch sprach er fließend, mit entschieden österreichischem Accent. Mit feiner Ironie wahrte er seine Stellung in der Gesellschaft den Großen gegenüber, auch während seiner Virtuosenkarriere, und seine witzig-scharfen Antworten gingen von Mund zu Mund. Hier eine als Beispiel: Die alte Fürstin Metternich, die ihm nicht wohlwollte, fragte ihn bei Hofe, wo er gespielt, absichtlich laut: „Avez-vous fait de bonnes affaires à Vienne, Mr. Liszt"? Worauf seine Antwort: „Moi, Princesse, je fais de la musique, je laisse les affaires aux diplomates et aux marchands".

Ich sah und hörte ihn zum ersten Male im Jahre 1836, in einem Morgenkonzerte für einen wohlthätigen Zweck im Hotel de Ville in Paris. Seine Erscheinung war äußerst schmächtig, und mitten im Spiele fiel er leichenblaß ohnmächtig vom Stuhl, zum großen Schrecken des Publikums, und mußte hinausgetragen werden.

Persönlich lernte ich ihn erst viel später kennen, aber hörte viel von ihm und über ihn, durch meinen Bruder Heinrich, der in Rom im Jahre 1838 intim mit ihm be-

Digitized by Google

freundet war und im Sommer sein und der Gräfin d'Agoult Portrait in ihrer Villa bei Lucca gemalt hatte. Diese Dame hatte Mann und Kinder in Paris verlassen, um mit Liszt zu leben. Von den zwei Mädchen, die dieser Verbindung entsprossen, und deren Erziehung Liszts Mutter wahrnahm, heiratete die älteste Mr. Emile Olivier, der als Minister Napoleons III. den deutsch-französischen Krieg „d'un coeur leger" befürwortete. Sie starb jung; die Andere, Cosima, ist jetzt, nachdem ihre Ehe mit dem bekannten Musiker v. Bülow geschieden, Richard Wagners oft genannte Wittwe. Ein drittes Kind war ein Knabe, der, als die Eltern 1859 Rom verließen, zu jung zum Reisen, bei seiner Amme in Palestrina im Sabinergebirge zurückgelassen wurde, um später abgeholt zu werden. Als mein Bruder, der nach dem Kinde zu sehen übernommen hatte, auch Rom verließ, übertrug er mir, dem Zurückbleibenden, diese Pflicht, deren ich mich gewissenhaft entledigte, indem ich das Kind in dem etwa 20 Miglien entfernten Orte von Zeit zu Zeit in einem Einspänner besuchte. Es gedieh anscheinend vortrefflich in der Obhut seiner bildschönen Amme, der Frau einer Tischlers. Ich greife vor und füge hinzu, daß ich den Sohn erst i. J. 1860 bei einem Besuche bei Frau v. Bülow in Berlin wiedersah. Ein schöner blasser Jüngling, Liszts Ebenbild, lag in ihrem Salon todkrank auf dem Sofa. Er starb bald nachher an Schwindsucht. Man rühmte ihn als hochbegabt.

Kehre ich in meiner Erzählung nach Rom zurück, so muß ich nicht zu berichten vergessen, daß ich meine erste geschäftliche malerische Thätigkeit dort Liszt verdankte, indem er bei seiner Abreise im Jahre 1838 für mich den Auftrag hinterlassen hatte, für ihn die Köpfe von Dante und Savonarola aus der Raphaelschen Freske der „Disputa' del Sacramento" im Vatikan auf einer Leinwand zu kopieren. — Im Jahre 1846 führte mich mein Bruder in Paris bei der Gräfin

Digitized by Google

d'Agoult ein. Ihr Verhältnis zu Liszt war längst gelöst und sie lebte als „femme libre", von einem intimen Kreise ausgezeichneter Männer verschiedener Nationalitäten umgeben: unter ihnen Odo Russell (Lord Ampthill, nachheriger englischer Gesandter in Berlin), und Herwegh. Unter dem Pseudonym Daniel Stern hatte die noch schöne Frau sich in der Litteratur durch Romane wie durch politische Schriften einen Namen errungen. Auch ist es ihr gelungen, ihre einzige Tochter aus der Ehe mit dem Grafen d'Agoult ihrem Rang gemäß zu verheiraten.

Erst im Jahre 1849 machte ich Liszts persönliche Bekanntschaft in Helgoland, dem roten Felsen in der Nordsee, wo wir einige für mich höchst angenehme Wochen zusammen zubrachten. Er lebte damals mit einer Fürstin Sayn-Wittgenstein, einer anderen, von seiner dämonischen Natur hypnotisierten Dame, aus den höchsten aristokratischen Kreisen. Wie ihre Vorgängerin hatte sie ihren Mann, ihre hohe gesellschaftliche Stellung und ihr kolossales Vermögen aus Liebe zu Liszt in Rußland im Stich gelassen; aber ihre allerliebste, etwa zwölfjährige Tochter begleitete sie nebst ihrer Gouvernante. Die Fürstin war klein und keineswegs schön zu nennen, aber geistreich und sehr lebendig in der Unterhaltung. Sie rauchte mit Liszt um die Wette die stärksten Helgoländer Schiffer-Zigarren, von diesem scherzweise „Luderos Canaglios" getauft.

Ein ozonreicheres Seebad als Helgoland läßt sich kaum denken. Auf dem, durch 180 Stufen mit dem Unterlande verbundenen Oberland lebt man wie auf dem Verdeck eines großen Schiffes, mitten im Ozean, ohne die Gefahr seekrank zu werden. Jeder Luftzug ist Seewind. Auf der nahen Sanddüne, wo gebadet wird, ist immer kräftiger Wellenschlag. In diesem Sommer war ein angeregter Kreis von bedeutenden Menschen auf der Insel vereinigt. Franz Dingelstedt, Adolf Stahr, Fanny Lewald, Ernst Meyer, der bereits gewürdigte dänisch-römische Maler, Liszt und die Fürstin Wittgenstein unter Andern.

Digitized by Google

Zu ihnen gesellte sich Julius Fröbel, der, nach Unterdrückung des badischen Aufstands, fliehend sich von dem damals noch englischen Helgoland aus nach Amerika einschiffen wollte. Er erzählte uns, wie er 1848 in Wien mit Robert Blum mit den Waffen in der Hand gefangen und mit ihm zum Tode verurteilt worden. Wie man ihm, nachdem Blum erschossen worden, das Todesurteil verlesen, den Stab über seinem Haupte gebrochen und ihm in demselben Augenblick seine Begnadigung notifizirt habe mit dem Bedeuten, daß er Österreich auf der Stelle zu verlassen habe. „Ich hatte keine Furcht verspürt," fügte er hinzu, „aber ich fühlte das Blut wie Feuer in meinen Adern zirkulieren". Als der Kerkermeister den Halbetäubten in seine Zelle vor dem Abschiede zurückführte, stand noch ein unberührtes Kotelett auf dem Tisch, für das der eben Begnadigte jetzt großen Heißhunger spürte, aber der Kerkermeister kam ihm zuvor, indem er es seinem großen Hunde zuwarf, mit den Worten: „Sie werden auch jetzt mit dem Essen keine Zeit verlieren wollen", und so wurde er halbverhungert über die Grenze gebracht. Ich benutzte die vielen freien Stunden, um fast alle Obgenannten für mein Album zu zeichnen.

Das mehrwöchentliche Zusammenleben mit Liszt, auf so engem Raume, brachte uns einander näher, als wenn wir jahrelang in einer großen Stadt nebeneinander existiert hätten. Er wohnte damals in Weimar, ein intimer Freund des jungen Großherzogs, der für sein Hauptstädtchen eine erneute Glanzperiode und in der Intimität mit Liszt eine Wiederholung des Verhältnisses Karl Augusts zu Goethe träumte. Wohl einsehend, daß das in der Litteratur nicht möglich, versuchte er seine Absicht durch Förderung von Musik und Malerei zu erreichen.

Wie bei Goethes Fall, setzte man sich bei Liszt über die Formen, die die bürgerliche Gesellschaft regeln, hinweg, und Liszt wurde mit der Prinzessin in der Altenburg, einem Schlößchen in nächster Nähe Weimars, installirt. Dorthin lud er

Digitized by Google

mich ein, um von Hamburg aus, 1857, den Festlichkeiten beizuwohnen, mit denen die Enthüllung der Rietschelschen Doppelgruppe des Goethe- und Schillerschen Monuments gefeiert werden sollte. Hof-Galadiners, Hof-Gala-Theateraufführungen, Ausflüge nach der Wartburg usw. füllten die Festtage. Die kleine Stadt war voll von Gästen, und alles in gehobener Stimmung. Der Großherzog, den ich, als Erbprinz, in Rom für mein Album gezeichnet hatte, erinnerte sich, wie er, im offenen Wagen von einem tropischen Platzregen überrascht, so durchnäßt zur Sitzung zu mir kam, daß ich ihm trockene Kleider leihen mußte, bevor ich ihn zu zeichnen anfangen konnte.

Die verwitwete russische Großfürstin lud mich mit dem alten Fürsten Pückler-Muskau zur Tafel um 1 Uhr. Obgleich stocktaub und kaum hörbar leise redend, war sie augenscheinlich bemüht, uns zu unterhalten, indem sie allerlei interessante Goethe-Reliquien herbeibringen ließ. Das Diner war einfach, und mein verwöhnter Begleiter hörte nicht auf, während der Rückfahrt sich über die „Piquette" zu beklagen, die man ihm als Wein vorgesetzt.

Während dieser Tage war ich Liszts und der Fürstin Gast auf der Altenburg, wo ihm von früh bis spät Weihrauch gestreut wurde. „Cher, bon, grand", war die gewöhnliche Anrede. Daß diese tägliche und stündliche Adulation ihm nicht gänzlich den Kopf verdrehte, ist ein Wunder und spricht sehr zu seinen Gunsten.

Nachdem ich den alten Eckermann und den jungen Joachim, damals Direktor des Orchesters, für mein Album gezeichnet, verließ ich Weimar und sah Liszt und die Fürstin erst in Rom wieder, wo ich mich mit meiner jungen Frau im Jahre 1861 von Neuem niederließ. Die ungewöhnliche musikalische Begabung meiner Frau war der Magnet, der Liszt häufig in unsere bescheidene Wohnung zog, in der er manchen gemütlichen Abend, abwechselnd Musik spielend und hörend, zubrachte. So, in der Intimität, konnte er, wie schon erwähnt, von hin-

Digitized by Google

reißender Liebenswürdigkeit sein. Das Bewußtsein eines Publikums aber, selbst eine Katze, die das Zimmer durchschritt, konnte ihn steif, bewußt, förmlich machen. Der „charme“ war verschwunden. Unser römischer Diener, der mit der, dieser trefflichen Klasse in Italien eigenen Vertraulichkeit unseren Freunden Beinamen zu geben pflegte, hatte Liszt wegen der feierlichen Förmlichkeit, mit der er einzutreten pflegte, den Namen „l'Inamidato“ (der mit Stärkemehl Gesteifte) beigelegt.

Die Fürstin Wittgenstein lebte in einer bescheidenen zweiten Etage in der Via del Babuino. Der russische Kaiser hatte, wohl zum Teil auch um sie zur Rückkehr zu bewegen, die Konfiszierung ihres unermeßlichen Vermögens zu Gunsten ihrer Tochter befohlen, mit dem Bedeuten ihr eine Pension auszuzahlen, die anzunehmen ihr Stolz sie verhinderte. Das Geld häufte sich in der Bank, während sie Bücher zur Verteidigung des katholischen Glaubens schrieb, dessen fanatische Bekennerin sie war, die aber nicht in den Handel zu kommen bestimmt waren. Sie sprach geläufig französisch, mit polnischem Accent und mit lauter, scharfer Stimme.

Eine Ehescheidung zu erlangen, um Liszt heiraten zu können, schien der Zweck ihrer Aufenthalts in Rom. Dies war für sie mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft, da die katholische Religion, die Ehe als Sakrament betrachtend, nur zwei Ausnahmen von dem absoluten Verbot einer Ehescheidung kennt. Auf die eine: „daß die Ehe thatsächlich nicht vollzogen worden“, mußte, da derselben ein Kind entsprossen war, von vornherein verzichtet werden. Aber die andere: „Daß die Fürstin gegen ihren Willen zur Heirat gezwungen worden“, wurde mit Erfolg geltend gemacht. Die Ehe wurde aus diesem Grunde von Pius IX. für geschieden erklärt, und nur eine Bedingung an die Wiederverheiratung geknüpft: „daß dieselbe nicht in Rom stattfinden sollte“.

Zur allgemeinen Verwunderung erklärte nun Liszt, daß

Digitized by Google

er nicht außerhalb Roms heiraten wolle, und eines schönen Morgens wurde die römische Gesellschaft durch die Nachricht überrascht, daß Liszt in den Priesterstand getreten sei. Bei Monsignor (nachmals Kardinal) Hohenlohe, dem Bruder des Schwiegersohnes der Fürstin, trat er im Vatikan sein Noviziat an. Vorher aber hatte er versprochen, zum Abschied in einer der allwöchentlichen brillanten Soireen des bekannten amerikanischen Bildhauers Story im Palazzo Barberini sich noch einmal auf dem Klavier hören zu lassen. Erst nach dreimaligen vergeblichen Versuchen ließ die Fürstin sich bewegen, den Flügel herzuleihen, auf dem allein er spielen zu können behauptete. Nachdem er in gewohnter Weise sein Auditorium entzückt, verschwand er auf mehrere Wochen.

Man zerbrach sich die Köpfe, die Gründe für die anscheinend so plötzliche Sinneswandelung zu finden. Es boten sich deren zwei. Der eine war, daß er nie wirklich die Absicht gehabt, sich durch die Ehe für immer an die höchst geistreiche, aber äußerlich wenig anziehende Frau zu fesseln, und daß er durch die schließlich erreichte kirchliche Ehescheidung peinlich überrascht worden; der andere war, daß möglicherweise der Schwiegersohn der Fürstin, der später am österreichischen Hofe eine der höchsten Chargen bekleidete, die Aussicht, Liszt zum Schwiegervater zu haben, nicht freudig begrüßte und die hohe Stellung seines Bruders am päpstlichen Hofe benutzt habe, um durch seinen Einfluß den Plan zu hintertreiben. Wie mir Liszt selbst mitgeteilt, war man zu einer Zeit in Wien bemüht, sein Anrecht auf einen Adelstitel festzustellen. Wie dem auch sei, nach einigen Wochen „Ritiro's" erschien Liszt als Abbé, in langem Priesterrock mit unzähligen Knöpfen, der ihn sehr wohl kleidete, und nahm seine frühere Lebensweise wieder auf.

Nicht lange nachher zog er sich zeitweise in das Kloster Santa Francesca Romana im Forum zurück. Ich besuchte

Digitized by Google

ihn und fand ihn in einer Zelle, leidend im Bette. Er sprach erbittert über den Undank der Welt, die ihn als Virtuosen auf den Händen getragen, aber seinen Leistungen als Komponist keine Art von Anerkennung zollen wolle, als ob er sich etwas anmaße, wozu er kein Recht habe.

Ich sah die Fürstin wieder in Rom, als ich dort mit meiner Familie den Winter 1882—83 zubrachte. Sie war noch in ihrer alten Wohnung, sie selbst, ihre Möbel und Umgebung sichtlich gealtert und verkommen. Sie klagte, daß sie am römischen Fieber litte; man wurde erst vorgelassen, nachdem man an einem eisernen Ofen im Vorzimmer durchgewärmt worden, aber ihre Unterhaltung war so frisch und lebendig wie immer. Liszt war nicht in Rom, ihn sah ich zuletzt in London im Jahre 1887.

Sein Schüler Walter Bache, der mit rührend dankbarer Treue, aber mit zweifelhaftem Erfolg alljährlich seine Ersparnisse durch Klavierunterricht zu einem Konzerte zur Verbreitung von Liszts Kompositionen verwendete, hatte eine große Rezeption zu Ehren seines Meisters in der Grosvenor-Galerie veranstaltet. Liszt erkannte mich nicht, bis ich mich nannte. „Je n'y vois plus!" sagte der Halberblindete und verlangte zu meiner Frau geführt zu werden. Er ward sehr gefeiert. In dem Konzerte, ausschließlich von Werken seiner Komposition, sang meine Tochter Liza sein Lied die „Loreley" und hatte die Ehre, dafür von ihm geküßt zu werden. — Bei einem Festessen, das der deutsche Klub „Athenäum" in London ihm zu Ehren veranstaltete, sprach er beredt und fließend, entzückte uns auch später durch sein Spiel, zu dem niemand ihn aufzufordern gewagt hatte. Er starb in demselben Jahre.

Digitized by Google

Guiseppe Verdi.

Genie und Zufall haben sich vereint, Verdis Namen zu einem der gefeiertsten in Italien zu machen. Das erstere hat die gebildete musikalische Welt längst anerkannt, aber der Zufall wollte, daß, abgesehen von Verdis Ruhm als Komponist, die seinen Namen bildenden Buchstaben den Italienern ein Mittel boten, ihren unterdrückten Aspirationen Ausdruck zu geben. Während ihres langen Ringens nach politischer Einigung konnte man an den Mauern fast einer jeden norditalienischen Stadt die Buchstaben VERDI lesen, deren geheime Bedeutung:

Vittorio
Emanuele
Rè
D'
Italia!

sich solcherweise polizeilicher Verfolgung entzog.

Als wir einen zweiten Winter in Italien in einer Villa in der Nähe Genuas zubrachten, beeilte ich mich, einen Empfehlungsbrief Hillers an den berühmten Maëstro abzugeben; aber ich hatte lange vergebens an der Thür des Primo Piano in dem monumentalen Palazzo Doria zu schellen und war eben im Begriff, unverrichteter Sache wieder abzuziehen, als der Eingang behutsam von einer alten Frau geöffnet wurde, die sich aber entschieden weigerte, meinen Brief oder selbst eine Visitenkarte entgegenzunehmen. Vergebens versicherte ich sie,

Digitized by Google

daß dies kein Bettel-, sondern ein Empfehlungsbrief sei; sie schützte die strengsten Befehle ihrer Herrschaft vor und riet mir, Brief und Karte auf die Post zu geben. Mit vieler Mühe gelang es mir, sie zu einem Vergleich zu bewegen, demzufolge sie den Brief unter der Bedingung entgegennahm, daß ich denselben im Laufe des Morgens wieder abzuholen verspräche. Nachdem ich einige Stunden angenehm in einer der zahlreichen Bildergalerien der benachbarten Marmorpaläste zugebracht, meldete ich mich unserer Abrede gemäß, ward aufs freundlichste empfangen und ohne weiteres zu dem berühmten Maëstro geführt. Vor mir stand eine hohe Gestalt, ein stattlicher Greis mit tiefliegenden Augen, einer bedeutenden Adlernase, reichlichem grauen, von der Stirn aufwärts und zurück gekämmten Haar und vollem Barte. Er entschuldigte den unfreundlichen Empfang bei meinem ersten Besuche durch die Zudringlichkeit des reisenden Publikums, welche ihm keinen freien Augenblick lassen würde, wenn er seine Thüre nicht so energisch verbarrikadierte. Er sprach mit großer Wärme von seinen freundschaftlichen Beziehungen zu Hiller, von der Zeit her, wo er in Köln selbst sein Requiem dirigierte, und schien sich gern der zahlreichen Beweise warmer Anerkennung zu erinnern, die ihm dafür zu Teil geworden.

Nicht lange darauf besuchte er uns mit seiner liebenswürdigen Frau, einer früheren berühmten Primadonna, in unserer Villa Carmagnola in Pegli, in einiger Entfernung von Genua, und lud uns, samt unserer ältesten Tochter Liza, zu Tische ein. Am bestimmten Tage fanden wir Boïto, den zu gewissenhaften Maëstro, als den einzigen anderen Gast. Ein schlanker junger Mann, anscheinend von zarter Gesundheit, mit feinen, ausdrucksvollen Zügen. Er war eben im Verein mit Verdi beschäftigt, das Libretto zur Oper Othello auszuarbeiten. Seit der so erfolgreichen Aufführung seiner Oper „Mefistofele" (die ursprünglich für zwei aufeinander folgende

Digitized by Google

Abende bestimmt war) arbeitete er ausschließlich an einer zweiten Oper „Nerone" und schien nicht im geringsten eilig, sie dem Publikum vorzuführen. Auf seine Einladung brachte ich einen angenehmen Tag mit ihm in seiner Landwohnung in Nervi, einem reizend gelegenen Orte in der Nähe von Genua, zu. — Der trefflichen Mahlzeit schienen unsere bejahrten Wirte mit viel besserem Appetit zuzusprechen, als uns zu Gebote stand. Ich fürchte, wir erregten ihr Mitleid und mußten sie beneiden, ohne ihnen folgen zu können. — Alles in Allem schienen unsere freundlichen Wirte das Leben weise zu genießen und auf ihren Komfort wohlbedacht zu sein. Nach Tische führten sie uns durch die lange Reihe der prächtigen Zimmer ihrer Wohnung, deren eines ganz egytischen Trophäen gewidmet war, Geschenke des splendiden Ex-Vizekönigs Ismail Paschas, auf dessen Bestellung die Oper „Aida" ausdrücklich geschrieben worden war. Verdis Schlafzimmer enthielt außer einem geräumigen Bett mit grünen Vorhängen das einzige Klavier. Er war so liebenswürdig, meine Tochter Liza, die sich damals für ihre künstlerische Laufbahn ausbildete, aufzufordern ihm vorzusingen — wie Frau Verdi beteuerte, eine ganz besondere Vergünstigung, da er mit derartigen Anliegen von Anfängerinnen fortwährend gequält werde. Nach einigen freundlich ermutigenden Worten setzte er sich, natürlich unaufgefordert, ans Klavier und spielte einige seiner neusten Kompositionen.

Auf meinen Wunsch gewährte er mir einige Sitzungen für eine Zeichnung, die ich so glücklich war meinem Album einverleiben zu können. Bescheidene Einfachheit charakterisierte seine Unterhaltung. Er sprach viel von seinem schönen Landsitze, auf dem er einen großen Theil des Jahres zuzubringen pflegt, und mit sichtlichem Interesse von den milden Stiftungen, die er dort fürstlich ausgestattet haben soll.

Digitized by Google

Ferdinand Hiller. — Abbate Baini.

Meine intimen Beziehungen zu Ferdinand Hiller datieren vom Jahre 1835, wo ich ihn und seine treffliche Mutter in Paris kennen lernte. Er gehörte einer wohlhabenden frankfurter Familie an und hatte durch frühe Proben ungewöhnlicher musikalischer Begabung, namentlich durch einige Streich-Quartette, die Aufmerksamkeit der musikalischen Welt auf sich gezogen. Paris wurde in den dreißiger Jahren, weit mehr als heute, als das Mekka betrachtet, wohin junge Künstler zu pilgern hatten, um die letzte Weihe zu erhalten. Er fand auch bald dort die gebührende Anerkennung und wurde mit Chopin und Liszt als einer der hervorragendsten Klaviervirtuosen angesehen. In dem glücklichen Alter, in dem wir beide uns damals befanden, machen die paar Jahre, die ich jünger als er war, einen bedeutenden Unterschied aus, und wir kamen uns nicht näher, obgleich wir uns häufig in befreundeten Häusern begegneten. Es geschah erst in Rom, wo er den Winter von 1841—42 mit seiner jungen Frau zubrachte. Es waren ihre Flitterwonde. Seine Gattin, eine Polin, hatte er auf der Mailänder Bühne, wo seine erste Oper aufgeführt worden, als Primadonna kennen und lieben gelernt. Mit ihnen reiste eine jüngere Schwester der Frau, eine interessante und in mancher Hinsicht anziehende Erscheinung, die als Mme. de Calonne später in

Digitized by Google

Paris in gewissen Kreisen eine Rolle gespielt hat. Hillers Persönlichkeit, verbunden mit den seltenen musikalischen Talenten des jungen Ehepaares, machten ihren Salon bald zu einem geselligen Mittelpunkt, wo sich die verschiedenstartigen Elemente allabendlich zusammen fanden; ein interessantes Gemisch aller Stände, Berufe und Nationalitäten. Da waren deutsche, dänische, französische Maler und Bildhauer, unter den letzteren Thorwaldsen; ferner Prinz Friedrich von Preußen, der römische Fürst Cerveteri, einige jüngere Sprossen de' Principi Ruspoli, Diplomaten, wie der preußische Gesandte Baron von Buch, mit seiner schönen Frau und ihrer Mutter von Nimbsch, der zahlreichen Musiker nicht zu gedenken. Ein solches Gemisch konnte nur das damalige Rom bieten, wo die Fremden noch lang genug blieben, um gesellige Beziehungen anknüpfen zu können, welchen die Gewißheit, daß der Frühling alle Bande wieder lockern werde, eine ungewöhnliche Freiheit und Ungebundenheit verlieh. In dem kleinen Salon des „Appartamento mobigliato" in der via Frattina wurde alle Abend empfangen, musiziert, gezeichnet, die Cour gemacht und Thee getrunken.

Aber der immer thätige Hiller benutzte auch seinen Aufenthalt in Rom, um unter dem berühmten Abbate Baini, dem Direktor des Chores der Sixtinischen Kapelle, Kontrapunkt zu studieren. Auf sein Ansuchen zeichnete ich seinen alten Lehrer, mit dem er sich innig befreundet hatte, und begab mich zu diesem Ende in dessen Haus in Trastevere. Ich fand den Abbate, ein leibhaftiges Stück Mittelalter, in seinem Arbeitszimmer, freundlich und gesprächig. In dem nackten, kamin- und teppichlosen Zimmer stand auf einem mit Partituren bedeckten großen Tische, hinter dem der Alte auf einem lederüberzogenen Lehnstuhl saß, ein irdener Henkeltopf, von den Italienern „Marito" (Gemahl) genannt, welcher den einzigen Heizungsapparat, einige brennende Kohlen zum Wärmen der Hände, enthielt. Er rühmte sich, während seines langen Lebens nie

Digitized by Google

künstliches Licht, Lampen oder Kerzen in seinem Hause gesehen zu haben. Die Schwierigkeit, so tiefe Baßstimmen wie früher für seinen weltberühmten Chor zu finden, suchte er durch das Faktum zu erklären, daß die ganze jüngere Generation zur Zeit der Napoleonischen Kriege von geängstigten, verzweifelten Müttern geboren sei. Er erkundigte sich teilnehmend nach meinen Arbeiten; und da mich zu jener Zeit ein Gegenstand aus dem Leben Sixtus' V. beschäftigte, warnte er mich vor dem Biographen dieses ausgezeichneten Papstes, dem Ketzer Gregorio Leti, dessen auf dem Index verbotenes Buch ich mir schon durch besondere Vergünstigung verschafft hatte. An dessen Stelle bot er mir ein voluminöses Manuskript aus seiner Bibliothek an, das ich dankend mit nach Hause nahm. Ich fand aber, daß es eine Abschrift des verpönten Leti war, in der alles Anstößige fehlte.

Wie Hiller nach Ostern dem heimeilenden Fremdenzuge gefolgt, wie er in Frankfurt, Leipzig, Dresden, Düsseldorf, arbeitend, komponierend und dirigierend sein Glück versucht, bis er endlich in Köln eine bleibende Stätte gefunden, dies zu schildern, mangelt es hier an Raum. Für Opernkomposition, welche eine anscheinend unwiderstehliche Anziehung für ihn hatte, scheint es ihm entschieden an Begabung gefehlt zu haben. Indessen mag die Schwierigkeit, oder besser gesagt, Unmöglichkeit, einen komponierbaren deutschen Operntext zu finden, an welcher so viele deutsche Musiker gescheitert, und die er in seinen Briefen so bitter beklagt, auch ihren Teil an seinen Mißerfolgen gehabt haben.

Mittlerweile war sein ursprünglich nicht unbedeutendes Erbteil sehr zusammengeschmolzen, wie er denn nie ein guter Wirtschafter war. Obgleich er gern und mit Leichtigkeit seinem steten Schöpfungsdrange folgte und mit gründlichsten musikalischen Vorstudien wie wenige ausgestattet war, scheint der Erfolg im größeren Publikum so günstigen Bedingungen nur

Digitized by Google

selten entsprochen zu haben. So schmerzlich er dies empfand, ließ er sich dadurch doch nicht entmutigen, sondern komponierte unbekümmert weiter.

In der Litteratur, der Hiller spät im Leben viel Zeit widmete, hatte er viel entschiedenere Erfolge, wie er nicht ohne Anflug von Bitterkeit gegen mich äußerte. „Nicht, daß das Schreiben mir leicht wird," fügte er hinzu, „im Gegenteil, es macht mir ungeheuere Mühe, aber es lohnt sich." Seine Bücher und Feuilletons, vielfach Erinnerungen aus seinem reichen Künstlerleben, Kritiken, auch selbständige Schöpfungen, wurden vom Publikum mit großem Beifall aufgenommen und brachten ihm mannigfache Zeichen hoher und höchster Anerkennung, an denen er eine rührend naive Freude hatte.

Obgleich von Natur zu Beleibtheit neigend, war Hiller rastlos thätig und energisch in seinen Bewegungen. Anscheinend etwas schroff in seiner Art sich zu äußern, beseelte ihn ein natürliches, aufopferndes Wohlwollen, ein warmes Interesse für alles Höhere und Bessere; so war er auch seinen zahlreichen Schülern ein unermüdlicher, liebevoller Lehrer, seinen Freunden stets dienstbereit und treu.

Digitized by Google

Alexander von Humboldt.

Alexander von Humboldt war ein häufiger Gast in dem Hause meines Onkels, des Banquier Leo in Paris. Seine Studien riefen ihn öfter in das „Institut", dessen Mitglied er war. Um ganz ungestört zu arbeiten, pflegte er in der Nähe desselben in einer bescheidenen möblierten Wohnung in der Rue des Beaux-Arts sich zu verstecken. Der Eigentümer war ein braver Schweizer, über dessen übertriebene Ehrlichkeit der große Gelehrte lachend zu klagen pflegte. Er konnte den Mann nicht bewegen, ihn auf seinen Wunsch gegen Besuchende zu verleugnen, sondern er antwortete auf ihre Frage, ob der Herr Baron zu sprechen: „Er befiehlt mir zu sagen, daß er nicht zu Hause sei — aber er ist zu Hause". Humboldt pflegte sich zu beklagen, daß seine Beziehungen zum preußischen Hofe und insbesondere zu seinem Könige Friedrich Wilhelm IV., dessen Kammerherr er war (er hatte bei Hofe in blauem Frack mit rotem Kragen zu erscheinen), ihn in seinen Arbeiten störten — einer der Gründe, die ihn von Zeit zu Zeit nach Paris zu entfliehen veranlaßten. Mit verbindlicher Zuvorkommenheit erklärte er sich bereit, mir auf den Wunsch meiner Tante zu einer Portraitzeichnung zu sitzen, und erkletterte zu diesem Zwecke zweimal die fünf Treppen zu meinem benachbarten Atelier. Erst neuerdings ist es mir gelungen, diese Zeichnung meinem Album berühmter Zeitgenossen einzuverleiben. Von seiner

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Unterhaltung erinnere ich mich nur des Spottes, mit dem er meine zufällige Äußerung verhöhnte, „daß der Mond einen gewissen Einfluß auf unsern Planeten zu üben scheine". „Was kann es", sagte er, „für die Erde bedeuten, ob der Mond von rechts oder links oder von hinten beleuchtet ist?" Die Erfahrung scheint die italienischen Priester auf dem Lande eines anderen belehrt zu haben. Sie hüten sich wohl, wenn sie mit einem Madonnen- oder Heiligenbilde einen feierlichen Umzug durch die Felder halten, um eine Wetteränderung zu erflehen, ihn zu einer anderen Zeit als bei Mondwechsel vorzunehmen.

Humboldt schrieb seinen Namen schräg aufwärts unter meine fertige Zeichnung (eine Nachbildung befindet sich in diesen Blättern) und fügte erklärend hinzu, daß dies die Folge einer Lähmung seines rechten Armes sei, welche er sich durch Schlafen unter einem giftigen Baum auf seinen Reisen in Südamerika zugezogen. Als ich im Jahre 1850 zum ersten Male London zu besuchen beabsichtigte, schrieb ich an ihn von Hamburg aus um einführende Zeilen an einen oder den anderen seiner zahlreichen englischen Freunde. Mit liebenswürdiger Pünktlichkeit erhielt ich folgende Antwort:

Berlin, den 14. May 1850.

Ich bin leider nicht in der Lage an den Prinzen Albert zu schreiben — da ich dort wegen der bewußten Färbung meiner Meinungen und Gefühle keine persona grata bin — aber Sie erhalten, theuerster Herr Lehmann, eine sehr warme Empfehlung an den edeln Herzog von Sutherland. Ich habe diesem wahr und lebendig ausgedrückt, was ich von Ihrem seltenen Talente, Ihrer zarten und doch so characteristischen Darstellung weiblicher Schönheit und der großen Liebenswürdigkeit Ihrer Formen weiß.

Mit freundschaftlichster Hochachtung

Ihr

Alexander von Humboldt.

Meine Gesundheit und Arbeitslust sind fester, als meine Heiterkeit. Der Andrang, von dem ich leide, ist grenzenlos, in diesem schreibseligen, dogmatischen, characterlosen, provisorischen Lande. Der Friede wird nach Innen und Außen nicht gestört werden, am wenigsten wegen Ausfuhr der Bonnes de Neuchâtel.

Digitized by Google

William Siemens.

Ich habe Sir (früher Mr.) William Siemens zweimal gemalt. Auf dem ersten Bilde (1869) ist auf seinen Wunsch ein Modell seiner damals neuen Erfindung angebracht: „direkt aus dem Eisenerz Stahl zu gewinnen". Auf dem zweiten Bilde (1881) ist er mit einem Zirkel in der Hand sitzend dargestellt, beschäftigt, einen Plan auf dem Tisch vor ihm auszuarbeiten. —

Seine Eltern, die auf dem gepachteten Gut Menzendorf bei Ratzeburg in engen Verhältnissen lebten, müssen beide treffliche, ausgezeichnete Menschen gewesen sein, denn fast alle ihre zahlreichen Söhne haben es auf eine oder die andere Weise, meistens als Erfinder und Elektriker, zu hohen Ehren und Reichtum gebracht. Nach dem rasch aufeinander erfolgten Tode der Eltern vertrat der älteste Sohn Werner mit musterhafter Pflichttreue und Aufopferung ihre Stelle bei seinen jüngeren Geschwistern. Mit besonderer Vorliebe nahm er sich seines Bruders Wilhelm an, in dem er früh die Keime der großen Fähigkeiten entdeckte, denen derselbe später in England seine hohe Stellung in der wissenschaftlichen Welt verdankte.

Digitized by Google

Wie mir Sir William während der Sitzungen erzählte, hatte Werner, damals in militärischen Diensten, ihn erst zu sich genommen und selbst fleißig in der Mathematik unterrichtet, bevor er ihn in die Stollbergsche Maschinenfabrik in Magdeburg in die Lehre gegeben*). Von dort machte der junge Wilhelm sich etwa siebzehnjährig aus dem Staube, in der Hoffnung, einige seiner Erfindungen in Hamburg und dann in England zu verwerten. Das Gelingen des Ersteren gab ihm die Mittel zur größeren Reise nach London. Dort angekommen und in einem Hotel dritten Ranges in Leicester Square abgestiegen, machte er sich alsbald auf den Weg, um sich in der Riesenstadt einigermaßen zu orientiren. Im nahen „Strand", dieser lärmendsten, immer überfüllten Straße, begann er seine Studien. Absolut fremd, der Sprache nur sehr unvollkommen mächtig, fing er an, als erste Lektion die Schilder mit den Namen der Kaufläden zu studieren. Bald frappirte ihn eines, welches in großen, schwarzen Buchstaben das Wort „Undertaker" (zu Deutsch: „Unternehmer") trug, und er ist zu entschuldigen, wenn er den Laden in der Idee betrat, daß der Inhaber seine Erfindung zu verwerten „unternehmen" könnte. Er fand einen älteren Herrn im Begriff einen Sarg zu bestellen, und versuchte, ihn unterbrechend, sein Anliegen in gebrochenem Englisch vorzubringen, natürlich ohne allen Erfolg. Der „Undertaker" verstand ihn nicht. Endlich erbarmte sich seiner der alte Herr, der ihm lächelnd zugehört, indem er ihn auf Deutsch nach seinem Anliegen fragte. Er erklärte ihm dann, daß dieser Laden nur „Begräbnisse" unternehme, und mit „Elektroplating" höchstens etwas zu thun habe in der Form von Schildern mit den Namen

*) Seit diese Zeilen geschrieben worden, sind mir Werner von Siemens' Lebenserinnerungen zu Gesicht gekommen, in denen die von mir erzählten Vorgänge in London und Birmingham sich nicht befinden. Mein Bericht giebt aber treu Sir Williams eigene Worte wieder und mag somit als Ergänzung jener höchst interessanten Autobiographie dienen.

Digitized by Google

der Verstorbenen. „Elkingtons in Birmingham" fügte er hinzu „sind die Leute, an die Sie sich mit Ihrer Erfindung zu wenden haben, Sie haben noch Zeit, den Nachtzug dorthin zu erreichen". Nachdem unser energischer junger Freund ihm seinen wärmsten Dank ausgesprochen, sein Geld gezählt und es hinreichend befunden hatte, holte er sein nicht voluminöses Gepäck und machte sich stracks auf den Weg zur Eisenbahn nach Birmingham, das er früh am nächsten Morgen erreichte. In der Elkingtonschen, der damaligen größten elektroplatischen Fabrik der Welt, wo er sich alsbald meldete, ward er von dem Geschäftsführer mit zu erwartender Kühle empfangen. „Täglich", so hieß es, „werden uns sogenannte neue Erfindungen angeboten, die sich meistens als wertlos erweisen, auch haben wir ein Patent, das uns das ausschließliche Recht sichert, elektrische Ströme, die durch galvanische Batterien oder durch Induktion erzeugt sind, zu Gold- oder Silberniederschlägen zu verwenden." „Da wir dazu thermo-elektrische Ströme benutzen", erwiderte Wilhelm unbeirrt, „verstoßen wir nicht gegen Ihr Patent." Der Mann stutzte, fuhr aber fort: „Erst vor wenig Tagen haben wir uns zu unserm Bedauern verleiten lassen, eine Erfindung zu kaufen, die sich als ganz unbrauchbar erwiesen hat." Worauf der jugendliche Siemens: „Darf ich fragen, welchen Preis Sie dafür bezahlt haben?", und als man ihm denselben genannt, rief er aus: „Was können Sie für eine so lumpige Summe erwarten?" Als er auf die Frage, was er denn für sein Patent verlange, 1500 Pfund St. nannte, rief der sichtlich Überraschte: „Eine solche Summe für ein Patent, das nicht einmal erprobt worden!?", worauf Wilhelm um die Erlaubnis bat, ihm am nächsten Tage Proben vorzulegen, und sich empfahl. In seinem Hotel angelangt, machte er sich in seiner Dachstube ans Werk und und vergoldete seinen ganzen Waschapparat, Becken, Kanne und was sonst zur Toilette gehört, und präsentirte die Resultate

Digitized by Google

ſeiner Arbeit pünktlich am folgenden Tage zur verabredeten Stunde. Der Wert der Erfindung beſtand hauptſächlich darin, daß ſie das bisher notwendige, nachträgliche Poliren der unebenen vergoldeten oder verſilberten Flächen unnötig machte und ſomit eine große Zeit- und Geld-Erſparnis erzielte. Man zahlte ihm den verlangten Preis für ſein Patent. Es war der Anfang einer glänzenden Karriere, deren Reſultate dem Erfinder wie der Welt zu gute gekommen ſind.

Digitized by Google

Rachel.

Des Schauspielers Kunst hinterläßt keine Spur für die Nachwelt. Alle die großen Mimen, welche ihre Mitwelt begeistert haben, Roscius, Garrick, Siddons, Talma, für uns sind sie leere Namen. Ich rede deshalb nicht von Rachel als der großen Tragödin, sondern wiederhole nur die Worte, die Benozzo Gozzoli unter das Portrait der „Bella Simonetti" in der Pitti-Gallerie schrieb: „Beati gli occhi che la viddero" (Glücklich die Augen, die sie gesehen haben).

Wenige Tage nach der Februar-Revolution von 1848 hörte ich Rachel die Marseillaise auf der Bühne des Théâtre Français vortragen; als Genius der Republik, in antikem, weißem Gewand, die rote Freiheitsmütze auf dem Kopfe, eine dreifarbige Schärpe um die schmalen Hüften, eine dreifarbige Fahne in der rechten Hand. Sie hatte wenig Stimme und sprach mehr als sie sang, aber von dem Enthusiasmus, welchen ihr leidenschaftliches Recitieren der flammenden Verse im Publikum hervorrief, ist es unmöglich einen Begriff zu geben. Ihre Stimme zitterte von verhaltener Wut, sie war die verkörperte Kriegs-, Rache- und Freiheitsgöttin. Das überfüllte elektrisierte Haus erhob sich wie ein Mann, stieg auf die Sitze und Bänke und sang mit im Chor. Heute wissen wir nur zu gut, daß es ein Strohfeuer war. Nach wenigen Monaten wählte Frankreich den Mann zu seinem Oberhaupte, der nicht

Digitized by Google

allzulange vorher, mit einem lebendigen Adler auf dem Hute, es zu erobern gekommen war. Es hat seitdem Gelegenheit gehabt, seine Wahl zu bereuen.

Nur einmal bin ich mit Rachel in persönliche Berührung gekommen, als ich, einige Jahre später, bei einem kurzen Besuche in Paris, meinen Bruder zu einer Soirée bei ihr begleitete. Sie bewohnte ein reizendes, kleines Hotel in der rue de la Chaussée d'Antin, ein Geschenk des Grafen Walewsky, des Stiefvetters des Kaisers, welcher, bis vor Kurzem ihr Liebhaber, damals französischer Gesandter in England war.

Wir fanden eine buntscheckige Gesellschaft von Autoren, Künstlern, Politikern, Finanzmännern, Schauspielern und Schauspielerinnen und anderen eleganten, sehr dekolletierten Damen. In einem der Zimmer wurde geraucht, auch von den letzteren. Rachel machte die Honneurs mit vieler Würde, abstechend von ihren Schwestern, untergeordneten Schauspielerinnen, die, auf Bärenfellen vor den Kaminen sich tummelnd, mit jungen Herren lachend und kreischend sich die Zeit vertrieben. Die Wirtin führte uns durch die verschiedenen Räume. In ihrem eleganten Schlafzimmer war jeder Zoll Wandraum mit Trophäen ihrer Triumphe bedeckt. Goldene Lorbeerkränze, illuminierte Adressen, Geschenke aller Art, ein Museum. „Wie schön muß es sein hier zu erwachen!", sagte ich, worauf sie etwas sibyllinisch erwiderte: „Hier schläft man nie, erwacht man immer!" In einem mysteriösen, halb erleuchteten Oratoire standen zwei Marmorbüsten, die eine Canovas bekannte Büste Napoleons des Ersten, die andere die ihres Knaben, der als Sohn Walewskys des großen Kaisers illegitimer Enkel war. Die Ähnlichkeit schien mit Absicht betont.

Digitized by Google

Adelaide Ristori.

Kurz vor meiner Abreise von Florenz 1840 fand ich mich eines Nachmittags, nach Vollendung meines Tagewerks durch die Straßen schlendernd, vor einem kleinen Sommertheater, wo für geringes Eintrittsgeld meist aus dem Französischen übersetzte und Goldonische Stücke nachmittags aufgeführt wurden. Ich trat ein und war überrascht, eine junge, reizende Primadonna zu finden, deren Spiel wie ein Juwel aus dem ihrer Kollegen hervorleuchtete. Programme gab es nicht. Von meinem Nachbar erfuhr ich ihren Namen: Adelaide Ristori.

Die italienischen Schauspieler waren dazumal, und sind vielleicht noch heute, wie die englischen zur Zeit Shakespeares gestellt. Nicht daß sie wie diese gesetzlich als „Rogues and Vagabunds" (Lumpen und Landstreicher) betrachtet werden, aber die wenigsten haben einen festen Aufenthaltsort. Sie ziehen jahraus jahrein von Ort zu Ort, ohne Rast und Ruh.

Nach meiner Rückkehr nach Rom im Herbst war ich nicht wenig erfreut, durch Maueranschläge zu erfahren, daß dieselbe Truppe, mit der Ristori, während der „Stagione di Carnevale" im kleinen Teatro Metastasio Vorstellungen geben werde. Obgleich der Preis eines numerierten Sperrsitzes spottbillig war, muß ich doch gestehen, daß ein unverhältnismäßig großer Teil meines sehr beschränkten Einkommens in die

Digitized by Google

Kasse des Metastasio-Theaters floß. An jedem Abend der Woche, ausgenommen Freitags, führte eine ganz anständige Truppe, deren Stern Adelaide Ristori war, ein immer wechselndes Programm vor.

Als sie auch im folgenden Jahre wieder in Rom ihre Vorstellungen gaben, war ich beschäftigt, im Auftrage der französischen Regierung eine Madonna mit dem Christuskinde für die Kirche von Perroy im Médoc-Departement zu malen. So schön und edel der weibliche römische Typus an sich auch ist, ist er doch von dem Madonnen-Typus der großen Renaissance-Maler sehr verschieden, und nachdem ich mich eine Weile vergebens umgesehen, fing ich an zu verzweifeln. Die neueste Mode, das erste beste Bauern- oder Bettelweib als Madonna zu malen, war noch nicht aufgekommen. Plötzlich kam mir der Gedanke, daß Adelaide Ristori meinem Zwecke glänzend entsprechen würde — aber wie zu ihr gelangen? Nach langem Zaudern entschloß ich mich, an den Vater (der Bedienten-Rollen spielte) zu schreiben, und sandte ihm ein, vielfach geändertes, französisches Billet, in dem ich ihn um die Erlaubnis bat, seine Tochter für ein Madonnenbild zeichnen zu dürfen. Die ungeduldigst erwartete mündliche Antwort lautete: „Ich möge kommen".

Nachdem ich nicht ohne Mühe dem Anstand das Opfer gebracht, bis zum nächsten Morgen zu warten, erklomm ich mit Herzklopfen die sechs Treppen zu der Wohnung über dem Theater, in der die zahlreiche Familie unter dem Dache hauste. Die Mutter, eine wohlbeleibte Frau, mit Spuren früherer Schönheit, empfing mich freundlich und führte mich durch viele kleine Räume, voll von Kindern jeden Alters in verschiedenen Stadien der Toilette und kaum verlassenen Betten, in das letzte Zimmer, wo ich die große Schauspielerin mit Handarbeit beschäftigt fand und mit natürlichster Einfachheit empfangen wurde. Mit bescheidenem Zweifel an ihrer Tauglichkeit, als

Digitized by Google

Modell zu einem Madonnenbilde zu dienen, erklärte sie sich bereit mir zu sitzen. „Vor den Proben habe ich Morgens immer Zeit", sagte sie, „denn ich stehe regelmäßig um sechs Uhr auf". Als ich darüber meine Verwunderung ausdrückte, wegen der allabendlichen späten Vorstellungen, erwiderte sie: „Man verliert so viel vom schönen Leben!" Natürlich suchte ich die kostbare mir gebotene Gelegenheit zu benutzen. Ich machte verschiedene Zeichnungen, später sogar eine Ölstudie, aber, sei es meine Unfähigkeit, so vollkommene Züge wiederzugeben, sei es, daß ich in ihrer Gegenwart meiner Befangenheit nicht Meister werden konnte, es ist mir nicht gelungen, ein halbwegs befriedigendes Ergebnis zu erzielen. Sie war eine der vollkommen schönsten Frauen, welche ich je gesehen. Ursprünglich für das Ballet bestimmt, mußte sie darauf verzichten, als sie zu groß und schlank wurde; aber ihre Glieder waren trotz der Größe von schönstem Ebenmaß. Das ovale Gesicht war von reichem, natürlich gewelltem Haar umflossen, ihre blauen Augen fähig, alle Stufen der Leidenschaft auszudrücken. Die feine Nase war leicht gebogen, der Mund — so abgedroschen der Ausdruck — eine Rosenknospe; eine blendend weiße, aber gesunde Hautfarbe, eine melodische, sanft verschleierte Stimme, — so war Adelaide zu jener Zeit. Gleich zu Hause im Lustspiel wie in der Tragödie, schien es ihr Kinderspiel, mit nie fehlendem Gedächtnis an sechs Abenden der Woche in mindestens sechs verschiedenen Stücken (denn sie trat bisweilen in deren zwei an einem Abend auf) die Hauptrollen meisterhaft zu spielen.

Als die Römer endlich zu der Einsicht kamen, daß sie eine wirklich große Schauspielerin in ihrer Mitte hatten, entwickelten sie einen Grad von Enthusiasmus, wie nur impulsive südliche Nationen dessen fähig zu sein scheinen. Ihre Jünglinge waren stolz, Porzellanscherben eines Toilettengegenstandes der Künstlerin, als Brustnadeln gefaßt, in ihren Kravatten zu

Digitized by Google

tragen. Ein ihr zustoßender Unfall indessen, der eines Abends die Vorstellung unterbrach, hätte beinahe die Triumphe zu einem jähen, traurigen Ende gebracht; sie wurde ohnmächtig und mußte fortgetragen werden. Als ich sie am nächsten Morgen besuchte, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen, brachte sie, noch blaß und leidend, schüchtern das Anliegen vor: Ich möchte ein Votivbild, — „pro grazia ricevuta“ — für sie malen, um es der berühmten Madonna von Sanct Agostino zum Dank für ihre wunderbare Rettung zu weihen. Froh der Gelegenheit, meine Erkenntlichkeit für ihr freundliches Entgegenkommen auszudrücken, machte ich mich alsbald an die Arbeit. Ich stellte oben auf dem kleinen Bilde die Madonna mit dem Christkinde in einer Glorie dar, mit der rechten Hand die fallende Kulisse aufhaltend, unten die ohnmächtige Kistori; Fußlampen und Köpfe der Musiker im Orchester beschlossen die Komposition. Einfach gekleidet brachte sie das Bildchen den Mönchen, deren Obhut die Kirche anvertraut ist, in welcher Sansovinos Marmorgruppe der Madonna mit dem Christkinde die Frauen in ihrer wichtigsten Funktion beschützen soll. Die Mönche, die anfänglich über das seltene Gemisch von Profanem und Heiligem auf dem Bilde stutzten, ließen sich schließlich von der reizenden Bittstellerin bewegen, es den unzähligen anzureihen, welche die Wände der geräumigen Kirche bedecken, und in der Raphaels schöne Freske des Propheten Jesaias mit einem Engel einen Pfeiler schmückt.

Indessen vermochten all die Triumphe, Ovationen und Blumensträuße nicht Adelaide gewisse Schattenseiten vergessen zu machen. Die ganze Last des Unterhalts der zahlreichen Familie lag auf ihren zarten Schultern. Die Schauspieler wurden damals, mehr noch als heutzutage, im Verhältnis zu Sängern sehr kärglich remunerirt. Jahraus, jahrein hatte sie heimatlos von Ort zu Ort ziehend, oft in Gesellschaft von

Digitized by Google

rohen Gesellen, aufzutreten. So hatte sie mit dem „Caratterista", einem langen, häßlichen Kerl, der ihr, weil sie eine übereilte Verlobung mit ihm abgebrochen, hinter den Kulissen ins Gesicht gespieen hatte, eine lange Zeit allabendlich weiter zu spielen. Aber unter ihren vielen Anbetern in Rom war es einem jungen Manne gelungen, ihr Herz zu gewinnen, und es hatte eine Verlobung stattgefunden, mit der Aussicht auf eine nahe Verbindung, welche einen für alle Teile befriedigenden Ausgang erhoffen ließ. Die politischen Zustände Italiens, insbesondere Roms, hatten eine Klasse eleganter junger Leute, „Paini" genannt, geschaffen, die, weil sie absolut mit ihrer Zeit nichts anzufangen wußten (es sei denn, daß sie sich dem Priesterstande widmeten), verdammt waren, dieselbe mit Liebschaften auszufüllen. Im Theater liebäugelten sie (far l'occhio) in die Logen, im Korso in die Wagen, brachten Ständchen unter Balkonen, kurz sie spielten den Cavalier servente, de facto oder in spe, wo immer Weiblichkeit zu sehen war. Von dieser „jeunesse dorée" oder wenigstens „argentée" machte ein junger Mann, mit dem ich im einst berühmten Café Greco zusammenzutreffen pflegte, eine ehrenvolle Ausnahme. Die Kaffees ersetzten zu jener Zeit in Italien einigermaßen die fehlenden Klubs, und durch häufiges Begegnen und seine Geläufigkeit im Französischen waren wir äußerlich befreundet worden. Er war groß, wohlgebaut, von angenehmem, männlichem Äußern, und, obgleich in Rom geboren und erzogen, ein Franzose. Dieser Jüngling, der solidere Eigenschaften als die „Paini" im Allgemeinen zu besitzen schien, war der Beneidete, dem es gelungen war, Adelaidens Neigung zu gewinnen.

Doch das Schicksal vereitelte ihre Vereinigung: Noch ehe gewisse Schwierigkeiten, welche die so gewünschte Verbindung verzögerten, beseitigt waren, bereitete der plötzliche Tod des Bräutigams Adelaidens rosigen Hoffnungen ein jähes Ende.

Digitized by Google

Indessen hatte sich in Paris die Rachel, sich unentbehrlich glaubend, dem Direktor des Théâtre Français und ihren Kollegen auf der Bühne durch ihre Launen und ihre sich fortwährend steigernden Forderungen, nahezu unerträglich gemacht. Es ist so nicht zu verwundern, daß jener sich unter der Hand nach einer Schauspielerin umthat, die Rachel im Notfalle mit einiger Aussicht auf Erfolg ersetzen könnte. Man nannte ihm unter anderen Ristori, die, obgleich außerhalb der Grenzen Italiens wenig bekannt, möglicherweise seinem Zweck entsprechen würde. Er beschloß den Versuch zu wagen. Als der Antrag Ristori erreichte, war die Wunde vernarbt. Sie war die Gattin eines nicht bemittelten, aber liebenswürdigen römischen Patriziers geworden und als Marchesa Capraniea del Grillo machte sie ihr Début auf der historischen Bühne Molières und so vieler Sterne erster Größe. Der Erfolg war ein elektrischer. Wie viel Anteil Schadenfreude gegen die nun entbehrliche Rachel auch immer daran gehabt haben mag, er war unbezweifelt und unbestritten. Der berühmte Kritiker Jules Janin stieß im Journal des Débats mit aller Macht in die Ruhmestrompete, daß es weithin erschallte. War sie bis dahin der Liebling Italiens gewesen, so kannte und suchte sie jetzt die ganze Welt. Noch schön, und wunderbar begabt wie sie war, machte sie einen Triumphzug durch Europa und Amerika. Ja sie versuchte mit Erfolg in Paris in französischer, in London in englischer Sprache aufzutreten. Anstatt der 4000 Zwanziger, die sie ihrem Impresario in dreizehn Vorstellungen eingebracht zu haben in einem ihrer Briefe sich gerühmt hatte, übertraf der Ertrag einer einzigen für sie allein die Summe bei weitem.

Als ich die Künstlerin nach einigen Jahren auf einer Reise in Deutschland, wenn ich nicht irre, in Köln, „Maria Stuart" darstellen sah, war das Haus gepfropft voll und das Publikum begeistert genug, aber sie hatte einen ihrer großen

Digitized by Google

Reize, die Spontaneität, verloren. Sie war zu selbstbewußt geworden, und man glaubte zu fühlen, daß das Bewußtsein, die große Ristori zu sein, sie nie verließ.

Wieder nach einigen Jahren sah ich sie in London, wo sie mit ihrer eigenen Truppe Vorstellungen gab, diesmal als „Königin Elisabeth." Zu spät! Wie es so vielen Künstlern vor und nach ihr ergangen, ihr Ruhmesschiff war gescheitert, weil sie sich nicht hatte rechtzeitig entschließen können, die Segel zu streichen. Eine bittere Lektion! Keine Stimme mehr; keine Rosen — nur Schminke auf den Wangen, keine Grazie in der noch stattlichen Figur. Ich sprach sie und den Marchese, ihren Gemahl, hinter den Kulissen. Er klagte bitter, daß seine Frau dem Drange, von Zeit zu Zeit wieder öffentlich aufzutreten, nicht widerstehen könne, und daß ihm in Folge dessen auf der Reise die Sorge für unzählige Kisten voll von Kostümen usw. obliege, während sie so gut in Rom in ihrer behaglichen Wohnung hätten bleiben können.

Als ich im Jahre 1882 mit meiner Familie noch einmal einen Winter in Rom zubrachte, sah ich die Ristori zum letzten Male. Sie war immer eine warme Patriotin gewesen. „Bella Italia", pflegte sie auszurufen, „ma tutta divisa"! Ihr Traum eines einigen Italiens war zur Wahrheit geworden. Sie war die hoch angesehene Marchesa Capranica del Grillo, beliebt bei Hofe, speziell bei der lieblichen Königin Margherita. Sie hatte eine reizende Tochter und einen Sohn, der sich der Malerei widmete. Sie empfing mich als große Dame, freundlich; der Vergangenheit wurde nicht gedacht.

Digitized by Google

Goethes Nachkommen.

Es ist kaum nötig zu bemerken, daß ich keine persönliche Erinnerungen an Goethe haben kann, da ich zur Zeit seines Todes dreizehn Jahre alt und in Hamburg war. Aber etwas über seine Nachkommen, welchen ich begegnet bin, mag von Interesse sein. Der Chevalier Kestner, der jüngste Sohn von Werthers Lotte, kann wenigstens als geistig verwandt zu diesen gerechnet werden. Er war, als ich im Jahre 1841 in Rom seine Bekanntschaft machte, hannöverscher Minister am päpstlichen Hofe. Ein vielseitig gebildeter Mann, war er der Typus des Dilettanten. In allen Künsten und Wissenschaften pfuschend: Poet, Maler, Musiker, Sammler, Archäologe und Diplomat, brachte er es in keinem Fache zu irgend einer Bedeutung. Aber er war liebenswürdig, dienstbereit und sehr gesellig. Hannover stand damals, wie bekannt, unter dem Könige von England, welches bis zum heutigen Tage noch keine diplomatische Verbindung mit der römischen Kurie unterhält. Die zahlreichen Familien der hohen englischen Aristokratie, die in jenen Jahren, mehr als jetzt, den Winter in Rom zuzubringen pflegten, hatten sich deshalb gewöhnt, Kestner als ihren amtlich beglaubigten Vertreter zu betrachten. Einem ihrer Mitglieder verdanken wir die schließliche Veröffentlichung des höchst interessanten

Digitized by Google

authentischen Briefwechsels Goethes mit Charlotte Buff und Kestners Vater, die dem berühmten Romane voranging und folgte. Der älteste der zahlreichen Kestnerschen Söhne, die sich alle mehr oder weniger durch Goethes Betragen gegen ihre Eltern verletzt fühlten, ein reicher Fabrikbesitzer im Elsaß, bewahrte die verhaßte Korrespondenz Goethes mit seinen Eltern sorgfältig unter Schloß und Riegel. Aber unser Freund, der hannöversche Minister, besaß eine Abschrift davon und pflegte sie im Laufe des Winters einigemale einem ausgewählten Kreise, als besondere Vergünstigung, vorzulesen. Bei einer solchen Gelegenheit ereignete sich, was zur schließlichen Veröffentlichung dieser Briefe führte: ein deutsch redender Lord begrüßte Kestner nach der Vorlesung, in der Meinung, ihm damit etwas Angenehmes zu sagen, als Nachkommen des Dichters. Als Kestner überrascht auf eine Erklärung drang, erhielt er die naive Antwort: „Aber sind Sie nicht Goethes Sohn? dafür haben wir alle Sie immer gehalten!" „Da", so erzählte mir Kestner, „glaubte ich es der Ehre meiner seligen Mutter schuldig zu sein, mit der Veröffentlichung dieser Briefe nicht länger zu zögern". Ich reiste spornstreichs nach Stuttgart, wo Cotta selbstredend sofort bereit war, den Verlag zu übernehmen.

Völlig unparteiisch muß zugestanden werden, daß die Kestnersche Familie für ihre, anscheinend engherzige, Animosität gegen den großen Dichter nicht ganz des Grundes entbehrte*).

Goethe machte aus der Identität der Modelle der Hauptfiguren seines Romans kein Geheimnis, sondern schickte, wie mir Kestner erzählte, in dem ersten Rausche des ungeheuren

*) Es mag mir hier einzuschalten erlaubt sein, daß einige von Lottens Nachkommen, einflußreiche Industrielle im Elsaß, sich seit 1871 als die bittersten Feinde deutscher Nationalität gebahrt und für die Beibehaltung ihrer französischen Nationalität erklärt haben.

Digitized by Google

Erfolges seines Werkes, ein Mal über das andere Freunde nach Wetzlar, um sich Lotten und ihren jungen Gemahl anzusehen. Sie hingegen beklagten sich in ihren Briefen an Goethe bitterlich über die Rolle, welche er ihnen in seinem Romane zugeteilt.

Im Jahre 1854 machte ich die Bekanntschaft von Ottilie, Goethes oft genannter Schwiegertochter, der Zeugin seiner letzten Augenblicke. Sie war mit ihrer Schwester Fräulein Ulrike von Pogwisch gekommen, den Winter in Rom zuzubringen, wo ihr Gemahl und ihre einzige Tochter neben der Cestius-Pyramide begraben liegen. Beide Damen waren von angenehmem, bequemem Umgange, das Resultat eines in hochgebildeten, vornehmen Kreisen verbrachten Lebens. Zwei Winter hindurch sah ich sie häufig, korrespondierte auch später mit Frau Ottilie. Bisweilen, nicht häufig, gesellte sich ihr jüngster Sohn Wolfgang zu uns, der Attaché bei der preußischen Gesandtschaft war. Obgleich Eckermann beide, Mutter und Sohn, wiederholt schön zu nennen beliebt, waren hiervon zu dieser Zeit keine Anzeichen zu entdecken. Beide hatten vorstehende Unterlippen, und der untere Teil des Gesichtes war, wie bei den Habsburgern, anormal entwickelt. Die dunkeln Augen waren schön in Form und Ausdruck. Das Haar der Mutter war gebleicht, das des Sohnes schwarz und lockig. Aber was auch immer Anziehendes in seinem Gesichte sein mochte, es ward verdorben durch einen Ausdruck krankhaften Selbstbewußtseins, welcher ihn nie verließ. Man sah, wie er sich buchstäblich erdrückt fühlte von dem großen Namen, über welchen er sich als über ein ihm zugefügtes schweres Unrecht bitter zu beklagen liebte und dem er den geringen Erfolg seiner litterarischen Versuche zuschrieb. Diese trugen ohne weiteres auf dem Titelblatte des Großvaters großen Namen, der mit dem seinen gleichlautend war. So zeigt ein größeres Gedicht, das mir Frau Ottilie verehrte, den Titel „‚Erlinde' von Wolfgang von Goethe"; es eignet

Digitized by Google

sich nicht zum Lesen für junge Damen. Ein anderes Buch enthält kurze epigrammatische Verse, zwei bis vier Zeilen auf jeder Seite. In ihrem affektierten Streben nach Originalität boten einige derselben eine ergiebige Quelle der Heiterkeit für die zahlreiche deutsch-römische Gesellschaft.

Die Familie schien in wenig günstigen Geldverhältnissen zu sein, weigerte sich aber wiederholt, auch höchst ehrenvolle Anerbieten zur Besserung ihrer Lage anzunehmen. Im Jahre 1849 machte das in der Paulskirche in Frankfurt tagende deutsche Parlament ihnen den Vorschlag, Goethes Haus mit seinen Sammlungen anzukaufen und zum Nationaleigentum zu machen. Der Antrag wurde entschieden abgelehnt. Die Sammlungen wurden versiegelt, Goethes Arbeits- und Schlafzimmer verschlossen, und der Rest an einen Privatmann vermietet. Nur im Jahre 1857, gelegentlich der Enthüllung der Rietschelschen Doppel-Statue von Goethe und Schiller, wurde das Heiligtum auf zwei Tage dem Publikum geöffnet, wobei die ersten Damen Weimars die Honneurs machten. Die Zimmer sind oft beschrieben worden, aber die Erläuterungen der beiden Goetheschen Damen liehen ihnen für mich ein womöglich erhöhtes Interesse. Fräulein Ulrike zeigte mir auch den „Stern", das oft genannte Landhäuschen, von welchem aus so viele Briefe an Frau von Stein datirt sind, und wo ein Brunnen, in Stein gehauen, die schönen Verse trägt:

„Hier gedachte ein Liebender seiner Geliebten" u. s. f.

Als Eigenart ihres Schwiegervaters erwähnte Frau Ottilie, daß er nicht leiden konnte, daß Damen Abends in seiner Gegenwart sich mit Handarbeiten beschäftigten.

Bei einem früheren Besuche in Weimar hatte ich Eckermann für mein Album gezeichnet. In der Mitte des kleinen Raumes hing von der Decke ein riesiger Adler in einem Käfig, mit dessen Profil Eckermann, wie aus der beigegebenen Nachbildung ersichtlich ist, eine auffallende Ähnlichkeit zeigte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bei einem erneuten Besuche in Weimar 1860 sah ich Frau Ottilie von Goethe zum letzten Male. Das Goethesche Haus war an einen höheren Offizier vermietet. Ein Eingang im Hinterhause führte über eine Domestikentreppe zu den Dachzimmern, wo mich meine alte Freundin mit gewohnter Freundlichkeit empfing. Aber ich fand sie traurig gealtert und verändert. Ihr ältester Sohn Walter, Musiker, Kammerherr des Großherzogs, lag bleich und krank in einem Lehnstuhle neben dem Ofen. Ulrike war Stiftsdame im Holsteinschen geworden. Es war ein letztes, trauriges Wiedersehen.

Digitized by Google

Nachlese.

Verfrühte Apotheose.

Als ich im Jahre 1851, nach fünfjähriger Abwesenheit, wieder in Rom war, zog bei einem Gange durch die Straßen ein Bild im Schaufenster eines Bilderladens meine Aufmerksamkeit auf sich. Es stellte, in einem reichgeschnitzten antiken Rahmen, einen jungen Mann im Renaissance-Kostüm dar und hatte jenen schmutzig braunen Firniß, den das Alter allein Ölbildern verleihen soll. Bei näherer Betrachtung fand ich, daß dies ein früher Versuch war, mich selbst in dem romantischen Aufzuge, in dem wir jungen Künstler einherzustolzieren pflegten, zu portraitiren. Als mißlungen hatte ich es meinem Diener hinterlassen, um es mit anderem Schund, der sich während der sechs Jahre meines ersten Aufenthaltes im Atelier angesammelt hatte, in die Tiber zu werfen, die unter meinem Fenster vorbeifloß. Er hatte aber augenscheinlich anders darüber verfügt. Ich trat in den Laden und fragte nach dem Gegenstande und dem Preise des Bildes. „Dies", erwiderte der Händler, „ist das authentische Bildnis eines berühmten Florentiner Malers des fünfzehnten Jahrhunderts. Der Name ist mir gerade nicht gegenwärtig. Zufällig kann ich Ihnen das Portrait für zweihundert Scudi überlassen, aber das ist weit unter seinem Werte. Mit Bedauern hatte ich auf diese interessante Probe römischer Industrie zu verzichten.

* * *

Digitized by Google

Ein wahrer Roman.

Unter den Münchener Kunstjüngern, meinen Kameraden, war 1838 ein junger hamburger Bildhauer, dessen Leben ein seltenes Beispiel wahrer Romantik bietet. Von seinen unbemittelten Eltern zu einem Kammacher in die Lehre gegeben, zeigte er so entschieden künstlerische Anlagen, daß einige wohlhabende Hamburger Kunstfreunde eine Summe zusammenschossen, welche ihm die Möglichkeit verschaffte, einige Jahre die Bildhauerei in München zu studieren. Sie war aber so gering, daß er, als ich ihn kannte, von dem Inhalte eines großen irdenen Gefäßes lebte, in welchem er im Herbst Vorrat für den Winter eingemacht hatte. In Hamburg hatte er mit schwerem Herzen seine Verlobte, eine kleine Näherin, zurücklassen müssen, die er einst in nebelgrauer Ferne heimzuführen gehofft hatte. Zu jener Zeit, 1839, suchte die bayerische Regierung, oder vielmehr König Ludwig, nach einem Bildhauer, der es unternehmen wollte, in Griechenland, in der Nähe eines Schlachtfeldes, einen Löwen aus dem Felsen zu hauen, zum Andenken an die bayerischen Soldaten, welche dort im Kampfe für Griechenlands Befreiung von der Türkenherrschaft gefallen sind. Die Idee war offenbar angeregt durch Thorwaldsens berühmten Löwen, der bei Luzern, zum Andenken an die im Louvre für Ludwig XVI. gefallenen Schweizer, aus dem Felsen gehauen ist. Indessen zeigte sich kein münchener Bildhauer bereit, den mißlichen Auftrag zu übernehmen. Er war kärglich remunerirt, und in einer einsamen, durch Räuber berüchtigten Gegend auszuführen. Unser hamburger Freund, der nichts zu verlieren hatte, erklärte sich bereit, erhielt den Auftrag und begann das Werk an Ort und Stelle. Die Aufgabe war schwierig; er litt in jener öden Gegend von Hunger und Kälte; dreimal zerstörten die argwöhnischen Griechen sein Werk in verschiedenen Stadien der

Digitized by Google

Vollendung. Er ließ sich nicht irre machen, fing immer wieder von neuem an und ward schließlich durch einen Fund für seine zähe Ausdauer belohnt, indem er die bis dahin verloren geglaubten Marmor-Adern von Rosso- und Giallo-antico neu entdeckte und von der griechischen Regierung zum Geschenke erhielt. Interessierte Kapitalisten liehen die Mittel, eine Straße für den Transport bis zu einem nahen Seehafen zu bauen.

Im Jahre 1846 sah ich ihn in Rom wieder. Er hatte Proben seiner Marmorbrüche mitgebracht, welche die römischen Negozianti di Belle Arti gierigst aufkauften, denn sie waren bis dahin zur Herstellung ihrer, bei Fremden so beliebten, kleinen Nachbildungen der römischen Denkmäler auf Funde von Bruchstücken in den antiken Ruinen von Bädern und Tempeln angewiesen gewesen; so eröffnete sich ihm eine gesicherte Absatzquelle.

Zum letzten Male sah ich den Künstler im Jahre 1850 in Hamburg als Professor der Bildhauerei an der Kgl. Kunst-Akademie zu Athen. Nach vierzehnjährigem Warten war er gekommen, seine Braut, die noch Näherin war, heimzuholen. Natürlich erregte sein Erscheinen in der Vaterstadt unter so romantischen Umständen das lebhafteste Interesse. Zahlreiche Freunde gaben dem Ehepaare ein Abschiedsfest. Die besten Wünsche folgten ihnen in ihr neues griechisches Heim.

* * *

Der Millionär und der Räuber.

Griechenland macht mich eines seiner edlen Söhne gedenken, des letzten Sprößlings einer angeblich fabelhaft reichen Familie. Er lebte in Neapel, in dessen Nähe er seinem kürzlich verstorbenen Bruder ein prachtvolles Mausoleum als letzte Ruhestätte errichten ließ. Der uns befreundete geniale neapolitanische Bildhauer Amendola, dessen früher

Digitized by Google

Tod ein so schwerer Verlust für die Kunstwelt wie für seine Freunde war, führte diesen Griechen, Skilizzi mit Namen, im Jahre 1883 bei uns ein und erzählte uns bei dieser Gelegenheit Folgendes:

„Skilizzi hatte sich eines Abends beim Besuche des im Bau begriffenen Mausoleums, das er auf einer Anhöhe in einsamer Gegend, etwas von der Stadt entfernt, errichten ließ, verspätet. Es dunkelte bereits, als er ein kleines Gehölz durchschritt, um seinen zurückgelassenen Wagen zu besteigen. Plötzlich hielt ihm ein wild aussehender Kerl den Lauf seiner Flinte entgegen, mit den Worten: „Deine Börse oder Dein Leben!" Es war ein berüchtigter Räuber, welcher die Gegend seit geraumer Zeit unsicher machte, und auf den die Polizei längst vergeblich fahndete. Die Camorra, eine Verbrecher-Brüderschaft, stand damals noch in ihrer Blüthe. Skilizzi verlor nicht seine Geistesgegenwart. Gelassen erwiderte er: „Thu' die Flinte weg, laß uns lieber ein paar Worte mit einander reden. Du siehst, ich bin allein und unbewaffnet. Meine Börse kann ich Dir geben. Ihren Inhalt werde ich nicht entbehren, und Dir wird er nicht lange reichen. Und was dann? Dann wirst Du wieder auf Raub ausgehen und schließlich gefangen und geköpft werden." Der Kerl stutzte — so hatte noch niemand je zu ihm geredet. Endlich erwiderte er mit gedämpftem Trotz: „Ich kann Frau und Kinder nicht verhungern lassen — ich weiß keinen anderen Weg, ihnen Brot zu verschaffen." — „Wenn aber jemand Dir verspräche, für sie zu sorgen?" „Wer wird so ein Narr sein," erwiderte der Strolch kopfschüttelnd. „Ich will es thun," war Skilizzis feierliche Antwort. „Du kennst mich — hier gebe ich Dir meine Hand darauf. Stelle Dich den Gerichten, so wirst Du mit viel milderer Strafe davon kommen, und nachher helfe ich Dir zu einem ehrlichen Lebenswandel, wenn Dir's Ernst ist." Der Kerl wurde nachdenklich — er hatte sichtlich einen

Digitized by Google

ſchweren Kampf zu beſtehen. Endlich ſchlug er ein: „Ich vertraue Euch — ich nehme den Vorſchlag an.“ „So komm mit mir!“ Und die beiden, der Räuber mit ſeiner Flinte und Skilizzi, ſtiegen zuſammen in den wartenden Wagen. Sie fuhren aufs nächſte Polizeiamt, wo der Räuber ſich den Beamten, die ihren Augen nicht trauten, freiwillig als Gefangener ſtellte. Durch das Gitter, das ihn nun von ſeinem Wohlthäter trennte, reichte er ihm zum Abſchied dankbar die Hand. „Iddio vi benedica!“ (Gott ſegne Euch!) rief er ihm nach. Skilizzi hat ſein Wort gehalten.

Digitized by Google

Anhang.

Briefe.

Digitized by Google

Digitized by Google

Franz Liszt.

Eilsen, 18 Dez., 45.

Oui und ja, mon cher peintre, je ne puis que me trouver flatté de votre intention de mettre le public dans la confidence des secrets de votre crayon, qui réussit avec une telle supériorité à fixer la pensée et le caractère sur les faces et surfaces les moins disposées!

Veuillez seulement je vous prie, ne pas oublier de m'adresser un exemplaire ou deux (à Weymar) que je tiens à garder pour moi en mémoire des bonnes heures que m'ont valu nos séances de Helgoland et recevez je vous prie l'assurance de mes sentiments les plus affectueusement distingués et devoués. F. L.

Mme. la Princesse me charge de ses meilleurs compliments pour vous, et dans le cas que le portrait de Mlle. Fanny Lewald soit publié elle vous serait très-obligée de lui en faire parvenir un exemplaire.

Weymar, 22 Sept., 52.

Mon cher Monsieur Lehmann!

Mr. Hugo (non Victor) que j'estime comme un honorable et excellent jeune homme me disant qu'il vous avait écrit

Digitized by Google

par le courier d'aujourd'hui, je lui ai demandé de m'envoyer sa lettre afin d'y ajonter quelques mots de bon souvenir et de bonne amitié. J'espère que ces lignes vous trouveront en parfaite veine de travail ce qui est le point essentiel pour un artiste de votre trempe; le reste peut venir comme pardessus le marché un peu plus-tôt ou un peu plus tard, selon l'occurence. Comme on s'attend a beaucoup de votre part je me persuade que vous dépasserez même cette attente et que votre nouvelle oeuvre marquera comme un jalon éclatant au beau milieu du chemin de votre renommée. Les journaux nous mettent bientôt au courant de vos travaux — mais il me serait bien agréable d'être occasionellement informé par vous de vos projets et de voir nos rapports personnels se continuer à travers les années.

En fait de nouvelles de Weymar je n'en ai que peu ou rien a vous dire. Vous avez probablement appris que cette petite ville doit s'enrichir (d'ici à deux ans) d'un grand monument qui se composera de la statue de Goethe et de Schiller. L'exécution en a été définitivement confié a Mr. Rietschel de Dresde qui a promis d'envoyer son esquisse à la fin d'octobre. La Cour d'ici se charge d'acquitter la somme demandée pour le modèle (environ 6000 Thalers) et S. M. le Roi Louis de Bavière a pris sur lui de faire fondre à son compte les statues à Munich — de sorte qu'il ne faut plus que quelques milliers de Thaler pour le piedestal et les dépenses accessoires de l'inauguration, qu'il n'y aura pas de peine à se procurer par voie de souscription.

De plus Mr. Sasser de Vienne est occupé en ce moment à modeler une statue de Wieland qu'il a également promis de terminer dans deux ans et dont, à en préjuger par les travaux qu'il a déjà éxécuté, on se promet une belle oeuvre d'art. Comme vous voyez, la cour de Weymar prend à tâche de ne pas manquer à ses belles traditions, et peut-être

Digitized by Google

qu'après avoir ainsi noblement perpétué par ces 4 monuments de Herder, Goethe, Schiller et Wieland le souvenir de la grande période poétique de l'Allemagne il lui sera donné de faire plus encore. . . . . .

Stahr est en ce moment à Rudolstadt où se trouve aussi Fanny L. . . ., je pense qu'il reviendra à la mi-Octobre à son nouveau domicile de Jena où il a établi sa femme et ses filles. —

Si vous n'avez pas encore lu ses deux derniers volumes „Weimar und Jena" je vous engage à vous donner ce plaisir, en attendant que vous me fassiez celui de venir me voir ici où vous pouvez être certain de trouver le plus cordial accueil

chez votre très-affectionné
F. L.

Zurich, 6 Juillet 1853.

Au moment où votre lettre m'est parvenue, mon cher Lehmann, le Grand Duc héréditaire était fort absorbé par les fêtes de mariage de la Princesse Amélie avec le Prince Henry des Pays-Bas et les fêtes du Jubilé de Monseigneur le Grand Duc qui se sont succédé sans autre interruption presque que le voyage qu'il fit à Dresde, pour assister aux fêtes des noces du Prince Albert. Je lui ai remis de suite les portraits que vous avez bien voulu m'adresser à son intention, mais ce n'est que la veille de mon départ qu'il m'a fait connaître son choix. En vous remerciant d'avoir si parfaitement rempli votre promesse il me charge de vous prier de lui faire parvenir vingt exemplaires du No. 2 qui a obtenu la plus unanime approbation à laquelle je joins pour ma modeste part les plus sincères compliments. Comme il est probable que je resterai assez longtemps absent de Weymar où je ne compte me réinstaller qu'au mois d'Octobre

Digitized by Google

(dans l'intervalle je ferai un court voyage à Paris et passerai quelques semaines en Septembre à Carlsruhe et sur les bords du Rhin) je vous engage à adresser ses vingt exemplaires du No. 2 à Mr. le Comte de Beust, Maréchal de la Cour de S. A. R. Mgr. le Grand Duc héréditaire de Saxe-Weymar (et ce mot deviendra superflu d'ici là, car Mgr. le Grand Duc est à son lit de mort).

Mr. Rietschel travaille activement à son groupe de Goethe et Schiller dont l'esquise est fort belle et promet une oeuvre complètement réussie.

L'inauguration du monument à Weymar est fixé pour l'été de 1855, si à ce moment vous n'étiez pas trop-éloigné, il serait fort aimable à vous de venir me voir et vous pouvez être assuré du plus cordial accueil chez nous. Il me sera très-agréable aussi de trouver l'occasion de rendre quelque bon office à Hugo, et je n'ai pas négligé de le recommander particulièrement aux personnes qui peuvent exercer une influence favorable sur sa carrière d'artiste.

Je suis venu passer une semaine ici, dans l'unique but de revoir Wagner et de m'entendre avec lui sur un certain nombre de choses qui sont d'un intérêt commun pour nous.

Demain je partirai pour Weymar d'abord et dans le courant du mois d'Août je serai à Paris. Peut-être nous rencontrerons nous: en tout cas, je vous prie, mon cher Lehmann, de toujours me compter parmi vos très-affectionnés et dévoués. F. L.

Weymar, 25 Juin 1855.

Mon cher Lehmann!

Une absence de plusieurs semaines en l'honneur du Musik-Fest de Düsseldorf et quelques empêchements et retards accessoires ne m'ont permis de remettre votre char-

Digitized by Google

mante épreuve photographique de l'épisode de Graziella que ces jours derniers à Monseigneur le Grand Duc. S. A. R. a été fort enchanté de cette composition et me charge de vous faire ses meilleurs remerciments pour votre aimable attention, en attendant qu'il se présente une occasion où il vous les témoignera personnellement, ce qui j'espère ne restera pas trop longtemps ajourné, Weymar étant assez rapproché de Paris et de Hambourg. Pour ma part vous ne sauriez douter du grand plaisir que m'a fait l'épreuve que vous avez eu l'amabilité de joindre à mon intention et si l'on réussissait par quelque procédé analogue à celui de la Photographie à faire entendre la musique par la lecture, je m'empresserais de prendre ma revanche en vous envoyant entre autres une nouvelle composition que j'ai fait d'après les Préludes de Lamartine. Malheureusement les Musiciens sont fort mal parragés à cet égard comme à d'autres et condamnés à une dépendance fort dure parfois du matériel et du personnel indispensable à l'audition de leur oeuvre.

Vous me demandez des nouvelles du groupe Goethe et Schiller. Rietschel qui vient de passer une dizaine de jours ici (où il a terminé un ravissant buste en marbre de la Princesse Marie Wittgenstein) me dit que le modèle de ce groupe sera terminé dans le courant de l'été 1856 — le coulage en bronze exigera de 15 à 18 mois (et sera exécuté par la fonderie de Miller à Munich) de sorte qu'il est à présumer que selon les intentions de Monseigneur le Grand Duc l'inauguration pourra en avoir lieu encore en 57.

En fait de nouvelles artistiques Preller est en train d'achever une magnifique marine destinée à la Gallerie du Roi de Würtemberg, et Madame la Grande-Duchesse a fait dernièrement l'acquisition de plusieurs très-beaux dessins

Digitized by Google

de Genelli qui font pendant à ceux de Carstens que vous connaissez. Quant à moi, j'ai écrit ce printemps une grande messe qui a été commandée pour l'inauguration de la Basilique de Gran (en Hongrie), et d'ici à la fin de l'année j'espère avoir terminé la Partition d'une Symphonie qui aura pour titre „Divina Commedia".

Je vous dis encore bien sincèrement merci de votre amical souvenir, en vous renouvellant l'expression des sentiments les plus affectueussement distingués de votre dévoué

F. L.

Weymar, 19 Août 1857.

Vous avez parfaitement choisi votre moment, mon cher L., et vous trouverez notre petite ville quelque peu agrandie par la célébration de ses grands souvenirs pendant cette première semaine de Septembre. Il va sans dire que nous serons tous fort enchantés de vous revoir et je vous prie de disposer amicalement en tous points de votre tout affectionné et dévoué F. L.

Nos festivitées, dont vous trouverez le Programme dans les journaux, commencent le 2 Sept. et s'étendent jusqu'au 6.—

Princesse Wittgenstein.

Weymar, 31 May 1859.

Liszt a vu hier chez S. A. R. la lettre qu'il vous adresse, cher Mr. Rodolphe, et qu'il a bien voulu lui communiquer, dans laquelle il vous apprend que vous êtes nommé par lui Chevalier de son ordre. Je m'empresse de vous transmettre mes plus sincères felicitations, et Liszt vous envoie ses amitiés en vous assurant de tout le plaisir qu'il éprouve, que cette décoration si parcimonieusement distribuée, et par là plus accréditée et tenue plus en

Digitized by Google

Digitized by Google

honneur que beaucoup d'autres des petits Souverains d'Allemagne, gagne un lustre de plus en comptant au nombre de ses membres un artiste de votre mérite.

Je désire vous témoigner personnellement combien nous vous sommes obligées pour la belle page que vous avez envoyé à ma fille et qui a été généralement admirée par les artistes et louée dans les journaux. Elle a encore doublé notre regret de ne pas vous voir cette année comme nous l'avions espéré . . . . . .

Princesse Wittgenstein.

Digitized by Google

Karl Eckert.

München, den 25. März 1845.

.... Jetzt will ich dir von meiner Reise schreiben: In Mailand machte ich noch die Bekanntschaft des Conte Castelbarco, der vier Quartette (Instrumente) von Stradivario besitzt, wohl die berühmteste Sammlung, die existirt. Er gewann in wenig Zeit eine unglaubliche Zuneigung zu mir, lud mich gleich zu Tisch ein, und Abends spielte ich Quartette und zwar von seiner Composition bei ihm. Die Quartette waren scheußlich, aber ich spielte sie auf einer seiner Geigen sehr schön, und der alte Mann hat wirklich eine wahre Leidenschaft für mich gefaßt. Ich werde ihm nächstens etwas dediciren, damit er mir eine seiner Geigen vermacht. Er ist übrigens einer der reichsten und bedeutendsten Männer in Mailand und macht ein sehr vornehmes Haus. Einige seiner Quartette, die er unserm König dedicirt, hat er mir verehrt, um meine Ueberfracht zu vermehren. Einen Tag darauf Nachmittags reiste ich von Mailand ab. Hätte ich einen Begriff gehabt, was mich erwartete, so wäre ich wahrscheinlich noch jetzt nicht von Mailand fort. Die Fahrt über den Splügen von Chiavenna aus war schrecklich und einige Male sogar sehr lebensgefährlich. Wir wurden nämlich zu zwei in einen kleinen offenen Schlitten gesetzt, der Postillon hinten stehend und nun ging es im fürchterlichsten Schneegestöber und der verzweifeltsten Kälte vorwärts. Der Weg war so schmal, daß nur für die Schlittenspur Raum war, an der Seite aber die furchtbarsten Abgründe. Nach kurzer Zeit begegneten wir einem anderen Schlitten, wir wichen höchst behutsam auf der einen Seite aus, der Postillon

Digitized by Google

untersuchte erst die Festigkeit des Schnees, sank dabei aber so ein, daß positiv nur noch der Kopf von ihm zu sehen war; vorbei mußten wir aber, das Pferd sank tief ein, konnte sich kaum mehr aus dem Schnee herauswinden, wurde wild, wir sprangen schnell heraus, denn es fehlte wirklich sehr wenig, so wären Schlitten, Pferd und Leute in den Abgrund gerissen worden. Dies Vergnügen erwartete uns noch öfter, und ich versichere Dich, es war wirklich so schauerlich gräßlich, daß wir Gott dankten, nur kein Frauenzimmer mit uns zu haben. Aber auch das Vergnügen des Umwerfens sollte uns zu Theil werden. R. war der Unglückliche, auf dessen Seite der Schlitten fiel, ich schwebte hoch in Lüften, jeden Augenblick gewärtig noch auf R. zu fallen. Dieser hatte seine Füße im Fußsack, die er nicht schnell genug daraus befreien konnte und wurde so einige Schritte weit mit dem Kopfe im Schnee geschleift, das Pferd war so viel versunken, daß es herausgezogen werden mußte. Beide waren wir fingerdick beschneet.

Ich vergaß Dir zu melden, daß bis nach Splügen fortwährend Lawinen herunterstürzten, eine sogar höchstens 30 Fuß vor uns, die wir noch glücklich Zeit hatten abzuwarten. Es war ein grausenhaftes Schauspiel, nichts als Schnee. Tags zuvor sollen zwei Menschen unter einer Lawine begraben worden sein. Endlich, wir kamen in Chur an, vor Kälte und Aufregung mehr todt als lebendig, und beschlossen erst am folgenden Abende unsere Reise fortzusetzen. Nachdem wir uns den Tag über barbarisch gelangweilt, fuhren wir Abends nach Rorschach ab. Die Nacht aber, die ich im Schlitten verbracht, war so wie die darauf folgende eine der schrecklichsten meines Lebens. Wir hatten 17 Grad Kälte! O Rom! Hätte ich Dich nie verlassen!! Du wirst Dich verflucht wundern, wenn Du wieder einmal einen ordentlichen deutschen Winter mitmachen wirst. Von Rorschach über den Bodensee nach Lindau, von dort im Schlitten weiter nach Augsburg. Unser Schlitten war aber eher einer Affenbude zu vergleichen, als einem Schlitten des neunzehnten Jahrhunderts. Keine Fenstern, blos Schieber von Holz. Diese Nacht war nicht minder furchtbar, ebenso kalt wie die vorige, und ich versichere Dich, daß ich nicht weit davon entfernt war, den Geist auszuhauchen. Dazu kam der Umstand, daß nicht immer ordentliche Schneebahn war und wir oft auf dem Pflaster umhergeworfen wurden, sodaß wir nicht die Engel im Himmel, aber die Teufel in

Digitized by Google

der Hölle lachen hörten, meine Füße glichen eher einem toten Eisklumpen, als denen eines lebendigen Menschen. Ich war sehr herunter und habe tausendmal die Idee verflucht, um diese Jahreszeit von Rom abgereist zu sein.

Ich bin nun gezwungen noch 14 Tage hier in München zu bleiben, und zwar aus sehr angenehmen Gründen. Der Instrumentenmacher Englede, jetzt der bedeutendste Geigen-Reparateur in Deutschland, der dem Wielhorsky sein Violoncell und dem Vieuxtemps seine Maggini-Geige ausgebessert hat, hat auch jetzt meine Maggini-Geige in der Mache. Dieser Mann ist ganz entzückt von meiner Violine, erklärt sie für durchaus echt in allem und widmet die 14 Tage jetzt nur dieser Violine, woran allerdings sehr viel zu thun ist. Er verspricht sich Außerordentliches davon. Du kannst denken, wie glücklich ich bin. Landsberg kannst Du sagen, daß auch er im ersten Augenblick etwas zweifelhaft über die Decke war, daß er aber, nachdem er sie auseinander genommen, erklärte, es sei gar kein Zweifel, daß auch diese echt, nur sei ein anderer Lack darüber geschmiert worden, was aber nichts zu sagen hätte. Ich liege nun fast den ganzen Tag bei ihm und beobachte die Arbeit. Er verspricht sich viel von dieser Reparatur und meinte, es würde eine der bedeutendsten Violinen werden, denn sie wäre noch stark und gesund im Holz und das größte Format, was von Maggini existirt, noch größer als die von Vieuxtemps.

Bei Kaulbach bin ich zuerst gewesen, seine Zerstörung Jerusalems ist wunderbar schön, er hat sie nun ganz untermalt und sie ist ebenso wunderbar schön in der Farbe. Ich habe mich nicht satt sehen können daran, Donnerwetter ja, der kann's gut! Er war wie gewöhnlich außerordentlich liebenswürdig zu mir, und nach etwa einer Viertelstunde sagte er zu mir: „Hören Sie mal, wir wollen uns Du nennen, ein paar Kerle wie wir Beide können sich nicht Sie nennen", und so tranken wir Brüderschaft.

Cornelius ist eben hier auf der Durchreise. Der Glückliche reist morgen nach Rom ab. Die Künstler haben ihm einen großen Festzug veranstaltet, über 200 an der Zahl. Mein Onkel ist ganz entzückt von seinen letzten Zeichnungen zum Campo Santo und hält sie für das Bedeutendste, was er gemacht.

Ueber Deine Neuigkeiten bin ich im höchsten Grade erfreut, das kannst Du Dir wohl denken, mein altes Herz.

Digitized by Google

Gestern war ich in der Oper und habe die Zauberflöte gehört; Du wirst es kaum glauben, ich habe mir die Thränen abwischen müssen bei dem Mohrentanz: „Das klinget so herrlich“ — Gott, mein Gott! was ist das wunderbar schön. Die Sänger sind mir ein Greuel, alles Gaumenstimmen, scheußlich; das Orchester aber unter Lachner's Direction über die Maaßen ausgezeichnet.

In wenig Tagen werde ich die G-Moll-Symphonie von Mozart hören und die Ouvertüre zu Nurmahal von Spontini. Mein Herz jubelt schon im Voraus! . . .

Berlin, den 26. April 45.

. . . Eccomi arrivato in Berlino. Seit drei Tagen beinahe sitze ich nun wieder in meinem theuren Vaterlande. In Leipzig gedachte ich höchstens einen Tag zuzubringen, doch wurden vier daraus, da mich meine zahlreichen Bekanntschaften dort nicht so schnell losließen. Am letzten Tage war das letzte Abonnements-Quartett und ich hatte der Direction versprochen, mein Trio zu spielen. Ich selbst spielte die Piano-Partie, David Violine ꝛc. Es gefiel außerordentlich. Frank kannst Du vielmals von Gade grüßen, den ich dort noch traf. Er hat in diesem Winter die Concerte dirigirt. Auch Mendelssohn erwartet man mit Bestimmtheit für den nächsten Winter in Leipzig, aber nicht als Director der Concerte, sondern des Conservatoriums. In Leipzig hörte ich wieder eine neue deutsche Oper: Stradella von Flotow, scheußlich!!

In Berlin fand ich außer meinen Eltern, meinen Schwager nebst Frau und Kind vor. Unter diesen Umständen konnte natürlich nicht gleich an der Oper etwas geschehen, morgen jedoch reisen sie nach ihrem Gute Steinbach zurück und am 11. Mai gedenke ich spätestens ihnen nachzureisen, und dann geht das Arbeiten los, wonach ich mich über die Maaßen sehne. Am ersten Abend wurde ich gleich in das neue Opernhaus geführt, wo die Löwe ihre letzte Gastrolle sang. Das Haus ist ganz magnifique und ein brillanteres habe ich nie gesehen; für einen Opern-Componisten ist es eine wahre Delicia um einen so brillanten Saal. Gestern war ich zu einem ganz ausgezeichneten Diner bei Meyerbeer, der ausnehmend liebenswürdig gegen mich ist.

Einige Besuche habe ich machen müssen, aber ich thue nur das

Digitized by Google

Allernothwendigste. Berlin ist mir übrigens wie immer gräßlich, ich kann die Berliner garnicht vertragen, obgleich es viele kluge Leute hier giebt, sie bleiben mir doch antipathisch. . . . .

Ich schreibe Dir heute nichts weiter, 1. weil ich nichts zu schreiben mehr habe, 2. weil ich noch viel vorhabe. . . . .

Steinbach, den 18. October 45.

. . . „Um Deine schöne und abenteuerliche Reise habe ich Dich beneidet, und hätte sie gewiß mit Dir unternommen, wenn ich noch in Rom gewesen wäre. Doch gestehe ich Dir offen, daß ich jetzt gar nicht wünsche, dort zu sein, da mich meine nächste Zukunft vorläufig sehr interessirt. Da Du nun an meiner Arbeitssamkeit zu zweifeln scheinst, so melde ich Dir nur, daß mein zweiter Akt bereits fix und fertig ist und ich jetzt mit dem dritten beschäftigt bin, den ich hoffe, bis zu Weihnachten zu vollenden.

Mein Onkel, der viel durchzusetzen vermag, wird es hoffentlich dahin bringen, daß die Oper noch diesen Winter zur Aufführung kommt. Auch ist es gewiß, daß drei Heldentenöre für diesen Winter in Berlin engagirt worden sind als: Tichatschek aus Dresden, Hartinger aus München und ein gewisser Stigelli, der jetzt in Mailand gebildet worden ist. Einer von diesen Dreien wird sich schon zum Oranien qualifiziren, und die Lind zur Anna. Zu Deiner Beruhigung kann ich Dir melden, daß zwischen Oranien und Anna (Prophetin) sich noch eine große Liebesgeschichte entwickelt hat und daß meine letzte Arbeit ein herzzerreißendes und stärkendes Liebesduett gewesen. Es ist nun aber ganz Opera seria geworden, da Oranien in dem Augenblick, wo er als Sieger das Ufer betritt, erschossen wird von einem Pfaffen, was geschichtlich. Der zweite Akt ist ungleich besser als der erste geworden, und der dritte wird hoffentlich nicht schlechter werden. Der zweite Akt hat viel Arien und Duette bekommen, und wenn unser guter Anton Hollmann noch lebte, so würde er gewiß zufrieden gestellt sein. Wie auch mich die Nachricht von seinem plötzlichen Tode überrascht und erschreckt hat, kannst Du Dir vorstellen. Auch ich hing sehr an ihm, und ich weiß, daß es gegenseitig war. Die näheren Details von seinem Tode in Deinem Briefe haben mich unendlich geschmerzt! Gott behüte Dich vor Krankheit in Rom, mein alter Rudolf, denn

Digitized by Google

in die Hände solcher ingnoranten Aerzte zu fallen, ist ein großes Unglück.

Vor Kurzem las ich in der Zeitung drei neue Decrete des Papstes unter welchen das eine sagt, daß, wenn ein Arzt einen Kranken behandelt und derselbe nach dem dritten Besuch nicht zur katholischen Kirche übergegangen sei, der erstere ihn nicht mehr besuchen dürfe! Das ist stark!!

Schreibe bald, denn Du wirst nun auch bald interessante Briefe von mir bekommen. ....

Berlin, den 30. Januar 46.

Weit früher, lieber R., hätte ich Dir schon geantwortet, hätte ich nicht vorgezogen, so lange zu warten, bis ich Dir etwas Gewisses über meine Zukunft melden konnte. Also zuerst von mir.

Meine Oper war von der Intendantur angenommen, es wurde viel von der Aufführung noch in diesem Winter geredet, der König selbst hatte befohlen, daß sie noch zum Carneval und zwar mit Jenny Lind gegeben werden sollte. Die Zeitungen sprachen auch alle davon, doch da bis jetzt noch keine Probe angesetzt worden war, so hatte ich selbst die Idee sie noch diesen Winter und zwar mit Jenny Lind, die nur bis Ende März noch hier bleibt, aufzuführen, aufgegeben, umsomehr, da ich wußte, daß die Lind noch in den Hugenotten, Robert der Teufel, Euryanthe und auch auf des Königs Wunsch die Iphigenie in Aulis von Gluck singen sollte.

Gestern war ich nun zum General-Intendanten Herrn von Küstner zu einer großen Conferenz eingeladen worden, in welcher dann besprochen wurde, daß da an eine Aufführung mit der Lind nicht zu denken sei, und daß, im besten Falle vielleicht, wenn dieselbe auch darin sänge, doch die Oper nicht bis vor Ende März herauskommen würde, und dann höchstens einmal mit ihr aufgeführt werden könnte, dann aber liegen bleiben würde; ferner würde sich dann auch keine andere Sängerin dazu verstehen, die Rolle zu übernehmen. Demnach wurde bestimmt, daß die Oper zum April gegeben werden sollte, zum 1. April aber reist Fräulein Tuczek, die erste Sängerin, auf zwei Monate zu Gastrollen; wenn ich auch diese aufgeben wollte, so könnte die Oper doch noch im April sein. Dazu konnte ich mich natürlich

Digitized by Google

nicht verstehen. Die zweite erste Sängerin, Fräulein Marx, die ich nun auch nöthig habe, reist Mai und Juni auf Gastrollen. Somit können die Proben erst mit dem 1. Juli anfangen, dann aber ganz bestimmt und meine Oper wird nach Anfang August wohl auf die Scene kommen. So geht's doch immer etwas anders, als man's glaubt, und ich habe bonne mine au mauvais jeu machen müssen. Indessen muß man immer noch sehr dankbar sein, daß meine Oper die erste neue sein wird, die in diesem Jahr gegeben wird, während andere renommierte Künstler Jahrelang warten müssen, ehe sie zum Ziel gelangen können, und ich kann mir doch nicht verhehlen, daß man sich hier sehr für mich interessirt. Da ich nun wenigstens die ganz bestimmte Gewißheit habe, daß meine Oper zum Sommer zur Aufführung kommt, so ist mir doch eine große Unruhe und Unbehaglichkeit, die mich bis jetzt durchaus am Arbeiten hinderte, vom Herzen, und ich fange nun schon wieder an, neue Pläne zu machen, die darin bestehen, mir möglichst bald ein neues Opernbuch zu verschaffen, dann zu meinem Schwager auf's Land zu gehen und mit der Composition einer zweiten Oper anzufangen. Jedes Jahr muß ich nun eine neue schreiben, und meine frischen Jugendkräfte benutzen, ehe ich graue Haare bekomme. Künftiges Jahr werde ich dann sogar vielleicht schon Kapellmeister bei der Oper sein, wenigstens spricht man viel davon, ohne daß ich bis jetzt den Wunsch geäußert hätte. Meine Oper werde ich natürlich selbst einstudiren und dirigiren.

Ich lebe hier wieder in den ersten Kreisen, der englische Gesandte, Lord Westmoreland, ist sehr liebenswürdig zu mir und ich bin viel bei ihm. In einer Gesellschaft bei ihm traf ich neulich sieben Königliche Hoheiten. Mich erkennt übrigens Niemand mehr hier, da mein Bart sich sehr vervollkommnet hat, und Du nun auch keinen Grund mehr haben würdest Dich über ihn aufzuhalten. Ferner musicire ich sehr viel mit der Gräfin Rossi (Sontag), die immer noch ganz hinreißend schön singt.

Über Hallmann habe ich noch Manches erfahren, was Dich interessiren muß. In einem Briefe von Humboldt an den Bruder H.'s heißt es:

„Es war unmöglich, sich Ihrem Bruder zu nahen, ohne von dem Eindrucke seines Talents ergriffen zu werden, und wieviele Keime sind

Digitized by Google

in ihm unentwickelt geblieben! Ich rede nicht von seinem architektonischen Wissen, von seinen großartigen malerischen Anlagen, dazu war er ein edler, freier, unabhängiger, aufopfernder Charakter, glücklich nie, weil er stets verkannt wurde, und das Bittere dieses Vorkommens ihn aufregte. Ich habe den Trost ihm treu geblieben zu sein im Leben, das bei den Besseren immer mit viel Trübheit gemischt ist, und treu im Tode sein Andenken ehrend."

Nicht wahr, das sind schöne Worte!

Daß Du wieder Violin-Stunden nimmst, hat mich und Frank sehr lachen machen, übrigens aber freut es mich: wer weiß, ob wir in diesem Leben nicht noch einmal Quartette mit einander spielen werden? . . . . .

Berlin, den 23. März 1846.

. . . Meine Schwester ist jetzt mit ihren Kindern hier, und in 14 Tagen reise ich mit ihr nach Steinbach zurück, wo ich verweilen werde bis die Proben meiner Oper mich wieder nach Berlin zwingen werden. Ich habe schon wieder ein neues Opernbuch, mit dem ich sehr zufrieden bin. Es ist diesmal aus der deutschen Geschichte genommen, aber mehr romantische Oper.

An künstlerischen Notabilitäten besitzen wir jetzt Vieuxtemps, die Cerrito nebst dem Léon, die hier, wie überall, Fanatismus erregen. Die Lind ist seit vier Wochen krank, sie hat sich bei einem Fall am Fuße Schaden gethan, wird aber wohl am nächsten Sonntag wieder auftreten. Ich arbeite jetzt an Klavierauszügen meiner Oper und werde heute ein sehr gutes Diner beim englischen Gesandten machen. Im Ganzen bin ich etwas kattiven Humors und freue mich, aufs Land zu gehen, denn das ewige Gelagehalten und Gesellschaftlaufen habe ich wieder satt.

Frank hat eine sehr hübsche neue Ouvertüre geschrieben. Wir sehen uns, wie in Rom, täglich, er trinkt alle Nachmittage bei mir Kaffee, und wir sagen öfters, wenn doch Lehmann auch hier wäre, dann würde das Vergnügen komplett sein.

Neulich war ich bei der Gräfin Rossi. Der alte Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, der mich persönlich kennt, von dem ich sogar einmal die Ehre hatte einen Brillantring zu bekommen, erkannte mich nicht und redete mich an:

Digitized by Google

„Mein lieber Graf, ich habe gar nicht gewußt, daß Sie so außerordentlich schön accompagnieren.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Geschwätz in diesem Briefe hat Dich hoffentlich so stark gelangweilt, daß Du Dich darnach sehnen wirst, einen vernünftigen von mir zu bekommen, also schreibe bald. Ich möchte Dir einen Canon auf die Worte: „Schreibe bald“ komponieren, damit Du öfters daran denkst....

Steinbach, den 11. Juli 46.

... Was meine neuen Arbeiten betrifft, so ist bis jetzt nicht so viel Neues entstanden, als ich vor hatte zu machen, da mich eine langweilige Arbeit ganz in Beschlag genommen hat, nämlich der Klavierauszug aus meiner Oper, den ich selbst mache. Er muß fertig sein sobald die Oper gegeben ist, daß ich ihn dann gleich, wenn ihn ein Musikalienhändler kaufen will, bereit habe. In diesen Tagen hoffe ich übrigens damit fertig zu werden, und bin ich dann noch nicht gezwungen wegen des Einstudirens meiner Oper nach Berlin zu reisen, so arbeite ich an der neuen Oper weiter, die auch schon angefangen ist. Hätte ich meinen Onkel, der mit allen Hunden gehetzt ist, nicht in Berlin gehabt, so wäre meine Oper wahrscheinlich jetzt schon gegeben, da heftig intriguirt wurde, eine andere neue Oper später als die meine zu geben. Mein Onkel hat es aber glücklich durchgesetzt, daß die meinige später herauskommt. Der Chor hat übrigens schon im Mai daran studirt, und wie ich mit großer Freude erfahre, mit solcher Lust und solchem Eifer, wie seit langer Zeit in keiner neuen Oper. Der Chor hat auch sehr viel darin zu thun und er muß das Beste thun, da das jetzige Solo-Sänger-Personal sehr schlecht ist. Jedenfalls wird meine Oper nun wohl nicht vor dem September herauskommen, vielleicht aber auch, wenn ich Glück habe, die Aufführung bis zu des Königs Geburtstag hinausgeschoben werden, der den 18. October ist. Es werden viele neue Decorationen dazu gemalt, und die Modelle hat man sich dazu aus Brüssel verschrieben, um sie ganz getreu zu haben. Ja, lieber Schatz, ich gehe einer für mich äußerst wichtigen Zeit entgegen, und mir schlägt jetzt schon das Herz fast hörbar, wenn ich daran denke. Sobald die Proben angegangen sind, erhältst Du immer ausführliche Briefe.

Digitized by Google

Die Papstwahl und die Festlichkeiten, die drum und dran waren, müssen höchst interessant gewesen sein. Schreibe mir doch etwas darüber. . . . .

Steinbach, den 31. October 1849.

. . . Daß sich meine schwedische Geschichte ganz zerschlagen hat, weißt Du, glaube ich, schon. Die Berliner Stelle ist nun auch grâce à Meyerbeer an Dorn vergeben und obgleich es mir bei gegenwärtigen Verhältnissen erwünscht ist, nicht angestellt zu werden, so bin ich doch über diese ungerechte Zurücksetzung gekränkt gewesen. Nun will ich Dir aber sagen, weshalb ich froh bin, die Stelle nicht bekommen zu haben. Ich erhielt vor Kurzem einen Brief von der Gräfin Rossi, die, wie Du weißt, wieder auf die Bühne gegangen ist, worin sie mich sehr liebenswürdig und freundschaftlich einladete, nach London zur nächsten Saison zu kommen, wo sie die Absicht hat, meinen Oranien oder meine neue Oper oder alle beide zu singen. Sie hat schon mit dem Director Lumley darüber gesprochen und ich werde wahrscheinlich bald von ihm engagirt werden. Du kannst Dir vorstellen, wie glücklich mich die Aussicht macht, in London, und zwar von Künstlern wie die Sontag (Rossi) und den besten Italienern verherrlicht zu werden, und daß mich die Erfüllung dieser Sache bei Weitem mehr anzieht als eine Anstellung in Berlin. Denn habe ich das Glück dort zu reüssiren, so steht mir eine brillante künstlerische Carrière bevor. Der Brief von der Sontag war sieben Seiten lang und im höchsten Grade freundschaftlich. Es scheint, daß die Engländer ganz vernarrt in ihr Talent sind. Nun, sie verdient es, denn sie ist ein Stern erster Größe. Realisirt sich dieser Plan, wie ich vermuthen darf, so reise ich wahrscheinlich zu Ende Januar oder Anfang Februar nach London, um frühzeitig genug zur Vorbereitung der Proben an Ort und Stelle zu sein. Mit dem Componieren meiner neuen Oper geht es immer vorwärts und ich werde Alles aufbieten, um sie für die nächste Londoner Saison vollendet zu haben.

Steinbach, den 2. Januar 1850.

Prosit Neujahr, lieber R., und ich wünsche Dir alles nur erdenkliche Glück und Gelingen Deiner Pläne in diesem Jahre — und mir auch.

Digitized by Google

... Der letzte Brief von der Rossi war wieder ein Schatz für mich. Lumley hat sich noch nicht für die Aufführung meiner Oper entschieden, indeß darf ich kaum daran zweifeln, daß es dazu kommt. Sie schreibt mir:

„Die Hauptsache ist, daß Sie selbst nur bald her kommen, das Übrige wird sich schon finden. Daß ich in Ihren Opern singe, versteht sich von selbst."

Doch meint sie, daß ich vom Komponieren allein in London nicht werde leben können, daß ich auch Unterricht ertheilen müsse, der dort sehr gut bezahlt wird. Thalberg — schreibt sie — verdient 25 000 Frcs. in der season damit.

Ich werde noch bis Ende dieses Monats hier in Steinbach bleiben, dann noch 14 Tage in Berlin verweilen. Während meiner Anwesenheit wird, wie es mit Bestimmtheit heißt, meine Oranien nach der Umarbeitung dort aufgeführt werden, und wenn ich bei den Proben eine gute Aufführung voraussehe, so schreibe ich Dir, und Du kommst von Hamburg vielleicht zu einer nach Berlin gefahren? . . . .

Digitized by Google

Adolf Stahr.

Oldenburg, 21. Februar 50.

Ich beantworte Ihren lieben Brief vom 19. ds. Mts. sofort, um mich nicht bei überhäufter Arbeitslast durch eine Verschiebung zur ungebührlichen Verzögerung verleiten zu lassen.

Ein freundlicher Zufall fügte es, daß der Postbote, welcher mir heute Morgen einen Brief meiner verehrten Freundin aus Berlin übergab, mir zugleich mit demselben Ihr liebes Geschenk überbrachte, sodaß ich bei der Lesung des ersteren zugleich die Freude hatte, meine Augen von Zeit zu Zeit auf den mir so theuren Zügen ruhen zu lassen, deren tief aufgefaßter Ernst mich freilich daran erinnert, daß: „nos beaux jours de Helgoland!“, wie sich Freund Liszt neulich in einem Briefe voll freundlicher Erinnerung an dieselbe ausdrückte, an jenem 19. September, wo Ihre künstlerische Hand das Portrait zeichnete, an ihrer Grenze angelangt waren!

Ich habe mich diesen Winter sehr mühsam durchgeschlagen — oder eigentlich ist dieses „ich habe“ allzu kühn statt des Präsens gesetzt — denn der Kampf meiner Nerven mit dieser furchtbaren Natur dauert noch immer fort. Der Himmel weiß es, ich bin eine dankbare Seele, aber es wird mir immer unmöglicher, unseren Vorfahren dafür dankbar zu sein, daß sie diese nordischen Landstriche kultivirt haben, statt sie den Fröschen und Wasserratten zu überlassen. Umsomehr freut es mich, daß unser lieber Freund Meyer, (der „alte M.“ wird er wohl bleiben, so ungern es der Humorist hört), sich gegen den

„inverno tedesco“ so tapfer hält, und uns Andere alle beschämt. Grüßen Sie den prachtvollen Menschen von mir auf das Herzlichste und erinnern Sie ihn an sein Versprechen, mir zu schreiben.

Sie sind so freundlich, sich nach meinen Arbeiten zu erkundigen. „Italien“ Band III ist im Druck bis zum 11ten Bogen vorgerückt, im Manuskript nicht viel weiter. Ich hoffe, zu Ostern damit zu Stande zu kommen. Sie portraitiren Gesichter, die Ihnen nicht gefallen, ich in meinem zweiten Bande Dinge und Ereignisse (in der Preußischen Revolution 1848), die mir ebenso wenig zusagen. Die „Geschichte der Preußischen Revolution“, deren drittes Buch unter der Presse ist, und auch gegen Ostern, etwa 9 bis 10 Bogen stark, beendet sein möchte, hat mich gleichfalls beschäftigt. Ich darf die Hand davon nicht abziehen, der Sache wegen, und des Beifalls, den das Buch über mein Erwarten gefunden, und des Einflusses, den es vielleicht haben kann, aber es ist keine erfreuliche, keine die Seele erhebende Arbeit. Und Sie haben doch die Aussicht auf Italien — aber ich —!

Mein Urtheil über Griepenkerl's „Robespierre“ finden Sie in der in Braunschweig erscheinenden Zeitung (Ende November oder Anfangs December 1849) in einem langen Briefe an Dr. L. A. Den Dichter selbst sah ich persönlich nur wenige Tage. Das Stück ist sehr bedeutend und der Mensch, der es machen konnte, kann nicht unbedeutend sein. Ein näheres Verhältniß existirt zwischen uns nicht.

Soviel für heute. Mein Brief kehrt zu seinem Anfange zurück, und erneuert meinen Dank, aber nicht ohne einen Wunsch daran zu knüpfen. Es ist der um eine Pause Ihrer Zeichnung „Froebel's“. Dem geht es gut in Amerika, er wird dort seinen Weg und vielleicht Vermögen machen.

Ich habe nun ein, zwei, drei, vier bis fünf Portraits von unserer gemeinsamen Freundin. Das Ihrige ist fragelos das Beste — aber es genügt mir dennoch keins. Ich bin dahinter gekommen, daß eigentlich nur ein lebensgroßes Bild einen Ersatz für das Leben selbst zu geben vermag. Aber diese für die Aesthetik nicht unwichtige Erkenntniß hilft mir leider zu nichts, als daß ich die Geldsäcke beneide, die im Stande sind, die Pinsel des Künstlers in ihren Dienst zu zwingen, durch die Gewalt, der heiligen, zwar sehr befleckten, aber

Digitized by Google

darum nicht minder mächtigen Madonna Pecunia, deren Verehrung ich leider mein Lebenlang vernachläßigt habe.

Den lieben Ihrigen, und Ihrer kleinen liebenswürdigen Schwester insbesondere meine herzlichsten Grüße, mit dem besten Danke für das freundliche Gedenken des Freundes! Es ist so wohlthuend in dieser Zeit des Hasses, der feindseligen Zerrissenheit um uns her, sich von Zeit zu Zeit zu vergewissern, daß noch Liebe und theilnehmende Freundschaft in der Welt und auch für uns vorhanden sind . . . . .

Berlin, 22. December 1853.

Ich beginne gleich heute ein Blatt an den lieben römischen Freund, dessen Brief vom 10. December uns beide herzlich erfreut hat. Durch Geh. Rath Mitscherlich hatten wir bereits von Ihrem Zusammentreffen in Ceprano gehört, und wenn der vortreffliche Gelehrte uns auch nicht viel von Ihnen zu melden wußte, so erfuhren wir doch wenigstens, daß Sie gesund waren, und unser freundlich gedachten. Aber wie fern sich Rom und Berlin sind, daß sah man doch recht daraus, daß Sie Lieber uns noch immer in Weimar glaubten, während wir doch diesen passageren Aufenthalt, wo Sie uns im Frühjahr 1851 trafen, seit Jahren verlassen hatten. Auch hatte uns Ihr erster, nach Weimar adressirter Brief erst viele Monate später und zwar nur durch den zufälligen Umstand erreicht, daß ein Freund von uns, Professor Ried aus Jena, den Brief im Postschalter zu Weimar als unbestellbar ausstehen sah, und denselben sich erbat, um ihn uns zu bringen!! Das sind Thurn und Taxissche Post-Zustände, die an Neapolitanische erinnern, denn natürlich können Sie denken, daß wir Beide bei unserer Abreise von Weimar der Post schriftliche Anweisung über das Wohin der Nachsendung unserer Briefe hinterlassen hatten.

Sie klagen über geistige Vereinsamung in Rom, und ich glaube Ihnen diese Klagen. Ihre Kunstgenossen, die Alten zumal, empfinden diese Vereinsamung weniger oder vielmehr garnicht, weil sie keinen geistigen Zusammenhang mit der Zeit haben, und darin liegt der Grund, weshalb Sie, dem Studien, geistiges Interesse, Verkehr mit bedeutenden Menschen, eine jenen fremde Welt, erschlossen haben, jetzt nicht mehr mit den alten Genossen zurechtzukommen wissen. Ich kenne das. Sie, nicht jene, haben sich verändert, weil Sie gewachsen sind. Da-

Digitized by Google

rin liegts. Die Abwesenheit alles geistigen Interesses in der Welt der römischen Künstler empfand selbst ich schon 1845 stark genug, wenn ich das gleich in meinem „Italien“ nur angedeutet habe. Ausgesprochen habe ich es einmal in einem eignen Aufsatze in der (Braunschweiger) deutschen Reichszeitung, die ich leider selbst nicht mehr besitze. Suchen Sie indessen in irgend einem Zusammenhange mit den alten Genossen zu bleiben, es ist gut für beide Theile; wie freut es mich, daß der brave prächtige Signor Ernesto noch lebt, und tapfer sich hält. Grüßen Sie die treue alte Seele herzlich von mir. . . .

Kümmel sah ich auf ein Stündchen vor Jahr und Tag in Berlin. Es schwebt für mich über all den Menschen, die ich in Rom gekannt, zumal über denen, die wie K. mich dort eingeführt, ein goldiger Glorienschein der Erinnerung an das höchste Lebensgut.

Wie gönnte ich Ihnen, gerade Ihnen, den Genuß des großen und schönen Werkes, das F. L. in ihren „Wandlungen“ geschaffen. Diese Dichtung ist nach allen Seiten hin ein vollendetes Meisterwerk ihrer Art, und die Deutsche Litteratur hat seit Göthes und Immermanns Roman-Dichtungen nichts aufzuweisen, was mit Recht diesem reifen liebevoll ausgetragenen Werke eines reifen Geistes, dem Resultate eines weiten, reichen, erfahrungsvollen, edlen Lebens an die Seite gesetzt werden kann. Diese Dichtung ist ein Werk, das bleiben wird, wenn die Namen derer längst vergessen sind, die von grimmem Neide verzehrt, das Werk zu benörgeln, gar zu verunglimpfen wagen. Sein Erfolg bei allen bedeutenden und gesitteten Menschen ist dagegen so durchdringend, wie ich selber etwas der Art nie erlebt habe. Dagegen ist die Nachricht, daß Fr. F. L. die „Memoiren Thereses“ herausgegeben habe, wie Ihnen Fr. v. Göthe schreibt, eine völlig aus der Luft gegriffene Unwahrheit, und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie in Ihrem nächsten Briefe Fr. v. Göthe ersuchten, die Quelle dieser Nachricht zu nennen.

Meine zweite Ausgabe von „Ein Jahr in Italien“ ist schon über die Hälfte des dritten Bandes vorgeschritten. Wenn Sie nach Deutschland kommen, wird sie fertig sein. Das Werk, an dem ich arbeite, ist eine Art von Geschichte der alten griechischen Malerei und Bildkunst, die sich aus einer sehr genauen Schilderung der bedeutendsten uns gebliebenen Kunstwerke entwickelt. Es ist ein Torso, wie die alte

Digitized by Google

Kunst selbst es für uns ist, und soll auch (dies für Sie) den Titel führen: „Torso, Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten“ und ein Buch sein, das kunstliebende Laien und Künstler, Reisende und Museenbesucher in den Stand setzt, alte Kunst zu verstehen und zu genießen, ein Buch, wie ich selbst es gern gehabt hätte, als ich nach Italien ging. Daß Ihnen „Weimar und Jena“ gefallen, freut mich, es ist auch Ihrer in denselben mit einem liebevollen Worte gedacht. Das Buch hat sich überhaupt sehr viele Freunde erworben, und das selbst der jetzige regierende Großherzog demselben zustimmenden Beifall schenkte — gereicht noch mehr ihm als mir zur Ehre, da das Buch, wie Sie gesehen haben werden, auf nichts weniger, als auf Erlangung solchen Beifalls berechnet war. Von jenem „Torso“ ist ein Kapitel „Über die Colosse von Montecavallo“ als eigene Schrift hier in Berlin in sehr stattlicher Gestalt gedruckt erschienen. Die Aufstellung der Gypsabgüsse gab dazu die Veranlassung.

Ob das Album zu „Ein Jahr in Italien“ zu Stande kommt, steht noch dahin. Daß ich von Ihren letzten Bildern nichts gesehen, thut mir sehr leid. Hoffentlich werden Sie uns wenigstens die Skizzen bei Ihrem Besuche mittheilen. Die Graziella-Episode werde ich nachlesen. Die Hauptsache aber bleibt für Ihren Zweck die, daß das Bild für sich selbst spricht, und auch ohne die Kenntniß der Lamartine'schen Dichtung vollkommen verständlich wird für den davortretenden Beschauer.

Sie können sich's übrigens doch kaum vorstellen, wie mich hier in Mitten des schneedurchwirbelten nordischen Decembers, dessen heutiger kürzester Tag mir um Mittag kaum so viel Licht gewährt, um dicht am Fenster diesen Brief zu schreiben — der Gedanke an Ihre Ripetta-Wohnung, mit der Aussicht auf Engelsburg u. St. Peter wehmüthig ergreift. Thun Sie dazu, daß Sie dauernd in Rom bleiben, Sie werden anderwärts ewig Rom vermissen. Sagen Sie mir genau, wo die Wohnung liegt, ob in der Nähe der von mir „Italien“ Theil III Seite 81 bis 84 beschriebenen Stelle? Sie sagen nichts von den Franzosen in Rom und von der durch sie veränderten Physiognomie, nichts von den sonstigen öffentlichen Zuständen, von unserm Freunde Dr. de Domenicio und von so Vielem, worüber ich gern ein Wort vernähme. So z. B. thäten Sie mir den größten Gefallen, wenn Sie aus-

Digitized by Google

findig machten, was aus meinem alten Wirthe in der Wohnung an Piazza Poli 36 Signor Luigi Santini und seiner Frau Signora Lucia geworden ist, und ob sie noch in Rom und wie? leben.

In Deutschland ist Alles, wie Sie es verlassen. Das geistige Leben, soweit es nicht die Wissenschaft betrifft, stagnirt. In der Poesie herrscht die süßliche Geibelei, im Drama regiert Frau Birch-Pfeiffer. Die Roman-Dichtung wird fabrikmäßig betrieben, selbst von Talenten, in der Kritik herrscht die elendeste Clique und völlige ästhetische Anarchie. Das beste Buch über unsere neueste Litteratur ist Julian Schmidt's Geschichte der deutschen National-Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts in zwei Bänden. Das öffentliche Leben ist torpid und stumpf, und die einzige herrschende Empfindung ist eine dumpfe fatalistische Angst vor der verhüllten Zukunft, verbunden mit der Kladderadatsch-Stimmung, die ehrlos über die eigene Schande und das eigene Elend witzelt und lacht. Das ist nicht tröstlich, aber wahr. Und am Ende bleibt die Welt doch „rund", also halten wir an Ihr Motto: Et tamen spero!

Das ist der längste Brief, den ich seit Jahr und Tag geschrieben habe, Sie mögen sich also darauf etwas einbilden! . . .

Berlin, 7. Februar 55.

. . . „Roma 6 Febrajo" steht auf dem Siegel dieses Briefes. Ich ließ diese Worte vor neun Jahren auf ein Muschelpetschaft graviren, das ich der theuersten Freundin zum Gedächtniß an einen unsagbar schönen Tag in Giardino Colonna und Abends bei Frau Mertens-Schaffhausen in der zauberhaften Wohnung über der rauschenden Fontana Trevi schenkte, und gestern wieder nach neun Jahren am 6. Febrajo war — unser Hochzeitstag, festlich begangen von treu bewährten Freunden, in voller Versöhnung auch mit den Meinen Allen — selbst mit meiner geschiedenen Frau und ihren beiden Geschwistern, die abwesend unserer — ihrem Geständniß nach — nicht in Unholde, sondern im Guten gedachten —.

Diese Kunde ist auch Ihnen, ich weiß es aus der Kenntniß Ihres theilnehmenden Herzens, einen langen Brief werth, und ich bitte und beauftrage Sie hiermit dieselbe in unserm Namen allen alten römischen Freunden — vor Allem dem trefflichsten der Menschen, dem alten, guten lieben Meyer mitzutheilen. Vielleicht ist auch Frau

Digitized by Google

v. Göthe da, ihr auch gilt das Gleiche, wie allen herzlich Theilnehmenden in Ihrer Nähe. Ach lieber Freund, wenn nach so vielen und schweren Leidenskämpfen, der Mensch sich ans endliche Ziel, wenn auch wie wir mit fast erschöpfter Kraft und mit ergrauten Haaren angelangt sieht, dann gehen alle Gefühle auf in dem einen: Möge der Neid der Götter uns noch eine Frist des friedlichen Glücksgenusses huldreich vergönnen. Alle die unserm Ehrentage mitfeiernd beiwohnten, fühlten sich erhoben durch den Hinblick auf zwei Menschen, die stolz und kräftig ihr Glück dem Geschick d. h. „der Welt" abgetrotzt und tapfer siegreich abgerungen, und durch das Bewußtsein, hier nicht „Wünsche zu spenden und Hoffnungen auszusprechen", sondern eine tief begründete, lang erprobte Gewißheit freudig zu bekräftigen. Es war eine schöne und seltene Feier diese Hochzeit von Adolf Stahr und Fanny Lewald, und nur ein Schmerz trübte sie, der Schmerz über den am 21. Januar erfolgten Tod des treuesten, edelsten, liebevollsten Freundes, des Dichters der „Cordula" Max Waldau (Georg Ritter von Haueuschild), in dem ich Unersetzliches verloren habe.

Werde Ihnen, theurer lieber L., bald eine gleiche Erfüllung Ihres Lebens, zu deren Würdigung Sie vor so vielen mit Ihrem tiefen warmen Herzen berufen sind! Dies ist mein Wunsch am schönsten Tage meines Lebens für den Freund. . . .

Digitized by Google

Fanny Lewald.

Berlin, 17. April 49.

... Ich habe eben einen Geschäftsbrief beendet und sitze in Gedanken. Da fallen meine Augen auf das Portrait von Stahr, das über meinem Schreibtisch hängt, ich freue mich unsäglich des Bildes, und lese Rudolf Lehmann, Fontenay 30. September 48 darunter. — Da fällt mir es recht schwer auf's Herz, wie ich Ihnen eigentlich lange, lange nicht genug gedankt habe, für das wahrhafte Glück, das Sie mir mit dem Bilde bereiteten. Es ist mir in der langen Trennung dieses Winters oft ein wahrhafter Trost gewesen, denn es giebt den Menschen in seiner ganzen idealistischen Bedeutung so schön wieder, daß mir das Herz davon aufgeht. So will ich Ihnen nun wieder einmal die Hand geben, und Ihnen sagen: ich danke, lieber Freund. — Das wird Ihnen lieb sein.

Von Fr. v. Bacheracht — welche heute Hamburg verläßt — habe ich gehört, wie beschäftigt Sie sind, wie alle Welt, ich wollte für Sie, es wäre Alles schöne Welt, von Ihnen gemalt sein will. Das finde ich natürlich, und freue mich, weil es doch zeigt, daß das Gefühl für das Schöne, auch von den stärksten Zeitstürmen nicht aus dem Menschen entwurzelt werden kann, weil es Ihnen zu Gute kommt. Indeß, daß Sie so beschäftigt sind, nicht einmal für einige Tage herkommen zu können, das finde ich unvernünftig. Lassen Sie die untermalten Bilder doch ein paar Tage trocknen, und kommen Sie herüber, ehe die Kammern einmal gelegentlich von einander getrieben werden, was ja auch kommen kann, wenn die Ungarn nicht Sieger bleiben.

Digitized by Google

Bis Ende Mai bleibe ich vermuthlich hier, da Stahr so lange bleibt, und wie sehr wir uns freuen würden, Sie für eine Weile mit uns zu haben, das wissen Sie. Berlin ist im Mai wirklich anmuthig und der Thiergarten im Frühling schön.

Ich schreibe Ihnen nur, um von Ihnen zu hören, ich erzähle Ihnen also nichts. Wollen Sie etwas wissen, so kommen Sie mich's fragen. Ich antworte nur mündlich.

. . . . B. ist auch verheirathet an einen Preußischen Garde-offizier, der außer Dienst ist, und mit ihr in der Schweiz lebt. Seinen Namen habe ich gerade so oft vergessen, als gehört. „Partir de si haut pour arriver si bas!“ Ich hatte seit Jahren nur von palermitanischen Prinzen gehört, nun wird's eine Garde-Lieutenant.

Wie leben die Ihren in dem lieblichen Fontenay? Ich denke Ihrer ganzen Familie oft und habe ein unvergeßlich liebes Bild von Ihrem Zusammenleben mitgenommen. Was malen Sie denn außer Portraits? Wie ich Ihren heiligen Sebastian liebe, das wissen Sie garnicht. Es war der erste Heilige, der mir einen wohlthuenden Eindruck gemacht hat, weil man nicht sowohl die Marter, als die Erlösung von derselben empfindet. Es ist ein Erlösungsbild und so steht es mir so klar vor der Seele, daß ich den wunderschönen gelblichen Manneskörper, wie er aus dem Grün der Bäume hervortritt, in jedem Augenblicke malen könnte, besäße ich nur ein Bischen Geschick. Das Kolorit gerade ist mir so entzückend an dem Bilde. Sagen Sie mir doch, was Sie malen — ich liebe Ihre Bilder — und kommen Sie bald einmal herüber. . . . .

Berlin, den 11. Februar 50.

. . . Was für ein liebenswürdiges böses Gewissen haben Sie, werther Freund! Mit keinem Wort haben Sie mir die Durchzeichnung versprochen, ich hätte sie auch nie zu fordern gewagt, da ich das ganz vortreffliche Portrait von Stahr besitze, das ich Ihrer Güte danke. Indeß, wenn es Goldstücke regnet, ist der ein Thor, der nicht die Hände aufhält und a tempo zuklappt. Also vielen Dank! und Gott segne Ihr liebes böses Gewissen. Uebrigens befand sich meins auch in desolaten Umständen, und das Lehmann'sche Haus, dem durchaus geschrieben werden sollte, stand so im Vorgrunde meiner Seele, daß ich Ihnen heut ge-

Digitized by Google

schrieben hätte, auf mein ehrlich Wort, auch wenn Ihr Brief nicht gekommen wäre — d. h. nicht Ihnen, sondern Ihrer Mutter, was aber doch im Grunde dasselbe ist.

Ich habe keine sonderlich gute Zeit verlebt, ... Im Uebrigen habe ich viel gearbeitet an den Korrekturen meiner nun endlich fertig gedruckten Bücher und an den Bühnengeschichten, die auch ein ganzes Bändchen wären, druckte man sie zusammen. Sie werden darin sehen, wie auch unsereins aus lebenden Modellen Gestalten der Erfindung macht. Das Buch, in dem Ihre Geschichte steht, sende ich Ihnen sobald es fertig ist, damit Sie sich schwarz auf weiß besitzen,

Nach London werde ich wahrscheinlich auch kommen, jedoch wenn ich komme, erst Anfang Mai.

Von Frau B.'s Flucht hatte ich gehört, — daß sie sehr so recht profund unglücklich war, hatte ich aus einzelnen Aeußerungen vermuthet — daß sie sich wieder verheirathen will, höre ich von Ihnen zuerst, und rathe auf das Original eines Bildes, das ich bei Ihnen sah, als auf den richtigen Gegenstand. Daß die Wahl glücklich sei, bezweifle ich. Es ist übrigens geradezu tragisch, wie unglücklich das Leben der drei B'schen Kinder ist, das durch Schönheit, Geist, Reichthum so vorzugsweise für das Glück bestimmt scheint. Es ist wie ein Fluch der Glücklosigkeit, der auf ihnen ruht. Möchte er nicht ewig währen.

Fröbel geht es gut in Amerika, seine Seifenfabrik gedeiht und er findet überall Freunde, überall Stoff für seinen Geist. . . .

Die Hauptsache ist, es geht uns Allen theils leidlich, theils gut, wir leben noch und halten Alle als Freunde zusammen, das ist in Zeiten, wie die unseren, so viel, daß man sich vor Tausenden begnadigt nennen darf.

Im Sinne habe ich einen großen Roman, der aber erst nächsten Winter angefangen werden soll — dann wohl Jahr und Tag braucht, um fertig zu werden . . . .

Berlin, den 11. März 50.

.... Da sind „die Erinnerungen aus dem Jahre 48". Ich wollte sie erst Ihrer Mutter schicken als Ersatz für den versprochenen Roman „Prinz Louis", indeß Mütter, und vorzüglich eine solche Mutter, wie die Ihrige, pflegen nicht neidisch auf Ihren Sohn zu sein.

Digitized by Google

So sende ich Ihnen denn das Buch, das für Sie doch ein spezielles Interesse hat. Nehmen Sie es als ein Zeichen wirklicher Freundschaft.

Sagen Sie der Mutter, daß die „Liebesbriefe" auch schon erschienen sind, daß sie sie lesen soll. Wahrscheinlich gehe ich Anfangs Mai nach London, wo ich Sie und meinen guten lieben Signor Ernesto Meyer wieder zu sehen hoffe. Bleibe ich aber so abgespannt wie jetzt, so gehe ich nicht nach England.

Edinburg, 14. August 50.

Nur ein Lebenszeichen soll Ihnen dieser Brief sein, werther Freund, denn dies Edinburg ist so schön, so wunderbar schön, so fesselnd, daß es den ganzen Menschen in Anspruch nimmt. Dazu bin ich von einer Gastlichkeit empfangen worden, wie ich sie garnicht erwarten konnte, und das nimmt dann in Beschlag, was von dem ganzen Menschen etwa noch übrig bleiben könnte.

Dr. Lancaster, den ich in London sah, hat mich im Hause von Mr. Rob. Chambers (dem ersten schottischen Buchhändler und berühmten Schriftsteller) vorgestellt, und man hat nicht nachgelassen, bis ich zu ihnen gezogen bin, wo ich das englische Leben in seinem raffinirten Comfort kennen lernte. Andere interessante Bekanntschaften sind dazu gekommen, so ist denn diese Reise, die mir so unbehaglich war, und Ihnen ebenso erschien, was ich Ihnen in seiner ganzen warmen Theilnahme nicht vergessen werde, sehr angenehm ausgefallen. . . .

Manchester, den 23. August 1850.

. . . . Wir könnten uns ein Rendez-vous in Oxford geben, das man doch sehen muß, wenn man einmal England „abthun" will. Ich denke Montag über acht Tage zeitig hier fortzugehen und über Warwick, womöglich Stratford on Avon zu erreichen, das ein echtes Menschenherz so wenig versäumen darf, als ein guter Katholik Loreto, wenn des Lebens Würfelspiel ihn nach Italien geschleudert hat.

. . . . Ich freue mich, daß auch Sie nach Paris kommen, wir wollen gute Stunden dort haben, da man sich doch erreichbarer ist, als in London.

Wissen Sie oder können Sie erfahren, ob man von den Cylindern

Digitized by Google

— babylonischen oder persepolitanischen —, welche das Britisch Museum besitzt, einen oder den andern Abguß bekommen und was das kosten könnte? Und ob aus der Sammlung baktrianischer bilinguer Münzen durch Tausch oder Kauf etwas für Privatsammlungen zu erlangen ist? Die Mertens hat mich so dringend gebeten es zu erkunden, daß ich es thun will.

.... Gehen Sie nicht aus Schottland fort, ehe Sie nicht die Fingalshöhle sahen. Sie verstehen das Meer zu gut, um das nicht sehen zu müssen. Es ist unvergleichlich! ....

Berlin, den 27. November 1850.

.... Wie leben Sie, wie geht es Ihnen? Wo wohnen Sie? Was malen Sie? Ich arbeite — soll einen Musketier als Einquartirung bekommen, fürchterlich viel Steuern zahlen, und also travailler pour le roi de Prusse im strengsten Sinne des Wortes. Das Leben und die Stimmung der Menschen hier sind aschgrau und trüb, wie ein Herbsthimmel, man fürchtet Krieg, alle Welt schränkt sich ein, stöhnt, resignirt, und ich ärgere mich im Grunde Paris verlassen zu haben, wo es mir sehr gut gefiel und wohin ich doch vielleicht für den nächsten Winter zurückkehre. Wenn ich an Sie denke, geschieht es immer mit Freude über die Bestellungen, die es Ihnen doch bald nothwendig machen werden, in das gelobte Land Italien zurückzukehren, und das Glück wünsche ich Ihnen, mein theurer Freund — wie Alles, was Ihr Herz ersehnt. Nachdem ich Ihnen gesagt habe, es ist häßlich hier, — habe ich kaum den Muth Ihnen zu sagen — ich hätte es gern, daß Sie herkämen — aber ich hätte es gern. Sie würden mir eine große Freude sein, das wissen Sie ja.

Stahr geht es gut, er arbeitet und fühlt sich trotz der Jahreszeit wohl genug. ...

Berlin, den 31. Oktober 1853.

.... Als Ihr Brief ankam, war ich noch mitten in der Arbeit an meinem großen Romane, der mich drittehalb Jahr ausschließlich beschäftigt hat und der mich wohl auch in der Litteratur überdauern soll. Er heißt: „Wandlungen" und ist vor ein paar Monaten bei Vieweg erschienen. Ich wollte gern, daß Sie ihn läsen, denn er würde Ihnen

Digitized by Google

Freude machen, denke ich. Es ist das Beste, was ich gemacht habe, und meine ganze Kraft und Liebe ist in die Arbeit gelegt. Das fühlt man denn auch heraus.

Neben dieser anstrengenden Thätigkeit hatte ich den Tod Theresens zu überstehen, und ich habe das noch nicht überwunden. Ich bin nicht mehr gesund gewesen seitdem. Es kam damals soviel zusammen: eine Feuersbrunst im Stahr'schen Hause, Crelingers Tod, der mir fast so nahe ging, als der von Therese. Die ersten entscheidenden Schritte zu Stahrs Trennung, mit Allem, was Aufreibendes mit solchen Entschlüssen verbunden ist, und noch immer kommt unser Leben zu keinem Abschluß, kommen wir zu keiner Ruhe durch die Selbstsucht der Frau Professor Stahr. — Stahr und ich leben nun seit dem vorigen ersten Oktober, seit 13 Monaten hier in Berlin, wohnen zusammen, haben seinen ältesten Sohn, einen lieben Menschen von 17 Jahren bei uns, aber von der Scheidung der Stahr'schen Ehe und von unserer Verheirathung sind wir meilenweit entfernt. Die Frau beharrt dabei: „da ich nicht haben kann, was ich will, da ich nicht glücklich bin, so soll es auch kein anderer sein." Dies als einziger Grund schließt jede Vernunft aus und so muß man abwarten, ob es den Vorstellungen nicht gelingt, Einsicht in diesen Unverstand zu bringen, ob die Zeit nicht endlich diese rohe Herzenshärtigkeit besiegt — die lieber ihre Rache befriedigen als sich, ihrem früheren Manne, ihren Kindern und mir Ruhe schaffen will. Hüten Sie sich Ihr lebelang vor beschränkten Frauen. Sie sind das Grausamste, was es giebt, und unüberwindlich.

Die Hauptsache aber ist, wir sind beisammen, Stahr und ich, und finden Liebe und Treue bei den Menschen, mit denen wir leben. Bleiben wir nur gesund, so wird das Andere ja auch wohl kommen.

Stahr arbeitet seit anderthalb Jahren an einer Geschichte der antiken bildenden Kunst für Laien, die ein ganz eigenartiges, vortreffliches Werk werden wird. Hoffentlich wird der erste Band 1854 erscheinen können. Von seinem Italien erscheint jetzt die zweite Auflage, und als Titelkupfer eine Radirung, nach dem Bilde, welches Sie von ihm gemacht haben, und das für alle Zeiten das Beste bleiben wird, das von ihm existirt. Der junge Maler, der es radirt, studirt daran mit wahrer Verehrung „die einfache Weisheit, mit der jede Linie zweckdienlich gemacht ist." Bläser hat ein sehr schönes Relief

von Stahr gemacht, das in seiner Art so gut ist, wie Ihre Zeichnung. Eine neue größere Zeichnung, die jetzt von dem Maler Pietsch für den Handel gemacht wird, ist sehr ähnlich, aber ich sehe den Dichter, meinen Adolf Stahr nicht aus dem Bilde heraus, wie in Ihrer und Bläsers Arbeit. Künstlerisch ist das Relief ein vollendetes Meisterwerk; mit dem Herzen aber bleibt Ihr Bild mir unvergleichlich. Es hat den sanften elegischen Idealismus, der Adolf so sehr charakterisirt, und es hat mich in so vielen Trennungen von dem geliebten Manne begleitet und getröstet. Da wächst ein Bild uns ans Herz. . . .

Dieses Jahr waren wir bei Stettin an der Ostsee, aber wir haben nur den Gewinn davon, daß wir fest entschlossen sind, nie wieder nach Norden zum Sommeraufenthalt zu gehen, mindestens nicht nach Nordosten. Die Nordsee und England, daß ist etwas Anderes . . . . . Indeß wir gehen nicht mit und gehen nach Süden, wäre es auch nur bis nach der Schweiz. Bedenkt man freilich, daß man von Rom in 10 Tagen in Berlin sein kann, so weiß ich nicht, warum man nicht gleich direkt nach Rom geht. . . .

Berlin, den 23. December 1853.

. . . . Alles, was Sie uns von Italien, von Rom sagen, was Sie von sich berichten, war uns gar werth, und doppelt geeignet, die Sehnsucht nach dem Süden zu erregen, wenn das Auge auf die verschneiten Felder trifft, die ich aus unsern Fenstern sehen kann. Merkwürdig genug habe ich selbst in dem heißen Sommer von 46 in Neapel, in Palermo sogar, nicht von der Hitze gelitten. Nur auf Ischia und Capri hatte ich davon zu dulden, weil ich mich mit Gehen strapazirte, in dem Glauben, ich müsse das, wie im Norden zur Gesundheit thun.

Ob und wie wir es erreichen Italien bald wieder zu sehen, das weiß ich nicht. Aber mein Verlangen danach ist unaussprechlich groß, und kommt uns einmal eine unerwartete größere Einnahme, so machen wir's auch möglich. Einstweilen muß man sich mit Blicken in das gelobte und geliebte Land genügen lassen.

Stahr hat Ihnen so ausführlich geschrieben, daß ich kaum etwas hinzuzufügen weiß. Von Ihrem Graziella-Bilde kann ich mir keine rechte Vorstellung machen. Sie erinnern sich vielleicht noch, daß wir in London einmal eine lange Unterredung darüber hatten, wie sehr die

Digitized by Google

englischen Maler ihre Dichter zu Motiven wählten, und daß wir Beide das recht fanden, wenn es eben Motive sind, die als Thatsachen im Volksbewußtsein Platz genommen haben. Ob dies für irgend ein Volk, selbst für die Franzosen mit der Episode aus Graziella der Fall ist, zweifle ich. Es drängt sich mir dabei die Gérardsche Corinna in das Gedächtniß, in der auch ein Mann in bürgerlicher Tracht in ähnlicher Scene nicht sehr vortheilhaft figurirt. Indeß Sie sind von dem Sujet ergriffen worden und müssen also im Innern die schöne Berechtigung desselben geschaut haben. Ist das der Fall, so wird das Bild auch schön werden, denn was das Produkt eines solchen, plötzlichen Schauens ist, geräth immer. Haben Sie das Sujet aber mit Meditation gewählt, was ich gerade von diesem Motiv nicht glaube, so würden Sie Noth damit haben. Die Hauptsache ist, Sie werden es machen, und wenn Sie es lieben, so werden auch wir es mit Freuden zu lieben haben.

. . . . Im Chambers'schen Hause in Edinburg hat mir das ganze Leben der Familie den Eindruck edelster Einfachheit gemacht. Es war demokratisch in meinem Sinne. Kost, Kleidung, Lebensweise hielten sich fern von allem Luxus, ohne daß man irgendwo das Schöne vermißte, oder das Bequeme entbehrte. Man reiste viel, aber oft II. Klasse, kurz, es war eine vollständig prunklose, Nichts auf den Schein gebende Existenz, und uns vom Schein loszumachen, von der Furcht nichts zu thun, was Andere thun, für sich selbst nach eigenem Ermessen zu leben, darin liegt die Reife, die nur durch die harmonische Bildung gewonnen wird. Ich schätze Chambers und die Frau im hohen Grade, und habe auch von den Mädchen, soweit man sie damals beurtheilen konnte, eine sehr gute Meinung.

Was wir zum Sommer beginnen, ist ganz ungewiß, und wird zum großen Theil vom Stande unserer Heirathsangelegenheit abhängen, die nun hoffentlich im Laufe des nächsten Jahres zu Stande kommen wird. . . . .

Hamburg, den 18. August 54.

. . . . Ihre Eltern fand ich sehr frisch und munter. Ich habe mich sehr erfreut an den Bildern Ihrer Eltern, die ich noch nicht kannte, und an den Photographien nach Heinrich's großartigen Compositionen, die ich unendlich hoch über Alles stelle, was Kaulbach im

Digitized by Google

Berliner Museum geschaffen. Es ist Alles selbstredend, der Uebergang von den ersten Darstellungen zu den Kinderspielen, sinnreich, heiter und doch nicht von dem Humor, der wohl für Reineke Fuchs, aber nicht für eine architektonische Wandmalerei paßt. Einzelne Gruppen finde ich über alle Maßen schön, und nur bedauerlich, daß sie nicht einzeln in den Handel kommen. Ich habe lange keinen solchen Genuß gehabt, und wenn ich das sage, ist es ernst und viel, denn Sie wissen, daß ich mich nicht um Kleines enthusiasmire.

Ich schreibe sehr eilig zwischen gepackten Koffern, denn morgen früh brechen wir auf. Schreiben Sie uns nach Helgoland.

Berlin, den 9. Februar 1855.

Einen so lieben Brief, wie die Ihren es immer sind, nicht bald zu beantworten, wäre unverzeihlich, wenn es nicht gar so viele Dinge gäbe, die das Antworten hindern. Mich — unter anderm — langweilte es so tödtlich, den Freunden immerfort von den Hindernissen zu erzählen, die sich unserer Heirath widersetzten, daß ich mit Obstination beschloß, an Niemand mehr zu schreiben, bis diese Heirath eine Thatsache geworden sei, wie sie es nun ist. —

Am 6. Februar 1846 im Palazzo Trevi Abends um Ave Maria wußten wir, daß wir einander nicht mehr lassen würden, obschon, wie die Verhältnisse damals lagen, das Wie und die Möglichkeit dieses Nichtmehrlassens nicht abzusehen waren. Indeß mit der rechten Kraft ist ziemlich Alles möglich, und Julius Fröbel's sociale Doctrin, „für jede Nothwendigkeit muß es eine Möglichkeit geben", haben wir unsererseits mit einer Ausdauer beweisen helfen, deren nicht allzu viel Menschen fähig sein dürften, und die der Inhaber Ihrer Petschaftsdevise (et tamen spero) zu würdigen wissen wird.

Wir haben viel, viel Leid, aber auch unsägliches Glück genossen in diesen neun Jahren selbstherrlicher Liebesfreiheit, und nun, da sie am 6. Februar, in derselben Stunde, in der wir in Rom uns fanden, an uns die kirchlich-bürgerliche Trauung vollzogen haben, ist auch die damit gewonnene fundamentale Ruhe uns etwas sehr Süßes und Liebes und wir genießen sie und uns, als wäre dies Beisammensein uns in früher Jugend neu gekommen. Wir sind sehr glücklich, lieber Lehmann, und haben uns nur Gesundheit, d. h. Dauer dieses Glückes und mit

Digitized by Google

der Gesundheit Arbeitsfähigkeit zu wünschen. Stahr war leidend vor der Hochzeit an einem Furunkelübel, das er sich durch zu starke Einreibungen nach einem Falle zugezogen hatte. Sonst ist's uns gut gegangen den ganzen Winter, und wissen Sie in Rom irgend einen alten ehrlichen Tempel, in dem man mit Erfolg den redlichen Heidengöttern opfern kann, so tragen Sie dorthin für uns eine Spende, wie Glückliche sie dankbar weihen. . . .

. . . . Eigentlich hatte ich mir gedacht, daß Sie diesen Winter in Berlin zubringen würden, was sicher auch kein übler Plan für Sie wäre. Schließlich ist, wenn Sie nicht ganz im Auslande leben wollen, in Deutschland Berlin doch der einzige Ort, an dem ein Künstler wie Sie leben kann, und ich glaube, Sie fänden auch hier schon als Portraitmaler ein sehr großes Feld für Ihre Thätigkeit und für Ihre Kunst.

Doch Alles besprechen wir mündlich. . . .

Rom, den 23. Dezember 1877.

. . . . Vielen Dank für die Sendung der Photographie, mehr noch für Ihren Brief mit seinen pietätvollen Erinnerungen an Stahr, die mich sehr gerührt haben. Ist es Ihnen etwas werth, es zu wissen, so spreche ich es Ihnen gerne aus, lieber L., daß wir Beide Sie von jeher hoch gehalten haben, weil Sie zu der nicht eben großen Zahl von Menschen gehören, die es von früh auf gewußt haben, daß es die nächste und wichtigste Aufgabe für den Menschen ist sich selber zur Schönheit, zum Adel, zur Würdigkeit heranzubilden. Die große Menge denkt an Alles Andere, will dies und jenes und vergißt darüber meist sich *selbst*. Und doch beruht das Vorwärtskommen der Menschheit, wenn man auf ein solches hoffen darf und bei der Vergänglichkeit des Alls darauf Gewicht legt, auf der vollen Ausbildung des Einzelnen. Ich und Stahr haben es oftmals ausgesprochen: der Mensch kann Nichts schaffen, was größer ist als er selbst, und was der Einzelne an sich vollendet, das erwirbt er für die Gesammtheit. Das klingt doktrinär und ist's doch nicht, und Sie sind heute die Veranlassung zu diesem Erwägen und Bedenken.

Ihr Bild habe ich in Florenz in den Uffici gesehen und mich

Digitized by Google

daran gefreut, es vortrefflich gefunden. Es hängt in miserablem Lichte, wirkt aber trotzdem gut, und hängt dicht neben einer Thür, sodaß man es nothwendig sehen muß. Es war lieb, es dort zu finden, denn auch darauf soll man halten, daß der Schatten unseres Seins nicht allzu schnell verlöscht, daß er erhalten bleibt, auch über unsern Tod hinaus.

Den 25. Was — das Weihnachtsfest thut, das sehe ich daran, daß ich neulich, als ich mitten im Worte unterbrochen wurde, nicht wieder an den Brief herankam und erst heute, am ersten Feiertage, ihn zu beendigen hoffe. Und doch lebe ich sehr still, so sehr man mir, was ich mit großem Danke anerkenne, mit der größten Güte und dem lebhaftesten Antheil entgegenkommt. Ich habe in der Gesellschaft eigentlich nichts zu suchen, das, was man Befriedigung der Eitelkeit, des Ehrgeizes, Freude an den Erfolgen des Schaffens nennt, und was viele Menschen gar nicht satt bekommen können, immer und immer wieder zu genießen, das habe ich einerseits vollauf gehabt, andererseits hatte es für mich seit den 30 Jahren, in denen mein Leben ausschließlich Stahr gehörte, seinen Reiz darin, daß ich ihm davon erzählen konnte, daß es ihn freute. Jetzt frage ich mich, wenn ich in Gesellschaft gehen soll: „Was soll ich da eigentlich?“ Und wenn mir Leute, die ich nicht kenne, ihren Besuch machen, denke ich meist zuerst an den nothwendigen Gegenbesuch, den ich meist unterlasse, und an die Unbequemlichkeit, welche eine Einladung mir machen wird, und dann ist es mit dem Gesellschaftsleben nichts mehr. Das klingt, als wäre ich dem Leben abgestorben und auch innerlich alt geworden. Das Erstere ist bis zu einem bestimmten Grade richtig, das letztere gottlob nicht. Die Kunst, die Natur, das Gute, das Große, das Schöne, das Allgemeine erregen meine Theilnahme wie früher. Ich arbeite auch noch gern. Aber mir fehlt für Alles der rechte Wiederhall. Ich komme mir vor, wie ein stummes Klavier, oder ein Spiegel ohne Quecksilberbeschlag. Das kann nicht anders sein, nach der Liebe, wie die unsere, die nach 31 Jahren, ohne die Verminderung ihrer Leidenschaft, Kraft, Einigkeit verbunden hat. Ich bin dem Geschick dankbar, daß ich dies Alleinsein trage, ich habe ein vorzugsweise reiches, volles, beglücktes Leben hinter mir, und bin von viel Liebe umgeben. Das erkenne ich Alles an; und empfinde den Verlust, den ich erlitten habe, deshalb nicht weniger schwer und tief. . . .

Digitized by Google

Rom ist in gesellschaftlicher Hinsicht sehr verändert, seit es Salons politischer und wissenschaftlicher Art bekommen hat. Ich bin ein paar Mal dort gewesen, bin aber den Leuten doch nur ein Name, mit dem sie keinen Begriff verbinden, und mir ist die große deutsche Gesellschaft in jedem Sinne zusagender, schon weil ich wenig und schlecht italienisch spreche, und doch gewohnt bin, die Sprache zu beherrschen.

Unser Botschafter macht ein angenehmes Haus, auch sonst sind angenehme Leute hier. Von deutschen und sonstigen Künstlern ist, wie mir scheint, nichts Bedeutendes hier. Mit Paris und selbst mit Berlin ist, glaube ich, Rom gegenwärtig nicht zu vergleichen. Im Herbst waren Gustav Richter und die Frau 14 Tage hier, was mir sehr lieb war. Er ist aber schwer leidend an Gicht, selbst an den Händen.

Von ihren Bildern sähe ich gern Etwas. Was ich an Photographien und Portraits vor Jahren bei Ihrer Mutter sah, war sehr geistreich und erinnerte mich in seiner charakteristischen Posirung und Auffassung an die Göthe'sche Erklärung der Gerard'schen Bilder. Die Photographie, die Sie von mir nach Berlin gesendet, hat dort sehr gefallen. Können Sie mir von Ihren Arbeiten unaufgeklebte Photographien sous bande schicken, so machen Sie mir eine Freude. Mit anderen Sendungen hat man soviel Not. . . . .

Berlin, den 21. Mai 1882.

. . . . Freilich möchte ich überhaupt für immer nirgend anders als in Deutschland leben, auch nicht in Rom, wo ich doch für Monate, oder für ein Jahr, so gerne bin. Aber ich halte alles Akklimatisiren für eine schwere Sache. . . . . Daß Ihnen Deutschland wieder lieb werden würde, bin ich sicher — fast sicher — und aufzugeben brauchen Sie England deshalb ja nicht. Angely theilt seine Zeit auch zwischen Wien und Berlin, und da die deutsche und die englische Saison nicht zusammenfallen, hätten Sie's noch leichter. Kunstgenossen finden Sie in Karlsruhe und Düsseldorf, aber freilich ist's nicht London, und die dortige große Welt, an die Sie Beide vielleicht gewöhnt sind.

Berlin ist, wie Geh. Rath Gneist neulich zu Geh. Rath Windscheid sagte, „ein ganz vorzüglicher Aufenthalt, nur von Januar bis Ende April des Teufels." Die Gesellschaft ist wirklich eine Hetze geworden, und ich, die gar keinen Grund mehr hat, sie zu suchen, habe seit vor-

Digitized by Google

gestern, seit Ende December zum ersten Male das Fach frei, in das ich die Einladungen stecke. Wie die Menschen es aushalten, die nebenbei arbeiten wollen, ist mir ein Räthsel. Ich scherze immer darüber, daß im Winter meine litterarische Thätigkeit im Schreiben von Absagebillets besteht. Und Ihr Genre wird dieser Gesellschaftswirbel wohl auch nicht sein.

Gustav Gräf, der Mitte Mai nach London kommt, und bei dem wir am letzten April soupirten, hat ein vortreffliches Bild von Windscheid gemacht, der auf Wunsch der Regierung, von Leipzig auf zwei Jahre hier übergesiedelt ist, um an der neuen Reichsgesetzgebung mit zu wirken. Er wollte einen Ruf an die hiesige Universität nicht annehmen, da der König von Sachsen ihn ungern scheiden sehe, und so gab man ihm einen Urlaub auf zwei Jahre und er ist nun mit Kind und Kegel, d. h. mit der Frau, 3 Töchtern, einem stud. med. und — seiner Bibliothek hier! Er ist einer der größten Juristen Deutschlands und ein höchst sympathischer Mensch geworden. Wir sehen uns oft, denken beide mit großer Wärme der einstigen römischen Tage und ich habe ihm letzten Freitag auf einer Soiree bei ihm versprochen, ihm Ihre herrliche Zeichnung zu zeigen. Den Abend war's gut: circa dreißig Personen, darunter Helmholz, Treitschke, Sybel, Gneist, Frerichs, Bardeleben, Werner, Siemens u. s. w. Aber, wenn die verwünschten Parthien von 100 bis 150 Personen in Scene gesetzt werden, sagen wir Alle es uns oft, daß man es in Städten wie Frankfurt, Dresden u. s. w. besser hat. Unser Klima ist sehr hart, sehr wechselnd, und ein Bleiben im Hochsommer nicht angenehm. . . .

Berlin, den 27. Mai 88.

. . . . Erstens thut es uns ja, mit jedem Jahre, das wir älter werden, immer mehr wohl, uns im Zusammenhang mit denen zu wissen, mit denen wir in den Jahren der aufstrebenden Kraft, unsern Idealen entgegengegangen sind, und wir Alle, Stahr, und Sie und ich können der in Rom zuerst mit einander verlebten Zeiten, wie alle der mannigfachen Begegnungen, die ihnen folgten, nicht vergessen! —

Wo immer wir zusammengetroffen sind, haben wir uns, uns selbst getreu, in und auf den alten Bahnen getroffen — und Ihr schönes, schönes Bild, wie mein Roman und die kleine Erzählung

Digitized by Google

„Josias“, die ich eben heute für Sie nach Hamburg gesendet, beweisen es uns einander, daß wir unserm Classicismus treu geblieben sind, der die Naturwahrheit keineswegs ausschließt.

Ich habe die „Darner“ im April 1886 vollendet. Sie erschienen damals zuerst in „Ueber Land und Meer“ und dann im Mai von 87 als Buch, um Weihnachten schon in zweiter Auflage, und das will in Deutschland etwas sagen. Das Buch ist, was ich als erste Bedingung aller Dichtung ansehe, glaubwürdig, und ist volle — durch und durch freie Schöpfung. Die erste Idee dazu findet sich etwa zehn Jahre früher in meinem Arbeitsbuch mit den Worten vorgezeichnet, „einen Mann darzustellen, dem das Durchsetzen seines Willens Lebensziel ist“.

Was dann im Laufe der Jahre daraus geworden ist, das haben Sie sich gefallen lassen, und eben, weil es glaubwürdig ist, soll ich nun immer sagen, wer die Personen sind, nach wem ich Darner und Dolores, und den und jenen gebildet, und Sie wollen es nicht glauben, wie auch bei meinen andern Arbeiten nicht, wenn ich sage, nach mir und meinen Erfahrungen. Sie werden es verstehen, was ich damit meine, es liegt ja etwas Göttliches darin, daß der Künstler frei aus sich heraus eine Welt und Menschen schafft, an welche die in der wirklichen Welt lebenden Menschen glauben, wie an sich und ihren Nachbar! Und wenn die Gestalten lebensfähig sind, so muß jeder ähnliche Gestalten gekannt haben, muß der unschöpferische Mensch glauben, daß der Dichter nach diesen oder andern Modellen, nicht nach Typen gearbeitet habe. Eine innerste große Freude ist es mir, daß unser unglückseliger Kaiser in seiner schwersten Leidenszeit, wie mir mehrfach auch von einem seiner Aerzte berichtet ist, sich mit dem Lesen der Darner seine Marterstunden, denn solche sind es, hie und da erheitert, und seine Freude daran kundgegeben hat. Von dem Schicksal dieses edelherzigen Menschen, in dem höchste Machtfülle, und höchste und tiefste Ohnmacht sich zusammenfinden, lassen Sie mich schweigen. Es ist ein Martyrium, wie es die Weltgeschichte nicht erlebt hat — und das Reich hat es zu empfinden. . . .

Ihr Bild anlangend, theurer Freund, so möchte ich das Original sehen, und wissen, in welches Glücklichen Besitz es sich befindet. Es muß sehr fein in der Farbe sein, und die Idee und die Gestalten an sich sind von wahrer Schönheit. Das aber und der Inhalt des Bildes

Digitized by Google

macht seinen Werth. Ich stehe heute noch auf dem Standpunkte Göthes: daß der Stoff die Hauptsache in jedem Kunstwerk sein muß, und wenn mir die Realisten, und Sensationalisten mit vollendeter Mache, die ja jetzt die Hauptsache sein soll, Nichtigkeiten oder Gräuel malen, so fällt mir immer das Wort von Stahr ein, der einmal 1855 in der Pariser Ausstellung, wo das Wesen, oder besser, das Unwesen begann, von einer Gruppe von gemalten Chaussee-Arbeitern, die an einem Graben im Schmutz lagen, den Ausdruck brauchte: „Sie werden dahin kommen, den Schmutz mit stinkenden Farben zu malen, damit wir den Ekel mit allen Sinnen genießen.“ Man hat mir neuerdings ein ganzes Defregger-Album geschenkt, ich habe von Hofrath Hanfstängel sein neues Album: „Deutsche Kunst und Künstler der Gegenwart“ zum Geburtstag bekommen und in beiden wieder meinen alten Glauben bestätigt gefunden. Ihr Bild ist mir aus der Seele! Haben Sie Dank dafür!

Ich habe übrigens nichts von Kunst gesehen, als das, was mir eben ins Haus gekommen ist. Ich bin in den ersten December-Tagen, plötzlich von einem katarrhalischen Erguß in meinen sonst sehr gesunden Lungen befallen worden und habe drei Stunden zwischen Leben und Sterben zugebracht, damit war dann, dank sehr energischen Mitteln, die Gefahr vorbei. Ich hatte kein Fieber, vollste Besinnung, Freiheit der Bewegung in allen Gliedern und stand am dritten Tage wieder auf, durfte aber vier Monate, bis die Kälte ganz vorbei war, das Zimmer nicht verlassen. Nun bin ich wieder ein freier Mensch, aber die gemachte Erfahrung hat mir einen großen Stoß gegeben, den ich kaum verwinden werde. Ich habe ja mein wahres Glück und meine Nothwendigkeit mit Stahr's Hingang verloren, und obschon ich noch liebe Schwestern, gute Neffen und Nichten, und sehr treue Freunde habe, die sich mir in der Gefangenschaft auf das höchste bewährt, habe ich Niemand, für den ich nothwendig bin. Und den Gedanken hatte ich in jenen Leidensstunden immer, mit dem Zusatz: es ist ja so gleichgültig, ob ich noch eine Novelle mehr schreibe oder nicht! — Und dem quälenden Rasseln auf der Brust gegenüber lag mir immer das Wort im Sinn von dem Michel Angelo'schen Schlaf: non veder, non sentir m'e gran ventura! . . . .

Digitized by Google

Ferdinand Hiller.

Frankfurt, 28. Februar 43.

. . . Was sagen Sie zu dem enormen Bogen, den ich genommen, um Ihnen zu schreiben? Hat es nicht Etwas wahrhaft Heroisches, einer solchen weißen Seite unerschrocken ins Antlitz zu blicken? Indessen will ich mich nicht im Voraus rühmen, denn wer weiß, wie bald mich mein Muth verläßt; es wäre nicht das erste Mal in meinem Leben, daß ich mir mehr vorgenommen, als ausgeführt hätte. Fühlen Sie sich nicht ein wenig einsam in dem großen, überschwemmten Rom, seitdem auch Bohn Sie verlassen? und überfällt Sie nicht zuweilen etwelche Sehnsucht nach Pariser Salons? mit Butterbrot? und Deutsche Gemüthlichkeit mit Pfannkuchen? Trösten Sie sich, ich weiß nicht, wie's denjenigen geht, die sich in besagten Salons herumtreiben, aber daß eine römische Einsamkeit mehr werth ist als deutsche Geselligkeit, das können Sie glauben. Unter uns gesagt, ich habe den Aufenthalt hier dick und satt, und es soll mich nicht leicht ein anderer Winter in meiner lieben Vaterstadt finden. Nicht als ob es mir hier nicht gut ginge — anzi, was ich unternehme, gelingt, und ich wüßte nichts, was ich hier wünschen und nicht haben könnte. Wir sind in einer vortrefflichen socialen Stellung und man läßt uns in vielen Dingen eine Unabhängigkeit, die keinem so leicht gestattet würde. Aber das ganze Wesen ist kleinlich, schwerfällig, philiströs, und ich habe beinahe keinen Menschen hier, den ich nicht ebenso gern nicht als ja sähe. Das Beste ist, daß ich viel gearbeitet; meine Oper wäre nicht allein fertig, sondern schon im Einstudiren, wenn wir nicht vor wenig Tagen

Digitized by Google

gefunden hätten, der letzte Akt sei nicht interessant genug und müsse in der Handlung spannender, in der Musik reicher werden, was mir von Neuem ein Stück Arbeit verursachen wird. Doch thue ich es gern, weil mir die Oper lieb ist und man im Allgemeinen Gutes von ihr hofft. Das Sujet ist einem Drama von Raupach „Der Müller und sein Kind" entlehnt, und die Schwierigkeit der Entwickelung liegt darin, daß bei uns dieselben Situationen, die im Drama zum traurigsten Ende führen, zu einem glücklichen dienen sollen. Dazu verstehen unsere Landsleute im Allgemeinen die Bühneneffekte so ganz und gar nicht, daß es wirklich ein wahres Leid ist und daß in Bezug auf die Oper unsere Componisten hieran untergehen.

Es wäre gar schön, für die Deutsche Oper etwas thun zu können, (aber wir leben in einer völligen Ueberschwemmung französischer und italienischer Produkte); zuweilen zweifle ich wirklich an jeder Möglichkeit hieran.

Von unseren Wohlthätigkeits-Concerten werden Sie gehört haben; ich mache jetzt die Proben zu einer großen Aufführung meines Oratoriums, welche auf den 17. März bestimmt ist. Ein ganz trefflicher Sänger, der Baritonist Pischek hier, wird den Jeremias singen, meine Frau die Sopran-Solos, und so soll hoffentlich diesmal das Werk eine ganz andere Gestalt gewinnen als vor drei Jahren, obschon es auch damals sich viel Gunst erwarb. Alle vierzehn Tage am Sonntag Morgen machen wir Musik, die zuweilen sehr interessant ist. Antolka hat große Fortschritte gemacht, sie singt Gluck, Mozart wirklich vortrefflich, und nicht weniger gut italienische Musik. Wäre ich nur ein brillanter Klavierspieler, wir würden viel zusammen machen können, aber es fehlt mir jede Lust und Energie für meine Execution etwas zu thun, weil es mich zu sehr langweilt. Unsere nächsten Projekte sind, nur bis Ende August hier zu bleiben, es ist mehr als wahrscheinlich, daß meine Oper bis dahin gegeben worden ist. Dann denken wir einen Abstecher nach Leipzig und Berlin zu machen und den Winter in jedem Falle in Paris zuzubringen. Werden wir Sie dort treffen? Wie geht es mit Ihrem Bilde? und was sind Ihre Pläne in Beziehung auf Ihren Aufenthalt in Italien?

Hier hat kürzlich der Ankauf des Bildes „Huß in Constanz" von Lessing großes Aufsehen gemacht. Es haben sich religiöse Antipathien

Digitized by Google

dabei geltend gemacht, und Beifall und Tadel nehmen mehr eine fanatische als ästhetische Farbe an. Veit, der nie das Geringste für das Institut hier gethan hatte, und fühlt, daß es nicht seine Sache sei, einer solchen Anstalt vorzustehen, nahm diese Gelegenheit (da man ihn, seiner Opposition im Voraus sicher, nicht um Rath bei Ankauf jenes Bildes gefragt hatte), um seine Demission einzureichen, die der Vorstand auch gleich annahm. Wer seine Stelle erhalten wird, ist noch gänzlich unbestimmt, da er erstens noch sechs Monate bleiben muß, und zweitens seine Abwesenheit durchaus unfühlbar sein würde. Die katholische Parthei hat bei ihm nun sogleich ein Bild für 10000 Gulden für die hiesige Domkirche bestellt, wozu Rath Schlosser allein 4000 beigetragen. Lessing ist sein Bild mit 14000 Gulden bezahlt worden. Veit, der gar wenig und langsam arbeitet, hat übrigens eine Masse Bestellungen, man sagt, für 100000 Gulden, vielleicht, daß er jetzt, wo ihn seine Stelle nicht mehr praeoccupirt, mehr thun wird. Ueber L—'s Bild mich hier länger auszulassen, kann meine Sache nicht sein, nur das muß ich Ihnen sagen, man mag die Composition von irgend einem beliebigen Standpunkt aus ansehen und hierdurch für oder gegen sie gestimmt werden, als Malerei, als Ausführung enthält das Bild Theile, welche gewiß dem Schönsten an die Seite zu stellen sind. Soviel ich sehe, ist in Deutschland doch jetzt ein ziemlich reiches Kunstleben, und ich würde Ihnen sehr recht geben, wenn Sie sich in Ihrem Vaterlande später niederlassen wollten. Die Muttersprache hat doch immer einen großen Reiz, und unter den mancherlei Illusionen, mit welchen wir Künstler uns durch's Leben helfen müssen, sind die, welche auf patriotischen Gefühlen beruhen, noch keine der verwerflichsten. . . . .

Frankfurt, 18. September 43.

. . . . Beinahe möchte ich mich entschuldigen, Ihnen so schnell zu antworten, denn die Frequenz unserer Correspondenz ist nicht, was sie auszeichnet. Aber ich mag keine unbeantworteten Briefe mit nach Leipzig nehmen. „Nach Leipzig — also Sie gehen nach Leipzig?" Jawohl, und in vierzehn Tagen bin ich schon dort". „Warum, wieso ꝛc.?" „Man hat mir daselbst die Stelle Mendelssohn's angeboten und ich habe sie angenommen." „Daran haben Sie sehr wohl gethan und meine besten Wünsche begleiten Sie."

Digitized by Google

Und jetzt zu was Anderem. Daß Sie so schön fleißig sind, macht mir wirklich herzliche Freude. Ich sagte es vor ein paar Tagen zu einer liebenswürdigen Frau, nachdem ich Ihren Brief erhalten; soviel Freude es mir macht, mit manchen ausgezeichneten und berühmten Leuten der Gegenwart in freundlicher Beziehung zu stehen, so habe ich doch noch viel mehr Genuß daran, wenn ich so manche jüngere talentvolle Freunde nach und nach in die Höhe kommen und eine ausgezeichnete Stellung in der Kunst und im Leben einnehmen sehe. Möge es Ihnen weiterhin so schön gelingen, mein wärmster Antheil begleitet Sie bei allen Ihren Unternehmungen.

Auch ich habe diesen Sommer ganz enorm viel gearbeitet, mehr als je in meinem Leben. In der kurzen Zeit von vier Monaten habe ich komponirt: eine Cantate Christnacht von Platen, eine Messe, die Hälfte meiner Oper neu, theils des Textes wegen, theils zu meinem Plaisir, eine Cavatine, ein Klavier-Concert, und außerdem wohl noch ein Paar Dutzend kleinerer und größerer Gesangsstücke. Eine höchst angenehme Wohnung, Ruhe vor der Gesellschaft und eine gewisse fortwährende Aufregung haben dieses Resultat zu Stande gebracht, das ich jedoch kein glückliches nennen kann, ehe der Erfolg diese Arbeiten sanktionirt. Indessen fühle ich mich jetzt musikalisch im Allgemeinen so stark und reich — ich spreche so etwas vor einem Freunde wie Sie sind, ohne falsche Bescheidenheit aus — meine Produktivität hat sich in der letzten Zeit so enorm gesteigert, daß ich in jedem Falle einer innerlich glücklichen künstlerischen Zukunft entgegensehe; es wird auch immer gut genug sein, um mir äußerlich eine ehrbare Stellung zu sichern. Der nächste Winter wird übrigens für mich, bei dem Einfluß, den Leipzig in musikalischen Dingen erlangt hat, von großer Wichtigkeit sein.

Wir haben in diesem Augenblick Lessing hier, vor einigen Tagen gaben wir ihm eine hübsche musikalische künstlerische, zu Nacht essende und zuletzt sogar sich in Tanz auflösende Soirée. Nicht als ob er ein lustiger Kerl sei, er ist überaus still und zurückhaltend, beinahe schüchtern. Auch Meyerbeer ist in der Nähe, und wir erwarten ihn heute bei uns. . .

Frankfurt, den 20. September 44.

. . . . Es ist leicht möglich, daß Ihr letzter Brief mancherlei enthält, was ich beantworten sollte und doch nicht beantworte. Meine

Digitized by Google

Frau bekam nämlich vor einiger Zeit den Einfall, sich eine Sammlung von denjenigen meiner Briefe zu machen, welche von berühmten und ausgezeichneten Männern herrühren, erröthen Sie nicht, wenn ich Ihnen sage, daß auch die Ihrigen die Ehre haben, mit hinein gebracht worden zu sein. Da sie nun mit ein paar Hundert andern zusammen gebunden werden, kann ich den letzten nicht mehr für den Augenblick durchlesen. Indessen erinnere ich mich mit Vergnügen aller interessanten Dinge, welche Sie mir von Ihrer „Madonna," Cornelius und dem König von Bayern erzählt haben, und freue mich herzlich, daß es Ihnen so gut geht. Weil wir gerade von Ihnen und Ihren Talenten sprechen, muß ich Ihnen doch sagen, daß Ihre Zeichnung in unserm Album fortwährend die Bewunderung der Künstler, welche dasselbe sehen, hervorruft. Hildebrand aus Düsseldorf, der vor Kurzem einen Abend bei uns zugebracht, hat der Lobesworte nicht genug finden können, und verlangt durchaus, wir sollten es herausnehmen und unter Glas und Rahmen setzen. Wir werden dies auch in Dresden thun. Dahin werden wir nämlich mit Nächstem abreisen (der Uebergang war doch sehr fein herbeigeführt) und den größten Theil des Winters daselbst zubringen. Die Direction in Leipzig habe ich nicht wieder angenommen. Mendelssohn hat dort noch fortwährend zu sehr die Hand im Spiel und geht vielleicht später dorthin zurück. Da wir obendrein brouillirt sind, so begreifen Sie, daß mir die Stellung dort nicht weiter convenirt kann. Ueberdem muß ich diesen Winter alle meine Kräfte auf die Aufführungen meiner Oper „Der Müllerknappe" verwenden, welche mir in Dresden und Berlin versprochen sind. In Leipzig führe ich vielleicht eine neue Messe auf, welche ich für's Beste halte, was ich bis jetzt geschrieben. Im Uebrigen geht es uns gut. Wir haben den Sommer hier ruhig zugebracht. Ich war fleißig — habe mich jeder Reise enthalten — dafür will ich jetzt auf einem Umweg nach Dresden gehen . . .

Von der Masse Künstler, die im Sommer Frankfurt und auch mich aufsucht, kann man sich keine Idee machen. In diesem Augenblick sind hier also: Döhler, Moscheles, C. v. Meyer (welcher im Harem des Groß-Sultan gespielt), Rosenhain, Vivier, Piatti etc. etc.; es ist sehr angenehm, aber beinahe nicht zum Aushalten. Sagen Sie mir in Ihrem (hoffentlich baldigen) Nächsten, ob Sie diesen Brief lesen

Digitized by Google

konnten. Ich schmiere auf's Unglaublichste und durchaus nicht, weil ich eilig bin, sondern weil ich in einer Art von nervöser Unruhe mich befinde, wo ich immer einen ganzen Satz mit einem Federstrich hinschreiben möchte. Ueberhaupt ist doch unsere Sprache entsetzlich weitläufig, wenn ich denke, wie wenig ich Ihnen mit allen diesen Zeilen gesagt habe. Meine Schuld, werden Sie sagen — auch wahr . . .

Pillnitz, 5. Juli 45.

. . . . Es ist offenbar sehr schön von mir, daß ich Ihnen diesmal schneller antworte, als Sie mir, aber Seelengröße und -Adel waren von jeher meine schwache Seite. Sogar einiger Calligraphie will ich mich befleißigen, wenn auch mein Styl dadurch an Fluß verlieren sollte, aber, wenn mein letzter Brief wirklich so unleserlich war, als der Ihrige, so wäre es sündhaft, den Augen eines Malers nochmals eine ähnliche Qual zu bereiten.

Ich habe mich sehr gefreut, Sie in Florenz in so vortrefflicher Gesellschaft zu wissen, jetzt sind Sie wohl wieder in der ewigen Roma zurück, wo Sie aber in diesem Augenblick unmöglich mehr schwitzen können, als ich hier in Sachsen. Wir sind in Pillnitz, was ein kleines Nest ist, zwei Stunden von Dresden entfernt, am Eingange der Sächsischen Schweiz. Der Hof wohnt hier im Sommer, und sein Hiersein verschafft mancherlei kleine Bequemlichkeiten, wodurch allein man ihn gewahr wird. Die Gegend ist reizend, ich bin mit Antolka tête-à-tête sehr fleißig, componire, lese, gehe spazieren und führe mich exemplarisch auf. Ein solches Leben (ich meine ein ruhiges — nicht ein exemplarisches) hatte ich nöthig nach den letzten Frühjahrsmonaten in Dresden. Ihr Maler mögt Angst haben vor den Expositionen und dergleichen, aber was es heißt, eine erste Aufführung einer Oper zu erleben und selbst zu dirigiren, davon habt ihr keine Ahnung und könnt dem Himmel dafür danken. Ich habe mich ziemlich leidlich aus der Affaire gezogen, meine Musik hat begeisterte Anhänger gefunden. Das Buch wird allgemein verdammt und es ist wirklich etwas langweilig. Ein eigentliches Resultat ist aber in Deutschland für einen Componisten erst dann möglich, wenn sein Werk auf mehreren Bühnen gegeben worden, was, denke ich, nächsten Winter der Fall sein wird. Jetzt suche ich nach einem neuen Operntext, bin aber so schrecklich vorsichtig

Digitized by Google

geworden, daß wohl eine Zeitlang vergehen wird, bis ich etwas mir Anständiges finden werde. Die Deutschen sind hierin, wie in manchen anderen Dingen, erschrecklich ungeschickt. Meine Messe habe ich noch nicht ausschreiben, viel weniger aufführen lassen, erstlich hätte ich bis jetzt noch nicht die gehörige Zeit mir dazu nehmen können, dann spukt jetzt in den hiesigen Landen der Deutsch-Katholizismus so erschrecklich herum, daß ich in Leipzig und Berlin kaum wage, mich mit einer lateinischen Messe zu zeigen. Ich denke sie womöglich nächsten Winter in einer ächt katholischen Stadt (etwa Prag) zu geben. Jetzt mache ich allerlei größere Concert-Musik, wovon mehr, wenn sie einmal fertig. . . . Soll ich Ihnen von hiesigem Maler-Künstlerleben Näheres erzählen? Vielleicht macht es Ihnen Lust einmal hierher zu kommen, ich glaube, es wird hier nach und nach ganz gut werden. Bendemann's Thronsaal wird diesen Sommer fertig. Hübner macht Altarbilder, welche nicht sehr gefallen. Reinicke macht ein hübsches Bild fertig, was er vor zehn Jahren angefangen, nebenher allerliebste Gedichte. Rietschel und Hähnel als Bildhauer leisten Bedeutendes (Ersterer hat ein vortreffliches großes Medaillon von mir gemacht). Semper hat man in Ihrer lieben Vaterstadt schmachvoll behandelt. Er hat jetzt keine größere Arbeit. Schnorr gab einer Berufung an die Akademie hierher, welche er, wie man sagte, wünschte, keine Folge. Manche wünschen jetzt, Schwind möge kommen. Er war vor Kurzem hier und wurde sehr fetirt. Ich war schon von Frankfurt aus sehr mit ihm befreundet. . . . .

Pillnitz, 28. August 45.

. . . Ich war und bin außerordentlich fleißig, werde diesen Winter mancherlei Neues aufführen lassen (nichts für's Theater), später mehr hiervon. Was meine Oper betrifft, so fordern Sie Aufklärungen, die ich schwer geben kann. Es ist gar keine Frage, daß das Drama von Raupach überaus viel musikalische und romantische Elemente enthält, daß man hätte ein besseres Operngedicht als das entstandene daraus machen können, daß auch dieses selbst besser ist als viele andere. Es hängt in diesen Dingen so viel von der Disposition des Publikums ab. Ich halte für garnicht unmöglich, daß die Oper an irgend einem anderen Ort sogar durch ihr Sujet interessirt, wie denn auch das Drama auf vielen Theatern großen Eindruck gemacht hat. Sicher ist

Digitized by Google

aber, daß wir in Deutschland keinen Menschen haben, der die Kunst, ein Opernbuch zu machen, als eine Kunsttechnik inne hat, und daß man nur fortwährend Versuche macht, wo jeder gute oder schlechte Litterat immer wieder eigentlich bei der Sündfluth von vorne anfängt . . .

Von näher liegenden Dingen erzähle ich Ihnen, daß Bendemann vorige Woche den Thron-Saal (in welchem den 9. September die Stände empfangen werden) beendet hat und sich sehr wohl befindet. Ich habe den Saal noch nicht fertig gesehen, aber doch größtentheils, wie ich auch alle Kartons kenne. Aber ich habe viel zu viel Neigung für den Künstler, um je über dieses Werk, ich will nicht sagen, zu einem festen Urtheil zu kommen, denn das maaße ich mir nicht an, aber um nur zu einem unbefangenen Eindruck zu gelangen. Bis jetzt ward es nur von Einzelnen gesehen und eben so viel gelobt als getadelt, man muß abwarten, welches das Resultat der öffentlichen Stimme sein wird . . .

In diesem Augenblick ist Kunstausstellung in Dresden — nichts von Bedeutung. Ein großes Altarbild von Hübner, ein auferstehender Christus mit zwei Engeln, der ebenso wenig anspricht, als ein anderer von ihm, welcher dieselbe Uebung ohne die Engel vornahm. Von Heubel, ein hübsches Portrait und ein kleines graziöses Bildchen, Christus, wie er laufen lernt, und von Reinicke ein heimkehrender Pilger, ein freundliches Bild, das mir wie eine deutsche Ballade vorkommt ꝛc. Das Interessanteste sind Hexen-Scenen von Genelli, Zeichnungen, welche ich aber schon von Frankfurt aus kannte. Im Allgemeinen ist die Ausstellung nicht bedeutend.

Reinick ist hier fixirt, verheirathet, hat eine echt deutsche Frau mit großen blauen Augen, einiger Naivität und einigem Liebreiz, ist eigentlich eine Nichte von ihm. Da ich in der letzten Zeit mehrere Lieder von ihm komponirt, komme ich natürlich auf die Frage, ob Sie auch noch dichten? Wenn Sie was Componirbares haben, schicken Sie mir's. . . .

Düsseldorf, 23. März 50.

. . . . Wir bleiben hier bis zum 3. April. Den 2. (ist mir unter der Hand gesteckt worden) will man mir ein großartiges Abschiedsfest bereiten, sonst wäre ich schon in diesen Tagen in Köln. Unsere Uebersiedlung geschieht mit ein paar Nachtjäcken. . . . .

Digitized by Google

Da die Deinen abgehärtete Musikfreunde sind, so wird es sie interessiren zu hören, daß ich letzten Dienstag in Köln, die 9te Symphonie aufgeführt habe, morgen hier die Passionsmusik aufführe. Zwei solcher Aufführungen in einer Woche constituiren gewiß für einen Musiker eine gute Aufführung. . .

Suche doch zu erfahren, wer ein gewisser frecher Kerl ist, der in den Musikalischen Signalen sich Butterbrodt unterschreibt, schlechte Witze reißt und auch mich nicht verschont hat. Ist es vielleicht ein Butterbrodt, das erst geschmiert werden muß?

Griepenkerls Robespierre habe ich in Köln auspfeifen lassen (bin aber nicht dabei gewesen). . .

Köln, am Bescheerungstage 1880.

. . . Es liegt viel Regen, viel Ueberschwemmung, viel Musik und viel Schreiberei in diesen letzten zwei Monaten. Fünf Gürzenich-Concerte sind vorüber;

im ersten ließ ich einen schönen Chor von mir zum ersten Mal singen, auch das Parzenlied in Göthe's Iphigenie,

im zweiten spielte Sarasate,

im dritten dirigirte Freund Gade (der zehn Tage hier blieb) seine „Kreuzfahrer" und

im fünften, vorigen Dienstag, dirigirte ich die neunte Symphonie von Beethoven und spielte ein Klavier-Concert von Mozart, mit welchem ich vor 59 Jahren zum ersten Mal ein Publikum entzückte.

Die Aufführung meiner Dombau-Fest-Cantate war schon glücklich vorüber, als ich Deinen Brief empfing. Ein paar Tage später wohnte ich in Frankfurt der Eröffnung des glänzenden neuen Opernhauses bei. Nachher speiste ich einmal bei meiner hohen Gönnerin, der Kaiserin, in Coblenz. In diesen letzten Wochen schrieb ich einen längeren Aufsatz „Die Tonkunst seit 150 Jahren" für einen Deiner Landsleute, nämlich den „Hamburgischen Correspondenten," der dieses Jahr sein 150 jähriges Bestehen feiert und die Feier mit Herausgabe eines glänzenden Buchs oder Hefts oder etwas Aehnlichem abschließen will. Wenn ich Exemplare bekomme, sollst Du eins haben, ich meine, ich hätte Dir auch eins geschickt von: „Wie hören wir Musik?"

Mancherlei künstlerisch Interessantes haben wir auch hier erlebt,

Digitized by Google

wobei ich nicht activ betheiligt war, z. B. Possart's Auftreten als Manfred, eine ganz merkwürdige rhetorische Leistung, dann noch einige Aufführungen von Göthe's Faust in Otto Devrient'scher Bearbeitung — à propos: dieser Letztere, ein höchst gebildeter und talentvoller Mann, hat eine Einladung, in London einige Vorlesungen zu halten; ist es Dir recht, wenn ich ihm eine Karte für Dich mitgebe? Ein bedeutender Schauspieler, der lange in Hamburg war, Barnay, spielt übermorgen den Hamlet und dann Anderes, eine der ersten lebenden Schauspielerinnen, die Wolter aus Wien, kommt auch noch, im zweiten Januar-Concert tritt St. Saëns bei uns auf, und so giebt es immerhin Allerlei, was einem abgesehen von der eigenen Arbeit über die, im Grunde doch sehr einfältige Einrichtung — die Leben genannt wird — hinaus hilft. Ich bin nichts weniger als ein Pessimist, weiß auch mancherlei zu schätzen, was einem auf dieser Welt geboten wird, das verhindert aber nicht, daß meine Bezeichnung unserer Existenz ganz ehrlich gemeint ist. Zuviel erbärmliche Bedingungen sind doch an Alles geknüpft. Vor Allem aber die Elendigkeit unserer lieben Mitmenschen — was soll man denn sagen, wenn man in England die irländischen Zustände betrachtet, von Berlin aus Berichte über Judenhetzen liest, und die liebenswürdigen Franzosen fortwährend vor dem Chaos antichambriren sieht! Man ist ganz froh in einem Neste wie hier ein Unterkommen gefunden zu haben, wo die Dinge doch alle mehr wie phantastische Lufterscheinungen an einem vorüberziehen, ungefähr wie die wilde Jagd im Freischütz. . . .

Köln, 14. October 82.

. . . Morgen kommst Du glücklicher Mensch in Rom an und da ich soeben eine neue Partitur beendigt habe, und dadurch sehr guter Stimmung bin, halte ich den Moment für vollkommen geeignet, mit Dir zu plaudern, mit Dir, einem der wenigen Freunde, die aus meinen jungen Jahren noch übrig. Ich frage mich zuweilen, mit welchem Rechte ich noch so kräftig herumlaufe, da so viele, die mir werth waren, schon in den Himmel oder in die Hölle gewandert sind. Von Recht ist ja wohl überhaupt nicht viel die Rede auf dieser Welt; das Einzige, was ich zu meiner Entschuldigung sagen kann, ist, daß ich das Leben nicht mißbraucht habe. Doch — lassen wir solch

Digitized by Google

müßige Betrachtungen. Es ist ganz in der Ordnung, daß Du Dich in London noch gehörig abgerackert hast, ehe Du nach Italien gegangen bist, denn man hat nichts gratis; nun wirst Du den Aufenthalt in dem Prachtland doppelt genießen. Im Grunde leben wir doch in unserm sogenannten Klima ein Hundeleben, nichts als künstliches Plaisir, durch Arbeit, Lektüre und lauter solches Zeug. Das Einzige, was Einen oben hält, ist der Schlaf. Wenn ich Morgens neu belebt aufstehe, und das Wetter mir ganz gleichgültig ist, während der ersten Viertelstunde, sage ich mir, daß keine Wohlthat sich mit dieser vergleichen läßt. Essen und Trinken wäre auch nicht übel, wenn es Einen nicht doch mehr oder weniger herunterbrächte; nur der Schlaf macht, daß man eine Zeitlang das Beste von sich denken mag, was der Tag dann mehr oder weniger gründlich verdirbt.

Ich habe jetzt seit längerer Zeit nicht geschriftstellert, aber viel Musik geschrieben. Den 24. Oktober, auf meinen 71. Geburtstag, fällt zufällig unser erstes Gürzenich-Concert, in welchem ich mir zu Ehren ein paar neue Sachen — von meiner Façon — aufführe. Das Programm werde ich Dir schicken. Aber sobald ich mit den Stücken im Reinen bin, die ich skizzirt habe, mache ich mich an eine größere litterarische Arbeit, an eine, die mir wirklich viel Mühe machen wird, auf die ich mich aber sehr freue. Was es wird, sage ich nie vorher, weil ich mich nicht blamiren mag (vor mir selber), wenn ich's nicht zu Stande bringe. Hier sind wir jetzt furchtbar großstädtisch, fremde Virtuosen spielen, der Wiener Tanz-Strauß giebt jeden Tag Concert, nächste Woche ist französische Comödie, im Theater versucht „ein Jeder was er mag," dazu alle paar Tage ein solennes Leichen-Begängniß, bei welchem man sich Schnupfen und Husten holt — und sich Memento mori ganz ohne Grund — denn man weiß es ja — zuruft: Ich habe mein Testament ja längst gemacht.

In diesem Moment bringt mir der Briefträger eine italienische Sendung, die mich eigenthümlich berührte. Ein Buch über den Dichter Felice Romani von seiner Gattin. Diese Gattin war aber im Jahre 1837 ein hübsches Mädchen in Mailand, ich kam in ihr elterliches Haus, wo viel Musik gemacht wurde. Daß sie später den Poeten geheirathet, hatte ich nie erfahren, es ist nett von ihr, daß sie meiner freundlich gedenkt, wie eine sehr schmeichelhafte Widmung (geschrieben

Digitized by Google

6

und eingeklebt) mir zeigt, da wir uns seit fast 50 Jahren nicht mehr gesehen! . . .

Köln, 14. Juli 84.
Prise de la Bastille!

. . . Bei solcher Hitze bedarf es eines leidenschaftlichen Interesses, um sich „über" zu halten. Ich wähle Dich, werde nicht zu stolz darüber, Du mußt mir furchtbar lange nicht geschrieben haben, da mir scheint, daß Du von dem Hauptereigniß meines Lebens nichts weißt. Oder doch? Ich habe allen meinen öffentlichen Stellen entsagt, weil sich das Dirigiren an bestimmten Abenden namentlich mit meinen gesundheitlichen Zuständen nicht vereinigen läßt. Mein Nachfolger, Willner, Kapellmeister in Dresden, ist schon ernannt. Ich habe eine leidlich anständige Pension, werde freilich keine großen Sprünge machen dürfen, habe aber auch keine Lust mehr, welche zu machen. Jetzt geht es mir besser, aber es sind auch heute 12 Wochen her, daß ich mein home nicht verlassen habe. Die Ruhe und die Regelmäßigkeit des Lebens haben mir wohlgethan, ich glaube übrigens, am Rhein wohnend, könnte ich einmal für immer darauf renonciren auszugehn . . .

Was nun mein tägliches Brod betrifft, so kann ich seit ein paar Monaten wenigstens wieder arbeiten, sowohl musikalisch, wie feuilletonistisch. Ein Band, den ich neulich herausgegeben unter dem Titel „Erinnerungsblätter" enthält freilich nur schon Gedrucktes. Das Buch ist hier bei Du Mont erschienen, es enthält ein paar nette Sachen, wenn ich so sagen darf, namentlich die „Besuche im Jenseits", die zur Zeit Furore machten.

Ein paar Besuche, ein paar Bücher, ein paar Briefe vervollständigen mein tägliches Leben, das nicht gescheidter und nicht dummer ist, als das von Zehntausend Andern. . . .

. . . Das wäre Alles ganz hübsch, aber 73 Jahre zerstören doch das meiste, vollends wenn man nicht wohl ist, — man muß Entsagungsbäder gebrauchen — eine famose Kur. Um Andalusien beneide ich Dich schon jetzt. Ich Narr hätte von Barcelona aus so schön hingekonnt und bin nach Köln zurück, um die Passionsmusik zu dirigiren . . .

Felgentreff & Co., Berlin S., Ritterstr. 26.

Digitized by Google

Digitized by Google

G. B. C.
JUL 23 1981

Digitized by Google